2

Drittes Buch.

Schwer erhalten wir uns den guten Namen; denn Fama
Steht mit Amorn, ich weiß, meinem Gebieter, im Streit.
Seit der Zeit ist zwischen den Zweien der Fehde nicht Stillstand;
Wie sie sich Helden erwählt, gleich ist der Knabe danach.
Wer sie am höchsten verehrt, den weiß er am besten zu fassen,
Und den Sittlichsten greift er am gefährlichsten an.

Göthe.

1.

Befangen in dem Augenblicke, weiß der Mensch fast nie ein gegenwärtiges Ereigniß richtig zu würdigen, beklagt oft, was ihm Heil, und preißt, was ihm Verderben bringt. Erst wenn die Gegenwart schon ferne Vergangenheit geworden ist, erscheint ihm alles im wahren Lichte, und wie anders wird sein Urtheil, wenn es nicht mehr durch vorübergegangene Eindrücke, sondern durch dauernde Folgen bestimmt wird! Wie oft erfreut er sich dann des Unangenehmen, worüber er damals am bittersten klagte, und dankt dem Geschick, das Angenehme, wonach er strebte, nicht erhalten zu haben! — Auch Wielands Leben in seiner Vaterstadt dient hievon zum Beweise. Die Verwirrung, in die er gleich anfangs hinein gerieth, war indeß freilich groß genug, um ihn mit einem Zustand unzufrieden zu machen, der ohnehin seinen Neigungen nicht angemessen war.

Die Einwohner seiner Vaterstadt bekennen sich theils zur evangelischen, theils zur katholischen Religion. Machten nun aber gleich die letzten nur etwa

ein Drittel der Gesammtheit aus, so war doch unter beiden Parteien eine völlige Gleichheit der Rechte; es gab keine herrschende Religion, und die Hauptkirche, die Hospitalkirche und das sehr bedeutende Hospital selbst waren gemeinschaftlich. Aus Personen von beiden Parteien war auch die Regierung der Republik zusammengesetzt. Sie bestand aus einem innern Rath von 20 Personen, wozu ein katholischer und ein evangelischer Bürgermeister, zwei katholische und zwei evangelische geheime Räthe, drei katholische und drei evangelische Räthe aus den Patriziern, und vier von der Gemeinde gewählte Räthe gehörten. Diesem inneren Rath, welcher die Oberaufsicht über alle politischen, juridischen und ökonomischen Angelegenheiten führte, standen zur Seite ein evangelischer Kanzleidirektor, der als Stadtschreiber zugleich das Rathsprotokoll führte, und ein katholischer Syndikus, dem die rechtlichen Gutachten oblagen. Außerdem gehörten zur Regierung noch das Stadtammannamt, das Stadtgericht und ein großer Rath, welchen 20 Bürger, zur Hälfte evangelische, zur Hälfte katholische, ausmachten. Auch bei den beiden andern Behörden war diese Religionsgleichheit eingeführt; es gab einen katholischen und einen evangelischen Stadtammann, welche den Rang gleich nach den Bürgermeistern, in dem Stadtgericht den Vorsitz hatten, und entweder Adelige oder Doktoren der Rechte seyn mußten. Eben dies war der

Fall bei den Bürgermeistern, den ersten geheimen Räthen und den drei ersten Räthen des innern Rathes.

Wieland, der weder ein Adeliger noch Doktor der Rechte war, hatte nach dieser Verfassung nur auf wenige Stellen Ansprüche zu machen, und gehörte zu denen Räthen, deren Wahl der Gemeinde zustand. Bei seiner Ankunft war indeß Aussicht auf eine vortheilhaftere Stelle, weil ein neuer Bürgermeister gewählt werden mußte. Zum erstenmale lernte er jetzt aus eigener Erfahrung politische Intriguen kennen, und mußte dabei selbst eine Rolle spielen, die ihm eben so neu als verhaßt war. Die Wahl eines römischen Consuls zur Zeit des Clodius, meinte er, könne nicht schwieriger und stürmischer gewesen seyn, als diese Wahl eines Bürgermeisters für die Reichsstadt Biberach. Endlich nach vollen sechs Wochen kam man zum Ziele, und durch die erfolgte Wahl wurde die Stelle des Kanzleidirektors erledigt. Um diese bewarb sich Wieland, und dies brachte ihn selbst nun in einen gewissen Kampf mit mehreren Mitbewerbern. In dieser Lage schrieb er an Bodmer: „Ach, mein theurer Freund! die glücklichen Zeiten, die wir im Schooße der philosophischen Ruhe mit einander gelebt haben, sind für mich auf ewig entflohen, diese goldnen der Weisheit gewidmeten Tage, diese glückliche Entfernung vom Getümmel und den Geschäften der Welt, diese Freiheit von Sorgen und

Leidenschaften, diese heilige Stille, worin sich unsre Seelen, bald mit den Geistern verstorbener Weisen besprachen, bald in heiterer Entzückung den Eingebungen einer himmlischen Muse entgegen lauschten, bald in sich selbst gehüllt, ihre eigne Gestalt, ihre wunderbaren Kräfte und das Geheimniß ihres Ursprungs, ihres Zustandes und ihrer Bestimmung erforschten. Diese Stunden des vertraulichen Umgangs, worin wir in freundschaftlichem Streit die Wahrheit entdeckten, oder den Irrthum aus seinen labyrinthischen Hölen hervortrieben, oder mit sokratischer Freiheit der menschlichen Thorheit und unserer eigenen lächelten, bald Könige und bald Dunsen züchtigten, bald den Entwurf eines glücklichen Staats, bald den Plan eines Trauerspiels anordneten. Diese dreimal glückliche Zeit ist für mich dahin, und hat mir nichts als ein trauriges Andenken und vergebliches Bedauern zurückgelassen. Meine Phantasie vom unharmonischen Getümmel des Gegenwärtigen betäubt, stellt mir das Vergangene in einer weiten neblichten Ferne vor, ich erinnere mich meines ehemaligen glücklichen Zustandes kaum anders als unsere von irdischen und körperlichen Gegenständen umschlungene Seele sich ihres ehmaligen geistigen Lebens erinnert. Bedauern Sie mich, mein theurer Freund! Zu eben der Zeit, da Sie sich über das, was in meinem neuen Zustande glücklich genannt werden mag, erfreuen, muntern Sie meinen niedergeschlagenen

Geist auf; mehr als jemals habe ich Ihrer freundschaftlichen Bemühungen nöthig, da die Beraubung aller meiner Freunde, der Verlust der Ruhe und heitern Stille einer wohl angewandten Einsamkeit, Geschäfte, die den Geist und das Herz entweder in einer trägen sumpfigen Ruhe lassen oder das letztere in stürmische Bewegung setzen und den ersten zusammenschrumpfen machen, und eine Lebensart mit einem Wort, die meiner Denkungsart, meinen Neigungen und meinen Gewohnheiten in allem entgegen ist, meinen Geist auslöschen, meine Seele betäuben, und die bessere Hälfte von mir selbst zernichten. So hyperbolisch diese Beschreibung meiner unangenehmen Umstände klingt, so versichere ich Sie doch, daß sie der Empfindung gemäß ist, die ich nur allzuoft davon habe, und da Sie mich und die Lebensart, deren ich so viele Jahre gewohnt bin, kennen, so wird es Ihnen nicht befremdlich vorkommen, daß eine so schnelle und durchgängige Veränderung mir fast unerträglich fällt."

Die Hoffnung, daß auf die stürmischen Tage heitere folgen würden, hielt seinen Muth aufrecht, und es gewann allerdings den Anschein, als ob seine Umstände eine vortheilhafte Wendung nehmen wollten. Dem guten Verhältniß, worin er mit dem neuen Bürgermeister stand, verdankte er es, daß ihm vorläufig die Stelle des Kanzleidirektors übertragen wurde, wodurch er in den Besitz eines der bequem-

sten Häuser der Stadt und einer Besoldung von tausend Gulden kam. Bei dieser vorläufigen Anstellung blieb es aber auch von dem Jahre 1760 bis in die Mitte des Jahres 1764, denn es entstand zwischen beiden Magistratsantheilen ein Prozeß über die Gleichstellung der Kanzlei und des Syndikats, den ein katholischer Rathsherr anregte, welcher bei dieser Gelegenheit beträchtliche Privatvortheile zu erhaschen und sich den Weg zu den ersten Posten in der Republik zu eröffnen hoffte. Während der Dauer dieses Prozesses war Wielands Stellung durchaus unsicher, und — was noch weit schlimmer war — er mußte häufige Erfahrungen von dem Wankelmuth der Gönner und Freunde machen. Im Jahre 1762 schrieb er an Zimmermann: „Der verdammte Prozeß, um dessentwillen ich nun schon zwanzig Monate lang wie eine Seele im Fegfeuer leide, ist nun dahin gediehen, daß es mich vermuthlich meine Stelle gänzlich kosten wird. Ich arbeite mit allen Kräften entgegen, allein ich habe so viel als gar keinen Freund, Niemand hat ein Interesse, für mich zu seyn, und beinahe Jedermann gewinnt entweder wirklich, oder hofft zu gewinnen, wenn ich gestürzt werde." In beständiger Gefahr schwebend, seine Stelle zu verlieren, kam er nie zu Ruhe, und selbst seine Gesundheit litt unter den beständigen Erschütterungen seines Gemüths, zumal da man es auch an Chikanen gegen ihn nicht fehlen ließ. „Meine Umstände — schrieb er

zu Ende von 1762 an Zimmermann — gehen ein wenig tyrannisch mit mir um. Können Sie glauben, daß ich nun etliche Wochen damit verderben muß, ein von mir gefodertes Specimen jurisprudentiae zu verfertigen, ohne welches ich in Gefahr stehe meine Stelle auf eine höchst unangenehme Art zu verlieren? Was für Muth kann man in solchen Umständen haben!" Am 16. März 1763 schrieb er demselben: „Ich werde ganz niedergeschlagen, wenn ich denke, was ich in bessern Umständen, an einem andern Orte, und bei einer den Musen günstigern Lebensart thun könnte; ich möchte zuweilen eine Satyre wider die beste Welt schreiben, wenn ich mir vorstelle, daß kein anderer Platz in der Welt für mich seyn soll, als eine Stadtschreiber- Consulenten- oder Rathsherrnstelle in diesem kleinen schwäbischen Reichsstädtchen; denn es ist noch nicht entschieden, welche von diesen drei Personen, die sich ungefähr gleich gut für mich schicken, ich noch werde vorstellen müssen."

Kein Wunder, wenn er zuweilen die Geduld verlor. So lange sie noch hielt, dachte er auf Mittel sich bei seinen Landsleuten allenfalls auch durch einen gewissen Schein mehr Ansehen zu verschaffen, z. B. wenn er Doktor würde, oder Ehrenmitglied einer Akademie; fing es ihm aber an unerträglich zu werden, daß er es noch für ein Glück halten solle, wenn man ihn duldete, so machte er Entwürfe, sich aus einer Lage zu befreien, die ihm so unsäglichen

Verdruß bereitete. Dabei schien ihm aber wieder, daß die Art, wie er sich bisher in der Welt bekannt gemacht habe, ihm zu einer anderweitigen Anstellung eher nachtheilig als vortheilhaft seyn möge, und daß er sich von einer andern Seite zeigen müsse. Wie aber dieses in Biberach anfangen? „Mein Verstand, schrieb er an Zimmermann, sagt mir, daß ich noch nichts Nützliches und Großes gethan habe, und die Empfindung meiner selbst sagt mir, daß ich in günstigern Umständen zu beiden fähig wäre. Hier gehen meine Talente für das Publikum verloren. Unter solchen Zerstreuungen, bei einem solchen Amte, ohne Bibliothek, ohne Aufmunterung, was kann ich da thun? Wenn ich auch Zeit und Gemüthsruhe und Muth genug hätte etwas zu unternehmen, so verbietet mir der einzige Umstand, daß wir keine Bibliotheken haben, alle Unternehmungen von Wichtigkeit. Ich bin genöhigt, immer aus mir selbst herauszuspinnen. Es sind schon viele Jahre, daß ich mit einer Philosophischen Geschichte, nach einem besondern Plan, schwanger gehe; die Art, wie ich nunmehr ein solches Werk ausführen würde, würde es zu einem nützlichen und angenehmen, vielleicht unentbehrlichen Buche machen. Sie sehen aber, daß, ohne eine Bibliothek von den vollständigsten und kostbarsten Büchern zu seinen Diensten zu haben, an ein solches Werk nicht zu denken ist. Sollt' es nicht Schade seyn, daß es nur darum unterbleiben soll,

weil ich zu Biberach und nicht zu Berlin oder an einem andern Orte bin, wo wenigstens eine öffentliche Büchersammlung ist, worin man die ungeheuern Folianten und Quartanten finden kann, die man bei einer solchen Arbeit alle Augenblicke zum Nachschlagen braucht? — — — Wenn ich Ihnen sagen sollte, was mir am liebsten wäre, so wäre es eine Professorstelle an einem Gymnasio, wie zu Berlin, Breslau, Gotha und andrer Orten sind. Die Einkünfte sind freilich klein genug, allein man hat auch desto mehr Muse, und kann arbeiten was man will. Ist denn kein Mittel, diesem Cyrus, Salomon, Cäsar und Julianus unsrer Zeit auf eine erträgliche Art bekannt zu werden, nur wenigstens so viel, daß er mich zur Direktion irgend eines von seinen unzählbaren Gymnasien tüchtiger hielte, als einen jeden andern?“

Klagen und Entwürfe waren indeß gleich fruchtlos, und dem armen Dulder blieb nichts übrig als auszudauern, und in dem Vorsatz zu beharren, durch strenge Erfüllung seiner Amtspflichten ein günstiges Schicksal wenigstens zu verdienen. Seine Geschicklichkeit in Führung der Geschäfte konnte nicht ohne Anerkennung bleiben, und hatte zur Folge, daß man ihm deren immer mehrere auftrug. So arbeitete er sich ab, während von Monat zu Monat die Hoffnung ihn unaufhörlich neckte; denn wenn der erwünschte Ausgang ganz nahe schien, wußten die

Gegner immer neue Verzögerungen zu verursachen. Als im Jahre 1763 das Ende des Prozesses beinahe gewiß schien, wußte jener Rathsherr doch die Gemüther wieder aufzureizen, und ließ nicht nach, bis er von seiner Religionspartei nach Wien abgeschickt wurde, um alles gegen den protestantischen Antheil zu erregen. Gegen sein Vermuthen fand er Freunde der protestantischen Partei, die ihm so lange kräftig entgegenwirkten, bis endlich, da er seine Gegner ganz in der Schlinge zu haben glaubte, zu seinem großen Erstaunen ein kaiserliches Conclusum hervorkam, worin der Weg eines gütlichen Vergleichs einzuschlagen erkannt wurde; das Aeußerste, was — wie Wieland an Geßner schrieb — zum Vortheile unserer Partei geschehen konnte, da die Katholischen zu Wien fast allezeit favorem judicis haben. So gingen unsre Sachen, und seit diesem ist immer ein Incident nach dem andern gekommen, das den Ausgang verzögert hat; erst die Römische Königswahl, hernach die Reise des Herrn von Senkenberg, itzt die Kabalen derjenigen von unsern Feinden aus unsrer eignen Partei, welche aus Privatabsichten und Jalousie über mich und die enge liaison, worin ich seit zwei Jahren mit unserm Bürgermeister v. H. stehe, die Hofkommission in eine Lokalkommission zu verwandeln sich bemühen, und wogegen, als das gewisseste Mittel unsre Regierung vollends zu Grund zu richten, wir nun mit allen Kräften arbeiten müssen.

Ich sage wir, ob ich gleich der einzige von meiner Partei bin, der die Ehre hat für alle zu arbeiten, und wenn ers am besten gemacht zu haben glaubt (wie es in Republiken zu gehen pflegt), „am wenigsten Dank erhält." Endlich im Jahre 1764 gedieh es dahin, daß die gütliche Ausgleichung zwischen beiden Religionstheilen von zwei Kaiserlichen Kommissarien zu Wien versucht werden sollte. Für niemand gab's dabei mehr Arbeit als für Wieland, denn da nicht einmal ein einziger Kopist da war, der nicht ein heimlicher Anhänger von seiner Gegenpartei gewesen wäre, wenigstens keiner, der gegen Bestechung die Probe gehalten hätte, so mußte er Konzipient und Kopist in eigner Person seyn, und oft bis nach Mitternacht über den unerfreulichsten Arbeiten sitzen.

2.

Konnte nun aber irgend etwas Wielands Lage in seinen ersten Jahren zu Biberach noch mehr trüben, als sie ohnehin schon getrübt war, so war es sein Verhältniß zu Julien. Diese, trotz aller ihrer Philosophie, scheint doch nicht ohne Eifersucht gewesen zu seyn, und Wieland nicht genug verhütet zu haben, sie zu erregen. Eifersucht einer Philosophin ist spitzfindig, Wieland wurde darüber ärgerlich; Julie setzte

ihm Stolz und Kälte entgegen, Wieland wurde leidenschaftlich heftig, und so erfolgte zwischen beiden ein Bruch, ohne daß Wielands Gesinnung wäre geändert gewesen. Im Jahre 1761 starb Juliens Vater; Julie war ohne Vermögen, und Wieland — schrieb an Zimmermann:

Biberach d. 14. Okt. 1761.

Der Tod von Juliens Vater hat wieder Hoffnung in meinem Herzen geweckt. Die Umstände scheinen mir von der Art, daß ich wagen könnte ihr anzutragen, mein mittelmäßiges Glück mit mir zu theilen. Jedoch giebt es auch Umstände, die mein Glück verzögern werden, selbst wenn der Himmel mir bestimmt hat, dies unvergleichliche Mädchen zu besitzen; Sie kennen aber das Haupthinderniß und diese Umstände nicht. Julie hat Recht, sich von mir für beleidigt zu halten, und glaubt, ungeachtet sie mir ihre Freundschaft erhält, die Unmöglichkeit zu fühlen, die Empfindungen, die sie sonst für mich hatte, wieder haben zu können. Ich meines Theils behaupte, daß Julie und ich die einzigen auf der Welt für einander geschaffenen Wesen sind, und daß sie nichts Besseres thun kann, als mir zu verzeihen, mir Freundschaft und Vertrauen ganz wieder zu geben, mich in meine alten Rechte wieder einzusetzen, und meine Thätigkeit

dadurch wieder zu beleben, daß ich durch Arbeit mein Schicksal verbessere, weil ich das ihrige damit vereinigen will.

Den 21. Okt.

— — Ich zweifle nicht, daß Sie unsre Freundin bis zu einem vollkommenen Vertrauen sich verbinden werden. Dann werden Sie Thatsachen hören, gegen die alle, womit Sie meine Zärtlichkeit für sie beweisen wollen, nicht in Betracht kommen; Thatsachen, die nirgends eine Verzeihung finden als bei gemeinen Seelen. Was soll ich sagen, mein Freund? Ich habe allerdings großes Unrecht gegen Julien, aber mein Herz fühlt auch so gewiß als ich mein Daseyn fühle, daß es der Niedrigkeit, Bosheit und Schwärze, deren man mich auf starken Anschein hin beschuldigt, nicht schuldig ist. Im Gegentheil, wenn ich alle die Umstände betrachte, welche alle jene Thatsachen vorbereitet und begleitet haben, so begreife ich nicht, wie ich anders hätte handeln können. Ich sehe deutlich, daß Mslle Bondeli, die als Frau von Welt das Recht hat, alles Unrecht auf mich zu werfen, selbst sehr großes Unrecht hat, sobald sie in dem Lichte gesehen wird, worein sie sich selbst mir gegenüber gestellt hat. Kurz, ich versichere, daß ich von den wahren Ursachen unsers Bruches nichts begreife, und

alles was ich weiß, ist, daß, wenn sie mir nicht völlig verzeihen kann, alle meine ehemaligen Meinungen von der erhabenen Güte ihrer Seele, eben solche Täuschungen gewesen seyn müssen, wie die Gefühle, die uns ehedem beide belebten. Sie fühlen selbst, mein Freund, daß ich der Hoffnung, die sonst mein Glück gemacht, entsagen muß, wenn sie mich nicht eben so sehen kann, wie vor unserm Bruch; nie würde sie mich glücklich machen, wenn sie selbst es nicht wäre, und wie könnte sie dies seyn, wenn sie mich als einen Elenden betrachtete, dem man endlich aus einem Uebermaas von Barmherzigkeit Gnade widerfahren läßt. Ich kenne mein Herz; ich weiß ganz bestimmt, wäre ich in diesem Augenblick bei ihr, so könnte ich mich zu ihren Füßen werfen und liegen bleiben, bis ich durch Bitten und Thränen Verzeihung erlangt hätte. Eine Stunde darauf könnte ich mich aber auch selbst verabscheuen, darüber, daß ich solch einer Schwachheit fähig gewesen. Nein, in Wahrheit, der bloße Gedanke ist unerträglich, daß ein menschliches Geschöpf vor einem andern menschlichen Geschöpf, wie vollkommen es auch seyn möge, sich so erniedrige. Das höchste Wesen verzeiht, sobald wir es lieben, — und eine Tochter Eva's wollte einem Menschen, der sein Leben hingeben würde um ihr zu beweisen, daß er sie liebe, nicht vergeben und vergessen? Lieber wollte ich das Herz mir herausreißen, als noch einmal Verzeihung erbitten, außer

auf gleiche Bedingungen. Kann sie, wenn sie alle Umstände durchgeht, finden, daß ich zu entschuldigen bin, begreift sie, daß sie auch hat Unrecht haben können, giebt sie für immer den Gedanken an Bosheit, an eine Absicht zu beleidigen, an Treulosigkeit und andern ähnlichen Verdacht auf, den sie gegen mich zu hegen sich berechtigt glaubt, kurz, kann ihr Geist mich eben so rechtfertigen, als ihr Herz mir verzeihen, so bin ich alles zu thun bereit, um das Glück, mit ihr zu leben, zu erlangen. Dann erkenne ich die Julie wieder, die ich anbetete, für die ich lebte, und von der ein einziger Blick Ruhe, Freude, ja, wenn ich so sagen darf, eine Art von Seligkeit mir in die Seele brachte. Da haben Sie, mein Freund, die Erklärungen, die ich machen zu müssen glaubte, damit Ihr Eifer für mich Sie nicht zu weit führe. Es ist nicht die Person Juliens, es ist das Herz Juliens, was mich glücklich machen kann; und wenn sie mein seyn soll, so will ich sie ihrer Neigung verdanken, und nicht dem, was Shakespeare inforced Charity nennt.

Erlauben Sie, daß ich alles, was ich sagte oder sagen wollte, noch einmal wiederhole. Kann Julie mich lieben, wie sie sonst mich geliebt hat, und kann sie aus eigner Wahl sich entschließen mit mir zu leben, so werde ich mich für den glücklichsten Menschen halten, wenn ich gleich, um mit ihr zu leben, lebenslang Kanzleidirektor von Biberach werde bleiben

müssen. Kann sie sich aber nicht entschließen; sich dem Risiko einer solchen Verbindung auszusetzen (und zum Entschließen soll sie so viel Zeit haben, als sie selbst will), so wird die Zeit ihr wenigstens lehren, daß ich sie geliebt habe. Einen so verzweifelten Schritt wie den, der mich der Gunst unsrer Freundin beraubt hat, werde ich nicht noch einmal thun, ich werde allein bleiben, und so lange es Gott gefällt ein Leben fortschleppen, das, bei einer ununterbrochenen Folge von Unannehmlichkeiten ohne Beimischung eines wahren Vergnügens, kurz genug werden wird. — — —

Ich sehe voraus, daß Sie von Seite der Familie Juliens auf viele Schwierigkeiten stoßen werden. Man ist der Meinung, daß die Liebe keine Schwierigkeiten sehen müsse; ich bin dieser Art von Liebe nicht fähig. *) Ich fühle für Julien was man nur fühlen kann, aber ich schwärme nicht; ich sehe die Dinge ungefähr so, wie sie sind, und will daher weder Andre noch mich selbst täuschen.

Den 18. December

Was kann die Ursache Ihres so unerwarteten Schweigens seyn? — — — Julie wird Ihnen die

*) Wieland fand nämlich in seiner damaligen Lage bedenklich, sich zu verheirathen.

Ursachen der Kälte, die Ihnen an ihrem Brief anstößig war, detaillirt haben; Sie werden auf diesen Bericht hin empört worden seyn über einen Menschen, der sich gegen eine Person vergehen konnte, die, wenn mich nicht alles trügt, einen außerordentlichen Eindruck auf Ihr Herz machen mußte; kurz Sie werden gefunden haben, daß jener Elende nicht ein Mensch zu heißen verdiene, und wollten nicht anstehen, alle Verbindung mit ihm aufzuheben. Wenn ich richtig gerathen habe, mein lieber Herr, so sind Sie sehr zu entschuldigen, aber glauben Sie mir, daß Sie nicht ohne Ungerechtigkeit über mich aburtheilen können, bevor Sie nicht auch alles das gehört, was ich zu meiner Rechtfertigung zu sagen habe. Nichts kann Sie besser in Stand setzen über den unglücklichen Schritt, der mich Juliens Herz kostet, ohne daß ich sie anklagen kann und doch nichts desto weniger zu beklagen bin, zu urtheilen, als das Lesen aller unserer Briefe von dem Jahr 1759 an bis zum December 1760. Sie werden da Probleme finden, mit deren Lösung ein Philosoph sich würdig beschäftigen kann, und ich bin überzeugt, daß Sie, alles wohl erwogen, einsehen werden, ich sey zwar nicht völlig zu entschuldigen, aber doch mehr unglücklich als schuldig.

Den 5 Jan. 1762.

Wie nöthig wäre mir die Gegenwart eines Freundes wie Sie sind! Ich habe niemand, der mich kennt, oder dem ich mich zeigen darf. Ich muß mein Selbst ausziehen und etwas anders seyn, als ich bin, sogar um mit meinen Eltern, oder den wenigen Personen, mit denen ich zuweilen noch einigen Umgang habe, zu rechte zu kommen. Was für ein elender Zustand! Ich gestehe Ihnen, mein Freund, daß dieser Zustand, wenn er noch einige Jahre dauern sollte, dem Leben meines Geistes und meines Körpers ein Ende machen würde. Die Acquisizion eines Vermögens, das mich von Biberach unabhängig machte, ist das einzige Mittel, dieser Katastrofe vorzubeugen. Alle Tage werden mir Heirathsvorschläge gethan, wovon einige so beschaffen sind, daß sie mir diese Unabhängigkeit verschaffen könnten; es ist mir aber unerträglich, daß ich genöthigt bin, dergleichen Vorschläge nur anzuhören. Julie ist nicht die einzige Ursache davon; denn, ob sie gleich unter allen mir bekannten Personen ihres Geschlechts diejenige ist, die mir am besten convenirt, so sehe ich doch nur allzuwohl, daß es umsonst ist, mir Hoffnungen zu machen, die durch ihre und meine Umstände von einer Woche zur andern immer unmöglicher gemacht werden. Ich bin hier wie der Vogel auf dem Zweige, und weiß niemals gewiß, ob ich morgen seyn werde, was ich

heute bin, oder ob ich in acht Tagen nicht den ganzen Plan, den ich mir fürs Künftige gemacht habe, umgestoßen sehen muß. Sie sehen also, daß ich unsere Freundin nicht anders ansehen kann, als wie einer, der in einem Sturm auf einem Bret, das er ergriffen hat, hin und her geschleudert wird, einen Freund ansieht, der in weniger Entfernung von ihm das gleiche Schicksal hat. In solchen Umständen kann man niemals wissen was man thun wird, weil man niemals weiß, was man zu thun genöthigt seyn wird. Alles also, was mir übrig bleibt, ist, lieber alle Extremitäten zu erwarten, als einen Schritt zu thun, durch den ich sogar die Möglichkeit (sie sey nun wirklich oder nur eingebildet) verlieren könnte, jemals in einen bessern Zustand zu kommen.

Den 5. Februar.

Ihre Aufmunterungen thaten ihre Wirkung; ich empfand, daß ich Quellen von Vergnügen in mir selbst habe. Ich beruhigte mich wieder durch den Gedanken, daß ich nicht unglücklich sey, so lang ich noch empfinden könne. Ich fing wieder an zu hoffen, kurz, ich lebte allen meinen Widerwärtigkeiten zu trotz wieder auf, und wenige Tage hernach erhielt ich eine so entscheidende Probe von einer höhern, für

mich sorgenden, Vorsicht, daß ich nicht mehr zu entschuldigen wäre, wenn ich mich jemals wieder dieser Muthlosigkeit überließe, welche Sie für meine Nerven so besorgt gemacht hat. Ich sollte Ihnen das Räthsel billig auflösen; haben Sie aber noch Geduld.

Den 10. März.

So gern ich Ihnen das Räthsel auflösete, das Sie aufmerksam gemacht hat, so unmöglich ist es mir diesesmal es zu thun. Alles, was ich davon sagen kann, ist, daß weder Julie noch Sophie einigen Antheil daran haben, und daß Umstände, die mich nothwendig determiniren müssen, die Absichten, die ich ehemals auf die Erste hatte, gänzlich verbieten.

So endigte diese Liebe, die wohl schwerlich so hätte endigen können, wenn nicht beide sich in dem, was sie eigentlich für einander fühlten, getäuscht gehabt hätten. Nachdem der Gedanke an eine Verbindung aufgegeben war, was von Juliens Seite zuerst geschah, trat an die Stelle der vermeinten Liebe eine trauliche Freundschaft, die in beiden während ihres ganzen Lebens ungeschwächt blieb. Stets sagte Wieland: es war nur Eine Julie Bondeli in der Welt, und die Zweite wird schwerlich jemals geboren

werden. Nichts desto weniger aber fühlte er damals doch den Unterschied zwischen Freundin und Frau, besonders seitdem Warthausen auf ihn einwirkte, denn in diesem liegt das Räthsel verborgen, von welchem Wieland hier sprach.

3.

Kaum eine Stunde weit von Biberach liegt der Marktflecken Warthausen, der Hauptort einer gleichnamigen Herrschaft, zu welcher zwölf Dörfer gehören, das Eigenthum der Gräflichen Familie von Stadion. In dem Marktflecken selbst liegt auf einem Berge das gräfliche Schloß, aus welchem man die reizende Aussicht in das Rießthal bis nach Ulm hin hat. Der damalige Besitzer, Friedrich Graf von Stadion, Großhofmeister und erster Minister des Churfürsten von Mainz, in früherer Zeit mehrere Jahre lang Kaiserlicher Gesandter in England, hatte dieses Schloß zu dem Ruhesitze seines Alters auser-sehen, und es deshalb mit sehr anmuthigen Gärten und Parks nach Art der engländischen umgeben lassen. Im Jahre 1762 zog er sich als Greis hieher zurück, um den noch übrigen Rest des Lebens sich selbst zu leben, und ihn begleitete ein Mann, welchen der Graf als fünfjährigen verwaißten Knaben, Namens Frank,

gefunden, erzogen und dann stets zu den vertrautesten Geschäften gebraucht hatte. Aus Dankbarkeit und Anhänglichkeit verließ dieser den Staatsdienst zu Mainz, und übernahm die Oberdirektion über des Grafen sehr bedeutende Besitzungen im Wirtembergischen, in Böhmen und Schwaben. Dieser Frank war nun kein anderer als der damals Churmainzische Hofrath, Herr von Laroche, der Gatte Sophiens. Nach einem Zeitraum von Zehn Jahren traf also Wieland hier auf seinem Lebenswege wieder zusammen mit der Geliebten seiner Jugend, die er als Braut verloren hatte. Dies neue Zusammentreffen sollte für sein Schicksal nicht weniger bedeutend werden als das erste gewesen war. Hier sollte er die Gönner finden, die zu Wien für ihn wirkten; hier sollte das Schicksal seines Lebens sich entscheiden. Voll der Ahnung hievon sah er in dem neuen Leben, das zu Warthausen begann, den entscheidenden Beweis einer höheren, für ihn sorgenden, Vorsicht; und gewiß, ohne seine Liebe zu Sophien, wie ganz anders würde alles mit ihm geworden seyn!

Sophie hatte ihm die innigste, herzlichste Freundschaft treu bewahrt, wie Wieland ihr; ihr Gatte mußte ihn achten, und so war er dem alten Grafen hinlänglich empfohlen, den er außerdem vielleicht nie kennen gelernt hätte, wie erwünscht auch dem Grafen in seiner Einsamkeit ein Mann von Wielands Geist und Kenntnissen gewesen seyn würde. Wie viel Wie-

land dabei verloren hätte, sagen uns die Zeilen, die er an Frau von Laroche schrieb, nachdem er, wie von Zeit zu Zeit geschah, wieder etliche Tage zu Warthausen verlebt hatte. „Ich würde kein Ende finden, schrieb er, wenn ich Ihnen schildern wollte, wie die köstlichen Tage zu Warthausen mich entzückt haben, die ich in dieser einzigen Gesellschaft verlebt habe, worin alles, was die Verehrung, Hochachtung und Zuneigung eines Biedermannes verdient, sich vereinigt und unter so wenige Personen vertheilt findet. Ich will und kann nicht loben, aber ich versichre Ihnen, Warthausen ist der Mittelpunkt der Welt, die ich kenne, und ich würde es dem Aufenthalt in allen bezauberten Schlössern Ariosto's und Tasso's vorziehen. Kann etwas meine Zufriedenheit vermindern, so ist es der unbequeme, aber nur zu gerechte, Gedanke, daß ich nicht weiß, womit ich verdiene, in solch eine Gesellschaft gezogen zu werden, außer etwa durch meine Fähigkeit, die Verdienste und Tugenden, die ich nicht erreichen kann, anzuerkennen und zu lieben. — — Sie nennen mich oft einen Sonderling. Ach, meine liebe Freundin, ich weiß nicht, was ich bin, aber ich weiß, daß ich nicht bin, was ich gern seyn möchte."

Der Mittelpunkt, um den sich in dieser kleinen Welt alles bewegte, war der Graf Stadion selbst, ein Greis von 72 Jahren, aber mit allem Feuer eines Franzosen von funfzig, ein einsichtsvoller Staats-

mann von unbezweifelten Verdiensten, und großem praktischen Sinn, der aber auch sonst ausgebreitete Kenntnisse besaß, und als ein Kenner der Kunst seine Güter gern anwendete, auch die Künstler zu befördern, wie denn z. B. Joh. Heinrich Tischbein der großmüthigen Unterstützung des Grafen ganz allein seine Ausbildung verdankte. Mit vielen höchst schätzbaren Vorzügen des Geistes und Herzens verband er die feinsten Sitten eines Weltmanns. Seine edle Haltung erinnerte Wieland an das Lob, welches Hamlet seinem Vater giebt:

That Nature might stand up and say: this is a Man!

Die Ehrfurcht, die er dadurch einflößte, wurde vermehrt durch seine Geschäftsführung, denn wie er selbst höchst pünktlich war und sich allezeit streng an sein Wort band, so foderte er auch streng von Andern die gleiche Pünktlichkeit, und verzieh nicht die kleinste Abweichung in dem, was man ihm zugesagt hatte. Das Ehrfurcht Gebietende in seinem Wesen aber wurde gemildert durch die Annehmlichkeiten seines Umgangs, die ihm die Herzen um so mehr gewinnen mußten, je weniger sie von einer gnädigen Herablassung, sondern von einer liebenswürdigen Natur zeugten, die in geistreicher und feiner Gesellschaft ausgebildet worden. Seine Unterhaltung, zumal wenn er bei guter Laune war, und diese verließ ihn nur selten, war voll Geist und Witz,

anmuthig erheiternd, wie er denn überhaupt dem Leben mit heiterem Weltsinn zugekehrt war.

Die Haupttriebfeder, die um den Grafen alles in Bewegung setzte, war Laroche, des Grafen Zögling, Liebling und in den meisten Eigenschaften ihm gleich oder ähnlich. „Laroche, schrieb Wieland an Geßner, ist ein Mann, der, bei der vollkommensten Kenntniß der Welt und der Menschen, eine ausgebreitete Gelehrsamkeit und eine Kenntniß alles dessen, was unser Shaftesbury zu einem Virtuosen fordert, besitzt, und wenn Sie ihn in einer Gallerie von Malereien, oder am Klavier hören sollten, würden Sie Mühe haben zu begreifen, daß eben dieser Mann, der ein großer Kenner und Meister in den schönen Künsten ist, an Geschicklichkeit im Kabinet und an Erfahrenheit in Geschäften wenige seines Gleichen hat. — — Alles dies Gute wird durch die Eigenschaften seines Charakters vollkommner gemacht. Er ist, in dem ganzen großen Umfange des Worts, ein rechtschaffener, edelmüthiger Mann, ein Menschenfreund; sein Herz ist mit dem Vergnügen, Gutes zu thun, vertraut; er ist für die Freundschaft, und für jedes Sentiment, welches der menschlichen Natur Ehre bringt, gemacht." Dies Gemälde ist allerdings nicht geschmeichelt, nur vollständig ist es nicht, und eigentlich fehlen gerade jene eigenthümlichen Züge, durch welche Laroche, der dreizehn Jahre älter als Wieland war, keinen geringen Einfluß auf diesen erhielt. Laroche pflegte, wie

Göthe sagt," mit allem, was außer dem Lebens- und Thätigkeitskreise lag, zu scherzen, und folgte hierin der Sinnesart seines Herrn und Meisters, des Grafen Stadion, welcher gewiß nicht geeignet war, den Welt- und Kaltsinn des Knaben durch Ehrfurcht vor irgend einem Ahndungsvollen ins Gleichgewicht zu setzen." Wer sich aus Göthe's Leben erinnert, welcher Mittel der Graf zur Ausbildung des Geistes seines Zöglings sich bedient, und wie er dessen Talent dann vortheilhaft für sich in gewissen Liebeshändeln benutzt hatte, der wird sich verwundern müssen, wie Laroche sich seinen Sinn für Wahrheit und Recht erhielt, aber sehr begreiflich finden, wie er mit dem hellsehenden Blick und der Erfahrenheit des Weltmanns auch die Kälte desselben erhalten hatte. Dies gab ihm etwas Satyrisches, welches jedoch heiterer Art war wie sein Temperament. Die Welt hat nachmals sein Talent zur Satyre aus seinen Briefen über das Mönchswesen kennen gelernt. Alles Schwärmerische, Ueberspannte und Empfindsame hielt er damit entschieden von sich ab; in seinem eignen häuslichen Leben mangelte es selten an Gelegenheit, ihn auf einen schalkhaften Ton zu stimmen.

Die übrige männliche Gesellschaft, ein seltsames Original von einem Arzte, und ein Kaplan, den man als Magister Pangloß bezeichnete, waren von keiner Bedeutung.

Desto interessanter war der weibliche Kreis. Die Gräfin von Schall, älteste Tochter des Grafen, hatte an mehreren Höfen gelebt, und lebte jetzt mit unendlicher Sorgfalt allein den Pflichten der kindlichen Liebe. Alle Grazien des Witzes und alle Anmuth ihres Umgangs bot sie jetzt nur auf, um in der ländlichen Einsamkeit einen verehrten Vater zu erheitern.

Zwar nicht für gewöhnlich, aber doch häufig, gesellte sich zu ihr, ihre jüngste Schwester, die Gräfin Maximiliane, Stiftsdame in dem nahgelegenen Reichsstifte Buchau am Federsee, von welcher Wieland manchen Zug der Psyche seines Agathon entlehnt hat.

Allen unentbehrlich war Frau von Laroche, durch die Eigenthümlichkeit ihrer Sinnesart die bequemste Gesellschafterin. Sie war, wie Göthe sagt, „mild gegen alles, und konnte alles dulden ohne zu leiden; den Scherz ihres Mannes, die Zärtlichkeit ihrer Freunde, die Anmuth ihrer Kinder, alles erwiederte sie auf gleiche Weise." Für die Unterhaltung des Grafen durch ihr Talent sorgte Laroche auf eine eigne Art. Jeden Morgen vor sieben Uhr, ehe er in das Kabinet der Geschäfte ging, bemerkte er seiner Gattin eigens ausgewählte Stellen aus teutschen, französischen und englischen Werken, mit deren Inhalt sie sich bekannt machte, und wofür sie eine leichte schickliche Einkleidung suchte. In dieser brachte sie dann

das Gelesene an, entweder wenn sie dem Grafen beim Auf- und Abgehen in vielen in einander laufenden Zimmern Gesellschaft leistete, oder auch bei Tafel. So war stets dafür gesorgt, daß es nie an passender Unterhaltung fehlen möchte.

Zu einer erfreulichen Abwechselung in dem Tone trugen selbst zwei liebenswürdige Kinder der Frau von Laroche bei, denn wenn das, was der Geist wirkt, auch nur den Geist zu beschäftigen und anzuziehen vermag, so regt hergegen die reine Natur, die sich wahr und offen in dem Kinde ausspricht, die ganze Gemüthswelt auf, und der Mensch fühlt seine Menschheit nie reiner als in der Liebe zu den Kindern.

Ein Tag in so ausgesuchter Gesellschaft verlebt, vereinigte für Wieland alles, was er sich Erfreuliches für Geist, Herz und Sinn nur irgend gewünscht hatte. Den Morgen brachte er auf der Bibliothek des Grafen zu, die vorzüglich in Beziehung auf die engländische Literatur sehr reich war, vielfache Gelegenheit auch zum Studium der Kunst darbot, eine treffliche Sammlung mathematischer und physikalischer Instrumente enthielt, und mit dem Neuesten der inländischen Literatur immer versehen wurde. Lustwandlungen in den reizenden Umgebungen bereiteten eine Tafel vor, die durch ihre köstlichen Weine für jeden verführerisch werden konnte, der im Genuß des Weines die Mäßigkeit nicht so liebte wie der Graf und der noch mäßigere Wieland. Es gab daher hier nur

seine Sokratischen Becher, welche die Lebensgeister nur so weit anregen, daß der muntere Scherz und der geflügelte Witz um so leichter ihr heiteres Spiel treiben können. Die übrige Zeit des Tages war zwischen Lesen, Gespräch und Lustwandeln getheilt, und der Abend beschloß mit einem Concert von Jomelli, Graun oder einem ähnlichen Tonkünstler.

Für Wieland war jeder solche Tag um so mehr ein Festtag, je weniger er in Biberach selbst eine ihm angemessene Gesellschaft fand. Hier wurde der Sturm in seiner Seele, den sein verdrießlicher Prozeß aufregte, beschworen, und losgekettet von dem Aktentische, fühlte er sich wieder frei und in seinem wahren Elemente. So wirkte der Aufenthalt zu Warthausen wohlthätig auf sein Gemüth, während er zugleich seinem Geiste Vortheile brachte, die er vielleicht selbst in einer Hauptstadt nicht so hätte erlangen können. Neue Lebensansichten eröffneten sich hier dem ehemaligen Klausner, da er den Ton der großen Welt von seiner gefälligsten Seite, durch liebenswürdige Frauen, kennen lernte, und zwei so vorzügliche Männer von Welt wie der Graf und Laroche zur Erweiterung und Berichtigung seiner Welt- und Menschenkenntniß so unendlich viel beitrugen. Ihre Mittheilungen konnten ihm auch gewiß zu keiner gelegneren Zeit kommen, als eben jetzt, da er selbst in das praktische Leben eingetreten war, worin sich ihm so vieles von ganz andern Seiten dar-

stellte, als zu der Zeit, wo er sich seine Welten und Menschen selbst schuf. Das Bedürfniß genauerer Belehrung war ihm täglich dringender fühlbar geworden, und so war auch seine Seele jetzt um so empfänglicher dafür, und es zog ihn auch deswegen nach Warthausen hin.

Sophie aber, wie viel Antheil hatte denn sie daran? — Mit ihr befand sich Wieland nun in der Lage, die er in seinem Gedicht: die erste Liebe, geschildert hat.

> Und o! wie spitzt sich einst des Pastorfido's Kinn,
> Wenn zu den väterlichen Linden
> Die Zeit zurück ihn führt, die holde Schäferin,
> Auf deren Schwur und treuen Sinn
> Er seines Lebens Glück versichert war zu gründen,
> In eines Andern Arm zu finden!

Eben diese Lage, scheint es, mußte jetzt entscheidend auf sein ganzes Wesen und Leben einwirken. Wie wirkte also dieses äußerst zarte Verhältniß auf den so reizbaren und, wie wir ihn nun einmal kennen, für die Liebe so empfänglichen, Dichter?

Unter den von Horn herausgegebenen Briefen Wielands an die Frau von Laroche findet sich auch einer ohne Datum und Schluß, und der Herausgeber hat ihn, nach Vermuthung, in das

Jahr 1762 gesetzt. Hier ist die Uebersetzung davon aus dem französischen Original.

„Ich will, wenn es möglich ist, meine unvergleichliche Freundin, den Enthusiasmus unterdrücken, worein mich das Lesen Ihres Briefes versetzt hat; soll ich aber nach dem, was ich dabei gefühlt habe, urtheilen, welche Wirkung muß er auf das Herz unsers Freundes machen! Göttliche Frau! Sie lassen mich das zu mir selbst sagen, was K—g mir vorwirft, — wie kann man Sie kennen, wie kann man Sie geliebt haben, und für ein anderes Weib in der Welt empfinden? — Treten Sie, beim Gott der Liebe! treten Sie zurück in jenen Zustand der Theilnahmlosigkeit und Gleichgültigkeit, worin ich Sie gesehen habe, nehmen Sie den Schleier wieder vor, der mir Sophien verbarg, gebrauchen Sie nicht die unwiderstehliche Macht, die der Himmel Ihnen gegeben hat, alle fühlenden Wesen anzuziehen, hinzureißen, zu bezaubern, seyen Sie weniger liebenswürdig, oder lehren Sie uns, Sie mit jener glücklichen Dummheit zu betrachten, die nichts fühlt, und sich glücklich preißt so weise zu seyn. — Doch nein, bleiben Sie wie Sie sind, machen Sie die Tugend liebenswürdig, die Ihre Züge angenommen zu haben scheint, um uns an sich zu ziehen, herrschen Sie über unsre Herzen, machen Sie uns durch unsre Handlungen, durch unser Betragen, der Gefühle würdig, die Sie uns einflößen. Ja, liebe Freundin,

Ihre Reize sind die Reize der Tugend und jenes göttlichen Gefühls, welches alles das in sich schließt, was die menschliche Natur veredelt und erhebt, was uns zu allen schönen Handlungen antreibt, was uns schaudern und fliehen macht vor allem der Würde unsers Wesens Unziemlichen, und uns eines Glücks fähig macht, weit erhaben über jenes, welches gemeinen Seelen im Schooße des Vergnügens selbst zu Theil wird, von welchem sie nur das am wenigsten Wünschenswerthe genießen. — Theure, theure Freundin, machen Sie mich würdig, Sie mit diesem heiligen Namen zu nennen; ich verspreche Ihnen Gelehrigkeit, und gewiß, Sie sollen stets in meinem Innern lesen, meine Seele soll offen vor Ihnen liegen; Sie werden mir beistehen, um mit der Empfindsamkeit des Herzens Festigkeit der Vernunft und Mäßigung der Weisheit zu vereinigen, Sie werden mich lehren mich selbst nicht mehr zu lieben als meine Freunde, und das Vergnügen sie glücklich zu sehen und zu Ihrem Glücke beizutragen, jener trügerischen Glückseligkeit vorzuziehen, welche nur die eigne Befriedigung sucht."

Welch ein enthusiastischer Brief! Welche bedenkliche Umstände setzt er voraus! Man bedenke doch nur die ganz entgegengesetzte Sinnesart von Laroche und seiner Gattin; sie ernst, er heiter; sie empfindsam, er mit schalkhafter Satyre alle Empfindsamkeit verfolgend; sie der Gesellschaft hingegeben, er die

meiste Zeit seinen Berufsarbeiten lebend: Göthe selbst ist der Meinung, man werde vermuthen, daß hieraus ein häusliches Misverhältniß hätte entstehen müssen. Der Gatte war nicht aus Liebe gewählt, der durch unglücklichen Zufall, durch Misverständniß entrissene Bräutigam, der unschuldig so viel gelitten, glüht noch von denselben Gefühlen, ist fähig, den ganzen Werth der Geliebten zu erkennen, begegnet ihr in allen Ansichten und Empfindungen, leidet, — die Tugend macht eine Scheidewand zwischen beide, — siehe da, wie viel Stoff zu einem Roman, der das erwähnte Räthsel ganz natürlich lößt! Wie vielen Dank müßte ein Geschichtschreiber des amours d' Horace, de Catulle u. s. w. Herrn Horn für diesen Brief wissen! Wieland in der Lage von seinem Araspes! Wieland in eben der Lage mit Frau von Laroche; wie Göthe in späterer Zeit mit deren Tochter, wo er das Bekenntniß ablegt: „Es ist eine sehr angenehme Empfindung, wenn sich eine neue Leidenschaft in uns zu regen anfängt, ehe die alte noch ganz verklungen ist. So sieht man bei untergehender Sonne gern auf der entgegengesetzten Seite den Mond aufgehn und erfreut sich an dem Doppelglanze der beiden Himmelslichter.“

Es ist Schade um einen so schönen Roman, daß er ungeschrieben bleiben muß, wenn die Dichtung nicht der Lüge geziehen werden soll. Wie verschieden auch die Sinnesart der Frau von Laroche von der

ihres Gatten war, so waren doch beide edle Naturen, jeder erkannte den wahren Werth des andern an, und ehrte ihn, und es hat in ihrer Ehe nie ein Misverhältniß statt gefunden, vielmehr war dieses eheliche und häusliche Verhältniß gleich schön in den Tagen des Glücks und des Unglücks. — Wie, und Wieland hätte solch ein Verhältniß nicht geehrt? Er wäre mit einer sentimentalen Liebeserklärung dazwischen getreten? denn daß diesem Brief eine solche vorausgegangen seyn muß, ist doch unverkennbar. Der fatale Brief, daß auch er gerade keinen Schluß haben muß, aus welchem sich vielleicht ein Zusammenhang ergäbe, der die Sache doch am Ende in ein anderes Licht stellte!

Herr Horn ist freilich ganz unschuldig daran, daß er den Brief ohne Schluß vorfand; und was kann Er dafür, daß Wielands Sohn denselben Brief mit dem Schlusse vorfand? daß ihn dieser in das Jahr 1768, — drei Jahre nach Wielands Verheirathung — setzen zu müssen glaubt? Dieses hätte Herr Horn freilich wissen können und sollen, denn Ludwig Wielands Sammlung der Briefe seines Vaters erschien fünf Jahre vor Horns Sammlung, und in jener steht der vollständige Brief Bd. 1. S. 127. fgg.

Wir haben also den Schluß, und er bezeugt allerdings, daß eine für Frau von Laroche gefaßte Leidenschaft, eine sehr sentimentale Liebe da war; nur war es Wieland nicht, der davon ergriffen war, sondern

K—g, der Freund, von welchem die Rede ist, und von welchem Wieland mit großer Theilnahme und Achtung spricht. Wielands Entzücken entsprang aus der Art und Weise, wie seine Freundin in ihrem Briefe den jungen Mann in das ihrer und seiner würdige Verhältniß zu stellen gesucht hatte. Wieland billigte durchaus diese Weise, und hatte nur ein einziges Bedenken dabei. „Es ist natürlich, schreibt er, daß Ihr Brief seine Leidenschaft vermehren wird. Sein Gefühl der Anbetung selbst wird ihm für Sie nicht genug scheinen. Er wird nie Ausdrücke für seine Gefühle zu finden glauben, und wird immer die rührendsten finden. Was wird die Folge davon seyn? Fühlende Seele, liebende Seele (wenn ich einen Ausdruck Ihres Freundes Rousseau gebrauchen darf), was wirst du auf eine Antwort antworten, welche dir unvermerkt den Enthusiasmus, womit sie geschrieben ist, mittheilen wird? Welcher Briefwechsel, guter Gott! ist dieser seit drei Monaten! — Die Abwesenheit facht das Feuer der Einbildungskraft an. — Sie werden schöne Fortschritte machen, sie beide, glauben Sie es Ihrem honest friend. Was für ein Unglück aber wird daraus entspringen? Keins, in Wahrheit! Lassen Sie also Ihr Herz gewähren, das Ihnen nie etwas anders als das Gute eingeben wird. Liebt Euch, im Namen Syrachs. Sie sind zu edelmüthig, ich will nicht sagen zu weise, aber Sie haben eine zu schöne Seele, um alle die weniger

zu lieben, welche Sie durch Ihre Neigung beglücken, und übrigens, wie jener Engländer sehr richtig bemerkte, was kann's denn schaden, wenn Sie zu Warthausen einen Freund lieben, der Sie zu Dresden liebt?"

Dies ist nun gewiß nicht die Sprache eines Liebhabers oder Nebenbuhlers, und die bloße Mittheilung dieser Stelle muß Wielanden von jedem Verdachte reinigen, den man vielleicht hätte fassen können. Indeß, um die Wahrheit zu gestehen, fehlt es allerdings nicht an Liebeserklärungen, welche Wieland der ehemaligen Braut, und noch immer Geliebten, machte, allein sie sind von ganz anderer Art. Wenigstens eine, zumal da sie auch in Horns Sammlung fehlt, mag hier zur Probe stehen. „Ich weiß nicht, schreibt er, in welcher Laune ich bin, wenn es nicht die Laune ist, Quodlibets zu sagen. Langweile ich Sie, desto schlimmer für Sie; denn ich bin noch nicht am Ende. Ich habe noch, dem Himmel sey Dank, Weißes auf dem Blatte, und ich bin nicht der Mann, Ihnen nur die kleinste Thorheit zu erlassen, die darauf Platz finden kann. Mich ergreift die Lust, der Ehrerbietung unbeschadet, Ihnen Schönes zu sagen. Wissen Sie denn, meine liebe alte Bekanntschaft, daß Sie sehr wohl daran thun, ein wenig Freundschaft für mich zu haben? Ein wenig Freundschaft! — Injusti Dei! Was ist ein wenig Freundschaft in Vergleichung mit all den Gefühlen,

die ich verschließe in my silent heart! Grausame! Sie fühlen nicht, wie viel Reparations Sie mir schuldig sind! Sie, die Sie das Publikum und die Nachwelt aller der schönen Verse beraubt haben, die ich gemacht haben würde, wenn Sie fortgefahren hätten die Rolle meiner Muse zu spielen; — Sie, die wahre und einzige Ursache aller der Treulosigkeiten, die ich an so vielen liebenswürdigen Weibern begangen habe; denn Sie haben mir das Recht, Sie zu lieben, genommen, ohne mir die Fähigkeit zu geben, etwas Andres zu lieben, als Sie. Um mich zu zerstreuen, sage ich maschinenmäßig einem artigen Mädchen oder Weibe allerlei vor, was ich nur für Sie fühle. Die armen Schäfchen glauben mir aufs Wort. Aus Erkenntlichkeit fühlen Sie die schönsten Dinge von der Welt. Ich langweile mich. Man merkt, daß der Herr nichts fühlt, und beklagt sich bitterlich. Man halte sich an Sie! Abrenuncio! Ich wasche meine Hände! Ich bin nur gemacht, Sie zu lieben, und ich werde meine Bestimmung erfüllen. Ich will Sie lieben, den Gestirnen, Ihnen selbst und allen Abbés in der Welt zum Trotz! Nicht, als ob ich irgend eine Rückkehr von Ihrer Seite verlangte; die verdiene ich auch nicht: ich liebe Sie, weil der Schicksalsschluß meines Horoskops mich dazu verurtheilt. Ich bin rasend über eine Treue, die ich mitten unter meinen Treulosigkeiten Ihnen bewahren muß. Nicht an mich also muß man sich halten,

wenn — um doch endlich ein vernünftiges Wort zu sagen — ein Blick von Sophien hinreicht, um alle übrigen Weiber aus meinem Herzen zu vertreiben. — Die Nacht ist schon zu weit vorgerückt, um noch ein neues Blatt zu nehmen. Sie kommen also mit diesem Wenigen davon. Adieu, meine Freundin!“

Wohl hatte also seine erste Liebe die erste Stelle in seinem Herzen sich erhalten, allein er war doch auch fähig, mit seiner Liebe und über sie zu scherzen, und eine feine Ader von Ironie, gegen sich selbst gerichtet, läuft durch die ganze launige Liebeserklärung hindurch. Laroche selbst mußte sich ihrer freuen, so ganz war sie in seinem Sinn und Geist, von welchem der Einfluß auf Wielands Geist nicht zu verkennen ist. In der That schlossen beide Männer sich immer näher an einander an, und es kam eine Zeit, wo, zur Verwunderung der Frau selbst, Wieland dem Manne sogar näher stand, als der Frau. „Sie fragen mich, schrieb Wieland dieser, warum Laroche mich liebt? In Wahrheit und auf meine Ehre, ich weiß es nicht; ich habe niemals begriffen, wie sich das so gemacht hat, aber Sie wissen, daß man mich immer geliebt hat, und daraus sehe ich wohl, daß ich sehr liebenswürdig seyn muß, aber ich sehe das Wie und Warum nicht. — Seyen Sie wahrhaft gut, sagen Sie mir. Mit Gunst, meine liebenswürdige Cousine, erklären Sie mir das doch recht. Wie muß man denn seyn, um zu seyn, wie Sie es

wollen?“ So stand, wie sich hieraus ergiebt, Wieland in einer etwas wunderlichen Stellung zwischen Frau und Mann. Er liebte die Frau, und wenn er andre mit ihr verglich, so verloren alle bei der Vergleichung, nicht blos die, auf die man ihn als Heirathskanditatinnen hinwieß, und deren eine und die andre auch wohl eine flüchtige Neigung in ihm erregte, sondern selbst eine Julie Bondeli, für die er eine so starke Neigung gefühlt hatte; er liebte den Mann, und trieb ein ironisches Spiel mit sich selbst wegen seiner Liebe zu dessen Frau, wodurch es endlich so weit kam, daß er sich in seinen ganzen Lebensansichten von denen einer Frau, die er zu lieben nicht aufhörte, völlig entfernte, und dagegen die des Mannes theilte.

4.

Wäre Laroche in früheren Jahren unserm Wieland auf seinem Lebenswege begegnet, so würde er ihn für eine Art von Mephistopheles gehalten, geflohen und vor ihm gewarnt haben. Einen ganz andern Eindruck mußte er auf ihn machen nach der Veränderung, die bereits in der Schweiz mit ihm begonnen hatte, und die, wenn nicht noch einmal die Liebe ihn ein wenig aufgehalten hätte, nicht erst in

Biberach würde vollständig geworden seyn. Hier aber schien sich alles zu diesem Zwecke vereinigt zu haben. An L. Meister schrieb er hierüber: „Mit meinem Uebergang aus der Platonischen Schwärmerei zur Mystischen (Ao. 1755—56,), und mit meinem Herabsteigen aus den Wolken auf die Erde ging es natürlich und gradatim zu. Mein Cyrus und meine Panthea und Araspes waren die ersten Früchte der Wiederherstellung meiner Seele in ihre natürliche Lage. Indessen konnte es nicht anders seyn, als daß damals alles noch sehr idealisch in meinem Kopfe war. Durch ein paar Jahre Aufenthalt in der damals sehr unruhigen Reichsstadt Biberach kam ich ins praktische Leben, und dies wirkte so außerordentlich auf mich, daß in weniger als einem Jahre mein ganzes voriges Leben in der Schweiz mir wie ein schöner Traum vorkam, und daß ich mich aller meiner dortigen Freunde und Verbindungen (den einzigen Zimmermann ausgenommen) nur wie abgeschiedener Seelen in Elysium erinnerte. Sehr viel trug auch zu der Revoluzion in meiner Seele meine mit dem Jahr (1761 — 1762) angefangene Konnexion mit den Bewohnern des gräflich Stadionischen Schlosses Warthausen, besonders mit Herrn la Roche und dem Grafen selbst bei." Am 8ten Novbr. 1762 schrieb er an Zimmermann:" Ich bin nicht, der ich war, m. l. Z., ohne mich zu verwundern, daß ich Enthusiast, Hexametrist, Ascet,

Prophet und Mystiker gewesen bin. Es ist geraume Zeit, daß ich, Dank dem Himmel, von allem diesem zurückgekommen, und mich ganz natürlich wieder auf demselben Punkte befinde, von dem ich vor zehn Jahren ausgegangen bin. Platon hat dem Horaz, Young dem Chaulieu Platz gemacht. Die Harmonie der Sphären ist den Arien von Galuppi und den Symphonien von Jomelli, der Nektar der Götter dem Tokaier der Ungarn gewichen. Da sehen Sie viel Verwandlung, ohne daß das, was den wahren Werth eines Biedermannes ausmacht, die mindeste Veränderung erlitten hätte. — Was am meisten beigetragen hat, diese Verwandlung, oder wenn Sie wollen, diese Herstellung meiner ursprünglichen Gestalt, woraus die Magie des Enthusiasmus mich gedrängt hatte, zu bewirken, das ist hauptsächlich die Unzahl von Misgeschick, Noth und Plagen, die mich seit der Rückkehr in mein Vaterland verfolgt haben. Da fühlte ich das Nichts all der großen Worte, all der glänzenden Phantome, die in einer süßen Einsamkeit oder an der Seite einer Guyon oder Rowe so verführerische Reize haben für ein empfindbares Herz wie das meinige, und für eine Einbildungskraft, die um so thätiger war, da sie mich für alles, was den Sinnen abging, entschädigen mußte. — Ich fühle nur zu sehr, wie schwierig und fast unmöglich es ist, mit guter Art in diese Unterwelt zurückzukehren, nachdem ich mit Reisen in eine

andre debutirt habe, und zu wagen ein Mensch zu seyn, nachdem ich — noch dazu in der ersten Jugend — den Seraph und den Inspirirten gemacht habe. Aber ich werde stets aufrichtig seyn, was man auch sagen möge; und sollte man mich auch für einen Thoren halten (womit mir ohne Zweifel kein großes Unrecht geschehen würde), so werde ich wahr und ehrlich seyn, und nie heucheln, um die Ehre zu haben meinen Charakter zu behaupten. — Da haben Sie denn genug, um sie auf vielerlei vorzubereiten, was mich von einer Seite bekannt machen wird, über die alle die guten kleinen Seelen, die nicht wissen, wie so etwas zugeht, sehr erstaunen werden; Sie und Ihres Gleichen haben ohne Zweifel dies alles längst errathen und vorausgesehen, und werden darüber so wenig erstaunen als ich. Glücklicher Weise scheint sich the blind Houswife Fortune, um mit Shakespeare zu reden, ein wenig in die Veränderung meiner Philosophie mischen zu wollen."

Mit vollem Rechte spricht Wieland hier von der Veränderung seiner Philosophie, denn nicht ohne diese wurde die Veränderung seines Wesens und Wirkens vollbracht. Was auch die Umstände von allen Seiten auf ihn einwirken mochten, dessen er sich nicht deutlich bewußt wurde; so folgte er doch keineswegs blind dem Zuge der Umstände, sondern fühlte sich durch sie aufgefodert, die Vergangenheit mit der Gegenwart zu vergleichen. Wie schmerzliche

Empfindungen ihm dies auch anfangs erregte, allgemach mußten sie doch der ruhigen Betrachtung weichen, die ihm die Nothwendigkeit, für die Zukunft mit sich abgeschlossen zu haben, immer mehr erkennen ließ. Bis er hierüber sich klar, und einig mit sich selbst geworden, konnte er zu keiner heiteren und ruhigen Gemüthsstimmung gelangen. Er suchte die Ursache seiner jetzigen Unzufriedenheit zwar allein in seiner Lage und seinen Geschäften, die allerdings Mismuth genug erregen konnten; allein seine Unzufriedenheit damit nahm von dem Augenblicke sichtbar ab, wo er sich in die Lage gesetzt hatte, die verschiedenen Systeme der Philosophie mit einander vergleichen zu müssen, um das rein auszufinden, was Weisheit und Tugend vermögen. In diese Lage setzte er sich, als er den Plan zum Agathon entwarf, was zu einer Zeit geschah, wo seine Verstimmung aufs Höchste gestiegen war.

Am 5. Januar 1762 schrieb er an Zimmermann: „Ach, mein Freund! diese unseligen Geschäfte werden in die Länge meinen Kopf, mein Herz, meine Gesundheit und mein Leben zu Grunde richten. Ich kenne mich in der That selbst nicht mehr. Ich muß mich durch eine Art von freiwilliger Dummheit und Betäubung unempfindlich machen, ich darf mich weder des Vergangenen erinnern, noch auf die Umstände Acht geben, die mir das Künftige weißagen; kurz, da der Gebrauch meiner Seelenkräfte nur dienen

würde, mich ohne Unterbrechung die Abscheulichkeit meines Zustandes empfinden zu machen, so ist das einzige, was mir übrig bleibt, meiner selbst und dessen, was ich gewesen bin, zu vergessen. Was von meinen Arbeiten in so unglücklichen Umständen zu erwarten sey, können Sie sich leicht vorstellen. Ich amusire mich zuweilen mit Entwürfen, ich werde tausendmal unterbrochen, ich habe keinen Tag, der mein eigen ist, ich bin keine Stunde sicher, daß ich den Humor behalten werde, worin ich war; meine Einbildungskraft ist erloschen, mein Herz ist leer, meine Empfindlichkeit ist aus Mangel liebenswürdiger Gegenstände und durch eine beständige Irritazion von hassenswürdigen und monströsen Gespenstern zu lauter Galle worden; ich bin also außer Stand Entwürfe auszuführen, deren Konzeption noch ein Ueberrest aus meinem ehemaligen Zustande ist; meine Arbeiten gehen nicht von statten, und gemeiniglich muß ich den folgenden Tag wieder ausstreichen, was ich den vorigen Abend geschrieben hatte. Dem allen ungeachtet habe ich vor etlichen Monaten einen Roman angefangen, welchen ich die Geschichte des Agathon nenne. Ich schildere darin mich selbst, wie ich in den Umständen Agathons gewesen zu seyn mir einbilde, und mache ihn am Ende so glücklich als ich zu seyn wünschte."

Am 7. April schrieb er demselben: „Ich habe diese verwichene Zeit über das halbe Archiv auf mei-

nem Zimmer gehabt, um an einer verwünschten Deduktzion von mehr als dreißig Bogen zu arbeiten. Auf eine so miserable Art habe ich nun schon zwei Jahre meines Lebens verloren. Was in solchen Umständen aus dem Agathon und andern Projekten werden kann, mögen Sie sich leicht selbst vorstellen. Noch ein oder zwei solche Jahre, so bin ich unwiederbringlich verloren. An einem solchen Ort, bei solchen Geschäften, Händeln, Prozessen und Verfolgungen, müßte das Genie eines Engels endlich unterliegen."

Dennoch unterlag das seinige nicht, und gegen Ende desselben Jahres schrieb er: „Es wundert Sie billig, daß ich in den unbegreiflich tollen und alle Geduld ermüdenden Umständen des 1761. und 1762. Jahres den Agathon schreiben konnte. Verwundern Sie sich weniger oder mehr, wenn ich Ihnen sage, daß es eine kleine Zauberin war, die dieses Wunder wirkte? Ohne sie würde ich tausendmal unter der Last der Verzweiflung erlegen, oder in Anstößen von Trübsinn, Unmuth und Wildheit auf verderbliche Extremitäten gefallen seyn. Sie sehen leider, liebster Zimmermann, daß ich noch weit entfernt bin, weise zu seyn."

Das Gelingen einer neuen Geistesschöpfung, nachdem nur einmal die erste Schwierigkeit besiegt, und der Zweifel, ob die Schwungkraft des Geistes sich nicht verloren habe, beseitigt war, hatte zuverläßig

seinen Antheil an der immer mehr wiederkehrenden Heiterkeit des Dichters, einen ungleich größeren aber noch der Gegenstand selbst, dessen Bearbeitung den Denker zu allen den Entwickelungen nöthigte, die zu seiner eigenen Beruhigung ihm unentbehrlich waren. Man weiß, daß der Jon des Euripides ihm die erste Idee zu seinem Agathon gab. Er sah in demselben eine liebliche und zarte Vereinigung jugendlich reiner, beinahe noch knabenhafter Einfalt und Unschuld mit leisem Bewußtseyn oder instinktartigem Vorgefühl einer über seinen gegenwärtigen Stand und Beruf erhabenen Natur, und es reizte ihn nachzudenken, wie dieser unter den Lorbern des Delphischen Gottes aufgewachsene, unsträfliche, fromme, jungfräulich unschuldige und doch hochherzige Jüngling, begabt mit dieser Empfindsamkeit, diesem Feuer der Einbildung, dieser schönen Schwärmerei, in dem Leben der Welt sich entwickeln würde. Nothwendig mußte nun das Weltleben dem Leben in einer, zu angenehmer Schwärmerei einladenden, Einsamkeit entgegengestellt werden, und dieser Kontrast mußte zu Vergleichungen und Betrachtungen führen, die nicht anders enden konnten als mit der Untersuchung über die menschliche Bestimmung überhaupt. Nur durch den befriedigten Geist konnte das beunruhigte Herz seinen Frieden wieder erlangen. Je mehr sich dies alles in Wielands Geist entwickelte, desto mehr mußte er die Aehnlichkeit mit sich selbst

und seiner eignen Lage erkennen; er selbst mußte ja auf diesem Punkt anlangen, wenn er einig mit sich werden sollte. Wie groß war daher der Reiz zu dieser Darstellung für ihn! In dieser konnte er nun aber den Jon selbst als Helden nicht gebrauchen, weil dieser in einer Zeit lebte, worin die geistige Bildung so weit noch nicht gediehen war, um auf solche Probleme zu führen, deren Lösung sein Zweck erheischte. Er trug daher Jons Individualität auf Agathon über, auf einen Namen, der bekannt genug war, an den sich aber doch so wenig Geschichtliches knüpft, daß der Dichter volle Freiheit behielt, nach eignem Gutdünken damit zu verfahren. Zugleich setzte er sich in den Vortheil, alle die Zeitverhältnisse benutzen zu können, an die wir durch jenen Namen erinnert werden. Hier fand er ein Zeitalter vor, losgerissen von dem frommen ungeprüften Glauben der Vorwelt, anziehend durch seine Bildung, gefährlich durch Luxus und Frivolität, wichtig durch seine mannichfaltigen Versuche, das Räthsel des Seyns und Lebens zu lösen, bald mit blendender Sophistik, bald mit tiefem Ernste des Wahrheitforschers, dort alles nur auf frohen Genuß des Daseyns berechnend, hier besorgt, zu Weisheit und Tugend zu leiten, ohne daß man doch über echte Weisheit und wahre Tugend völlig einverstanden gewesen wäre. In diesem Zeitalter, dem, worin Wieland damals lebte, in vieler Hinsicht gar nicht unähnlich, fand sonach

der Dichter alles, was ihm zu seinem philosophischen Zwecke vonnöthen war. Sein Jon-Agathon aber war Er selbst, nicht blos dem Charakter, sondern auch den Hauptsituazionen und ganzem Streben nach, weshalb er mit voller Wahrheit behaupten konnte, alles, was das Wesentliche dieser Geschichte ausmache, sey eben so historisch, und vielleicht noch um manchen Grad gewisser, als die neun Musen des Herodot, Agathon aber sey eine wirkliche Person, und zwar die, die er von allen am genauesten kenne. Dem Vergleichenden bleibt hierüber kein Zweifel. Agathons Delphi war Wielands väterliches Haus; wie jener dort, war dieser hier; mit Liebe beginnt die Bildung beider, bei Agathon zu Psyche, bei Wieland zu Sophien; die Liebe macht beide zu Schwärmern, die im Anschauen des wesentlichen Schönen und Göttlichen das Irdische aus dem Gesicht verlieren, die Regungen ihrer sinnlichen Natur nicht kennen, mit einer strengen Moral sich dagegen waffnen, und von der Tugend fodern, daß sie in beständigem Kriege lebe. Beide leben in einer von dichterischer Einbildungskraft selbstgeschaffenen Welt, die ihnen ihre Geschöpfe in überirdischem Glanze zeigt, der ein falsches Licht auf das, was wirklich ist, ausbreitet. Der Eine verliert seine Psyche, der Andere seine Sophie, die Tugend beider wird geprüft auf gleiche Weise in — neuen Liebesabenteuern, bei denen allmälig das vorige Leben im Schatten zurücktritt. Um

den Einfluß der Zeit und Umstände zu verstärken, kommt eine der Platonischen entgegengesetzte Philosophie hinzu, die dem einen wie dem andern zuruft: „Um weise zu seyn, hast du nichts nöthig, als die gesunde Vernunft an die Stelle der begeisterten Zauberin Phantasie, und die kalte Ueberlegung an den Platz eines sehr oft betrüglichen Gefühls zu setzen. Frage die Natur, höre ihre Antwort, und folge dem Pfade, den sie dir vorzeichnen wird.“ Dem Agathon rief dies Hippias zu, Wieland hörte es vielfach aus dem Munde eines Hartley, Helvetius, Diderot, Voltaire u. A. Bei Agathon und Wieland ist alles dies nicht ohne Wirkung, das ernsthafte Wesen macht nach und nach einer gewissen Munterkeit Platz, die ihnen vieles, was sie ehemals gemißbilligt hatten, in einem günstigern Lichte zeigt; ihre Sittenlehre wird unvermerkt freier und gefälliger, und die ätherischen Geister, wenn sie noch Zutritt erhalten sollen, müssen die Gestalt einer schönen Dame annehmen. Die Platoniker neigen auf Aristipps Seite, jedoch nicht ohne öfters mit Sehnsucht zurück zu blicken auf jene selige Ruhe des kontemplativen Lebens, worin sie eine schuldlose Jugend hinweg gelebt hatten, und der eigenthümlichen und von aller äußerlichen Gewalt unabhängigen Wirksamkeit der Seele froh geworden waren. Agathon und Wieland werden ins politische Leben verschlungen. „Natürlicher Weise kann man erwarten, daß der Ueberblick

der ganzen Reihe neuer Erfahrungen, die jeder in so kurzer Zeit gemacht, und der Reflexionen über sich selbst, die sich ihnen in der Stille und Einsamkeit aufdringen mußten, Männern, die von den frühesten Jahren an mehr in sich selbst, in ihrer eigenen Ideenwelt, als außer sich zu leben gewohnt waren, um so stärker beschäftigt haben werden, da sie auf keine Rechtfertigung oder Bemäntelung begangener Uebelthaten zu denken hatten." Sie prüfen, und finden, daß sie lange nicht mehr so erhaben von der menschlichen Natur denken, als damals, da sie, mit den wirklichen Menschen noch wenig bekannt, ihre erste Jugend unter Göttern und Halbgöttern zubrachten. Andere als platonische Begriffe über des Lebens Zweck scheinen erst nicht mehr so ungeheuer, dann weniger ungereimt; den Ueberredungen des Kopfes aber widerstreben die Einredungen des Herzens. Nun ist beiden nichts übrig, als durch unerschütterliche Gründung des Gedankensystems über das, was die wesentlichste Angelegenheit des moralischen Menschen ausmacht, Kopf und Herz auf ewig in Einverständniß zu setzen, und bei jedem entsteht die Ueberzeugung, daß eine gewisse Seligkeit nicht an die Haine von Delphi gebunden sey, sondern daß die Quellen davon in ihm selbst liegen. Beide überzeugen sich, daß die Wahrheit zwischen dem System des Hippias und des Plato, aber näher bei diesem als bei jenem, liege.

So sind denn in der That hier nur die Nebenumstände erfunden, — wobei dem Dichter des Bischofs Heliodor Theagenes und Chariklea, nebst Aristänets Liebesbriefen, öfters vor den Augen schwebten, — die Seelengeschichte des Agathons ist im Wesentlichen des Dichters eigne in einer sehr getreuen Selbstschilderung, und es läßt sich ganz bestimmt daraus nachweisen, wie Laroche und dessen Gattin auf seine Denkweise, auf sein Schicksal und den Geist seiner Schriften eingewirkt haben. Es sind überhaupt vier hervorstechende Punkte in dieser Seelengeschichte, in welcher die Liebe vom Anfang bis zum Ende eine wichtige Rolle spielt, — eine platonisch-mystische Schwärmerei, die nur in Idealen lebt, — der völlige Gegensatz davon in einem Realismus, welcher alle sophistische Dialektik aufbietet, um der Sinnlichkeit Huldigung zu verschaffen, — umsichtige Betrachtung des ganzen irdischen Getriebes, die zu dem System der Klugheit eines Weltmannes leitet, der zwar von einem wenigstens feineren Eigennutz sich nie völlig lossagt, aber doch redlich genug ist, das Gute anzuerkennen, und wohlmeinend genug, es zu fördern, wenn und so weit es die Umstände erlauben, deren Berücksichtigung nie aus den Augen gesetzt werden darf, — und endlich Streben nach jener Weisheit, welche gleich weit entfernt von der Gefahr, sich schwärmerisch in dem Uebersinnlichen oder wollüstig in dem Sinnlichen zu verlieren, die

zwei Naturen des Menschen zu reiner Harmonie stimmt, die Ansprüche, welche die zwei Welten, denen er angehört, an ihn haben, ausgleicht, und in der echten Idealität die Quellen der echten Glückseligkeit eröffnet. Warf Wieland einen Blick auf die Geschichte der griechischen Philosophie, so fand er, wie eben diese Punkte bedeutend hervortraten in den Orphischen Mysterien, in der Sophistik, in dem Sokratischen Aristipp und in dem Pythagorischen Bunde, worin das Orphische Leben auf eine würdigere Weise sich erneuerte. Warf er einen Blick auf seine eigne Entwickelung, so bot sich ihm die vollkommenste Parallele dar, Schwärmerei in Religion und Liebe, französische Zeit-Philosophie und erwachende Sinnlichkeit, kälter gewordene Betrachtung und Ironie, aber unbefriedigte Sehnsucht nach einem Zustande, der seinem früheren ähnlicher wäre als dem gegenwärtigen, beglückend durch Liebe, welche die Weisheit billigt. In diesem, wie man sieht kritischem, Zustande wirkten nun sein Freund und seine Freundin, jedes auf eigne Weise, auf ihn ein. Mit Laroche ging es ihm genau, wie Agathon mit Aristipp, als beide sich zu Syrakus wiedersahen *). „Aristipp fand bei Agathon eine Gefälligkeit, eine Mäßigung, eine Politur, welche ihm zu beweisen

---

*) Buch 11. Kap. 1.

schien, daß Erfahrungen von mehr als Einer Art eine starke Veränderung in seinem Gemüthe gewirkt haben müßten. Agathon fand bei Aristipp etwas mehr als bloßen Witz; er fand einen Beobachtungsgeist, eine gesunde Art zu denken, eine Feinheit und Richtigkeit der Beurtheilung, welche den Schüler des weisen Sokrates in ihm erkennen ließen. Diese Entdeckungen flößten ihnen natürlicher Weise ein gegenseitiges Zutrauen ein, welches sie geneigt machte, sich weniger vor einander zu verbergen.“ Mit Sophien befand er sich ganz in derselben Lage wie Agathon mit Psyche. „Wäre die Liebe, welche sie ihm in dem Hain zu Delphi eingeflößt hatte, weniger rein und tugendhaft gewesen, so würde die Entdeckung einer Schwester in der Geliebten seines Herzens nicht so erfreulich gewesen seyn, als sie ihm war. Aber man erinnert sich vermuthlich noch, daß ihre Liebe allezeit mehr derjenigen, welche die Natur zwischen Geschwistern von übereinstimmender Gemüthsart stiftet, als der gemeinern Leidenschaft geglichen hatte, die sich auf die Zauberei eines andern Instinkts gründet. Die ihrige war von den fieberischen Symptomen des letztern allezeit frei geblieben. Sie hatten immer ein sonderbares Vergnügen daran gefunden, sich einzubilden, daß wenigstens ihre Seelen einander verschwistert seyen.“ Während nun aber Laroche immer größeres Interesse für seinen Verstand gewann, und diesen für Aristippische Ansichten mehr

und mehr in Anspruch nahm, stand die schwesterliche Geliebte wie eine zweite Theano vor ihm, zeigte ihm ein zweites Delphi, erregte ihm Sehnsucht danach, aber setzte ihn auch in Verlegenheit, — seinen Agathon so glücklich zu machen, als er der gemachten Anlage nach nur werden konnte. Merkwürdig ist hierüber sein eigenes Geständniß. „Der Discours des Hippias, schrieb er an Zimmermann, enthält, nach dem Urtheil meines Freundes Oberreit, sehr verführerische Sachen — seine Theologie, seine Moral — Gott gebe, daß am Ende alles gut ablaufe! Aber es wird Kopfarbeit brauchen, den Agathon, nachdem er durch alle die Media durchgegangen seyn wird, die ihm noch bevorstehen, wieder an eben den Punkt zu bringen, von dem er ausgelaufen ist. Sie glauben mit Recht, Hippias werde finstre Gesichter bekommen; und doch ist Hippias nur ein Sophist; es wird im vierten Theil noch ein Philosoph zum Vorschein kommen, der ein noch weit gefährlicherer Mann ist, als jener, weil er zugleich ein ehrlicherer Mann ist. Kurz, der Himmel weiß, was aus dem guten Enthusiasten Agathon noch werden kann, und ich stehe Ihnen nicht dafür, daß er nicht in seinem vierzigsten Jahr in die Arme der schönen Danae zurückkehren wird, aus denen er sich im fünf und zwanzigsten losgerissen. Freilich wird Danae alsdann ein sehr altes Mädchen seyn; allein hat nicht Ninon in ihrem achtzigsten Jahre noch die lebhaftesten Be-

gierden erweckt? Und dann, giebt es nicht auch ein Alter für die freundschaftliche Liebe?“

Woher dieses Schwanken des Dichters? — Aus dem Schwanken des Philosophen, und eben deshalb auch des Menschen, bei dem nur der Vorsatz nicht schwankend war, der Philosophie die Leitung des Lebens anzuvertrauen. Mit dieser Philosophie war er aber noch keineswegs im Reinen; das Ziel sah er, aber konnte es nur andeuten, nicht selbst den Weg dahin führen. Darum führt er zwar wohl den verheißenen Philosophen, Archytas nämlich, auf, aber dieser leistet nicht, was man sich von ihm versprechen mußte und was der philosophirende Dichter selbst beabsichtigt hatte, weshalb er auch den Vorwurf dulden mußte, daß er die Sophistik zu glänzend ausgemalt und deren Blendwerke mit so schwachen Waffen bestritten habe, daß es den Anschein gewinne, als ob er dieselben gar begünstigen wolle. Dies war allerdings, gegen seine Absicht, aber doch wirklich geschehen. Bemerkt hatte er es sehr wohl, aber nicht ändern können, weil er die letzteren Bände den bereits erschienenen beiden ersten zu spät nachfolgen ließ, und doch früher als er willens gewesen, hatte müssen nachfolgen lassen. „Agathon, schrieb er an Geßner im Sept. 1766, soll fortgesetzt werden, und in drei Wochen vom morgenden Tage an gerechnet, soll der Anfang des zweiten Theiles (vom 8. Buch an) von hier abgehen. Ich lade mir dadurch eine

desto größere Mühe auf, weil es gegen meine Intention geschieht, und ich stark werde arbeiten müssen, wenn der zweite Theil dem ersten in allen Stücken entsprechen soll.“ Diese Gefälligkeit für den Freund als Verleger gereichte zum Nachtheil des Werks, denn — wie er nachmals selbst gestand — „er konnte nicht dazu gelangen, weder seinen ganzen Plan, noch die zweite Hälfte des Werks so gut auszuführen, daß man nicht Ungleichheit des Tons, ästhetische Lücken und eine ziemlich auffallende Bestrebung, die Lücken im psychologischen Gange der Geschichte mit Raisonnements auszustopfen oder zu überkleistern, hätte wahrnehmen müssen.“ Gewiß würde vieles anders geworden seyn, wenn Wieland die nöthige Muse gehabt hätte: allein lag es denn nicht eigentlich blos an ihm, wenn er dieselbe nicht hatte? Aeußere Abhaltungen, seine Lage, waren es nicht, die sie ihm raubten, denn von dem Jahre 1761 an, wo er den Agathon begann, bis fast zu Ende des Jahres 1766, wo er an die Fortsetzung desselben dachte, übernahm er so viele andere dichterische und literarische Arbeiten, daß er ja nur diese hätte unterlassen dürfen, um die nöthige Muse zu gewinnen. War er also vielleicht gleichgültiger gegen seinen beabsichtigten Zweck geworden? — Wir wollen nicht vermuthen, wo wir Gewißheit haben können. Diese hat Wieland selbst in einem der erwähnten Raisonnements uns gegeben, und dieses mag, da es

in der Ausgabe des Agathon von letzter Hand gestrichen worden *), hier als Selbstbekenntniß seine Stelle finden.

„Wir ersuchen, sagt er, den Leser, sich der Zweifel zu erinnern, worin sich Agathon verwickelt fand.“ — — Er hatte damals keine Zeit, dieser Zweifel halber sich mit sich selbst zu vergleichen. Er glaubte zwar, oder hoffte vielmehr, dasjenige, was in seinen vormaligen Grundsätzen Wahres sey, würde sich mit seinen neu erlangten Begriffen sehr wohl vereinigen lassen. Aber er sah doch noch nicht deutlich genug, wie? Und er wurde beim ersten Anblick Lücken gewahr, welche ihm desto mehr Sorge machten, je weniger er geneigt war, sie (nach dem Exempel der Meisten, die sich in dieser Schwierigkeit befinden) mit dem ersten Besten, es möchte Stroh, Leimen, Lumpen, oder was ihm sonst in die Hände fiele, seyn, auszustopfen. Indessen hatten doch damals seine vorigen Lieblingsideen noch einen starken Anhang in seinem Herzen, und er stellte sich selbst mit der Hoffnung zufrieden, daß es ihm in ruhigern Umständen leicht seyn würde, die Harmonie zwischen seinem Kopf und Herzen völlig wieder herzustellen. Allein die Geschäfte und die Zerstreuungen, welche

*) In der Ausgabe von 1773 steht es Bd. 4. S. 30 fgg.

alle seine Zeit verschlangen, hatten ihn genöthigt, eine für ihn so wichtige Arbeit lange genug aufzuschieben, um sie, durch immer neu hervorbrechende Schwierigkeiten, ungleich schwerer zu machen als sie anfangs gewesen wäre. Die ungereimte Seite der menschlichen Meinungen, Leidenschaften und Gewohnheiten ist gemeiniglich die erste, welche sie einem Manne von Verstand und Witz zeigen, der die Muse nicht hat sie mit anhaltender Aufmerksamkeit zu betrachten. Agathon gewöhnte sich also unvermerkt an diese Art die Sachen anzuschauen. Die natürliche Heiterkeit und Lebhaftigkeit seiner Sinnesart machte ihn ohnehin dazu aufgelegt, — — so, daß der Absatz, den der gegenwärtige Ton seiner Seele mit seinem ehmaligen machte, von Tag zu Tag immer stärker werden mußte.

„Der Oromasdes und Arimanius der alten Parsen werden uns nicht als tödlichere Feinde vorgestellt, als es der komische Geist und der Geist des Enthusiasmus sind; und die natürliche Zwietracht dieser beiden Geister wird dadurch nicht wenig vermehrt, daß beide gleich geneigt sind über die Grenzen der Mäßigung hinauszuschweifen. Der enthusiastische Geist sieht alles in einem strengen feierlichen Lichte; der komische alles in einem milden und lachenden. Nichts ist dem ersten leichter, als so weit zu gehen, bis ihm alles was Spiel und Scherz heißt, verdammlich vorkommt: nichts ist dem andern leich-

ter, als gerade in demjenigen, was jener mit der größten Ernsthaftigkeit behandelt! am meisten Stoff zum Scherzen und Lachen zu finden. — — Wir werden uns nun kaum verwundern können, wie es zuging, daß unser Held sich endlich unvermerkt auf einem Punkte befand, wo ihn, da er die Grundsätze, die Verheißungen und die Freundschaft des Sophisten Hippias mit einem so feurigen Unwillen von sich stieß, vermuthlich niemand, oder nur die schlauesten Kenner des menschlichen Herzens, erwartet haben mögen. Nämlich da, wo ihm ein großer Theil seiner vormaligen Ideen, an denen er erst nur zu zweifeln angefangen hatte, nun ganz schimärisch und belachenswerth, diejenigen hingegen, deren Gegenstände ihm zwar ehrwürdig bleiben mußten, dennoch subjektivisch betrachtete, in der barokken Gestalt, wie sie in der Einbildung der Sterblichen verkleinert, verzerrt, vermischt oder verkleidet werden, zu nichts anderm zu taugen schienen, als lustig damit zu machen."

5.

Genau auf diesen Ton gestimmt war die Seele Wielands, als er nach Ausarbeitung der ersten Hälfte des Agathon, den Plan zu seinem

Roman Don Silvio von Rosalva entwarf, mit dessen Ausarbeitung er im Junius 1763 begann, und den er im Anfange des Jahres 1764 beendigte. Als Ursache, warum er den Agathon noch nicht fortgesetzt habe, schrieb er am 5. Aug. 1763 an Geßner: „Sie wissen, daß man, zumal in Umständen wie die meinigen, nicht immer an einem Werk de longue haleine fortarbeiten kann, und zuweilen etwas andres vornehmen muß, um die Fibrillen, die uns denken helfen, nicht allzulange auf dem nämlichen Tone gespannt zu lassen. Vor ein Paar Monaten kam ich an einem Regentag auf den Einfall, einen kleinen Roman zu schreiben, worin Kluge und Narren viel zu lachen fänden, und der mich selbst amusirte, ohne mich im mindesten anzustrengen. Ich machte meinen Plan, und fing sogleich an zu schreiben. Dieses Amusement interessirte mich unvermerkt so stark, daß ich eine Arbeit daraus machte, und daß ich beschloß, aus meinem Fonds, der an sich närrisch genug ist, etwas so Gescheidtes zu machen, als mir nur möglich wäre. Es ist eine Art von satyrischem Roman, der unter dem Schein der Frivolität philosophisch genug ist, und wie ich mir einbilde, keiner Art von Lesern, die austere ausgenommen, Langeweile machen soll. — — Ich melde Ihnen dieses für jetzt nur darum, weil ich es nöthig hielt, Ihnen die wahre Ursache zu entdecken, warum der zweite Theil vom Agathon länger zurückbleibt, als ich

anfangs versprochen habe.“ An Zimmermann schrieb er bei Uebersendung des ersten Theils dieses Werkes: „Ich sende Ihnen den Don Silvio, der Ihren Freund Ihnen selbst, und dem Publikum von einer neuen Seite zeigen wird. In den letzten Monaten des vorigen Jahres, wo Misgeschick, Plagen und schmerzliche Empfindungen von allen Seiten auf mich eindrangen, war diese geistige Ausschweifung mein einziges Hülfsmittel mich selbst zu erheitern, und durch ergötzliche Thorheiten das Gefühl meiner Uebel wegzuschaffen. Dies ist der Ursprung des Don Silvio. Da ich als Verfasser das incognito beobachte, so bitte ich Sie, wenigstens dem Publikum gegenüber, mich zu schonen; denn die Mehrheit meiner Freunde in den dreizehn Kantons versteht keinen Spaß, und ille ego qui quondam etc. würde ohne Gnade verdammt werden, weil ich ehrliche Leute zu lachen gemacht habe. Sie wissen, daß Salomo gesagt hat, es sey besser in das Haus der Trauer als in das Haus der Freude zu gehen; darin aber, if it may please his Majesty, bin ich nicht Sr. Majestät Meinung. Er konnte wohl dieser Meinung seyn, der in dem Laufe eines ziemlich langen Lebens mit allen Gütern und Vergnügungen dieser Unterwelt übersättigt war. Ich aber, ich habe durch eine lange Erfahrung von Entbehrungen, Leiden, Sorgen und Kummer kennen gelernt, was das Vergnügen werth

ist, und ita me Deus amet, wie ich überzeugt bin, daß die Freude besser ist als die Traurigkeit.“

In der Seelenstimmung, worin sich Wieland damals befand, mußte er unausbleiblich an seinen alten Freund Don Quixote, der so früh einen ungewöhnlichen Eindruck auf ihn gemacht hatte, lebhafter als je erinnert werden. Wie er sich, beim Zurückblick auf sein vergangenes Leben, in Beziehung auf Enthusiasmus und Schwärmerei in ziemlich gleicher Lage mit diesem ritterlichen Helden erblickte, so fühlte er auch bei seiner jetzigen Art, den Weltlauf unter dem Monde anzusehen, etwas von der heitern Ironie des Dichters in sich, der in dem Leben jenes Helden der Welt einen Spiegel vorhielt, worin sie sich selbst beschauen möchte. Zunächst war diese Ironie gegen ihn selbst gerichtet, gegen den Don Quixote, wie er sich selbst in der Vergangenheit vorkam. Je weniger er sich verbergen konnte, daß es nur gar zu viele seines Gleichen gebe, desto rathsamer schien es ihm in einem neuen Don Quixote, wozu er den Don Silvio erkor, dem er, statt des ehrlichen Sancho Pansa, einen Pedrillo zur Seite gab, der Welt nochmals einen solchen Spiegel vorzuhalten. Wie Cervantes Grund gehabt hatte, die allgemeine Weltthorheit unter der besondern der irrenden Ritterschaft darzustellen, so bot Wielanden seine Zeit mit ihrer Begünstigung auch noch so widersinnig

erfundener Feen-Mährchen Veranlassung, sie unter der Verkleidung des Feen-Glaubens darzustellen. Dieser war mit dem Aberglauben überhaupt in einen solchen Zusammenhang gebracht worden, daß Wieland um so mehr hoffen mochte, seinen wahren Zweck, dem Aberglauben einen tödtlichen Stoß zu geben, nicht verkannt zu sehen. Wie sehr er sich aber hierin geirrt hatte, erfuhr er nur zu bald, da er bemerken mußte, daß selbst ein Geßner keine Ahnung von dem, was — dahinter war, gehabt hatte. Er schrieb diesem deshalb: „Wenn die Frage ist, ob vor dem Richterstuhle der Vernunft Don Silvio von Rosalva eine Komposizion sey, die eines Lehrers der Tugend unwürdig sey; so denke ich, vermuthlich aus väterlicher Verblendung für das jüngste Kind meines Witzes, ich sollte meinen Prozeß vollkommen gewinnen. Man scheint manchmal zu spaßen und zu narriren, und philosophirt besser als Krantor und Chrysippus. Ich zweifle sehr daran, ob Sie (wenn Sie sich anders dazu entschließen können) bei einer zweiten Durchlesung sich in der Idee bestärkt finden werden, daß der Autor des Don Silvio keine bessere Absicht gehabt habe, als dem geneigten Publikum, wie Sie sagen, einen Spaß zu machen. Je mehr ich den Menschen und die Menschen in allerlei Gesichtspunkten und Umständen aus der Geschichte und meiner eigenen Erfahrung kennen lernte, je mehr werde ich in dem Gedanken unterhalten, daß die Keime vom Aberglau-

ben und Enthusiasmus, wovon jener den pöbelhaftern und thierischern, und dieser den edlern und bessern Theil des menschlichen Geschlechts charakterisirt, durch die albernen Einbildungen, die abenteuerlichen und übertriebenen Leidenschaften, die sonderliche Art zu denken, und die ausschweifenden Entwürfe und Handlungen, die der letztere hervorbringt, und durch die leichtgläubige Einfalt, die Vorurtheile, den Eigensinn und die Brutalität, die eine Frucht des erstern ist, von jeher und noch immer einen gewaltigen Dégât im Gebiete der gesunden Vernunft und im gesellschaftlichen Leben gemacht haben. Schwärmerei und Aberglauben erstrecken ihren Einfluß auf alle Zweige des menschlichen Lebens; beide sind dem Menschen natürlich, indem jene in dem aktiven und diese in dem passiven Theile seiner Natur sich gründet; beide bringen viel Gutes hervor; die Schwärmerei macht glänzende, kühne und unternehmende Geister, der Aberglaube zahme, geduldige, förmliche Thiere, die in dem ordentlichen Küh-Weg einherwandeln, und für alles ihre Vorschrift haben, von der sie nicht abweichen dürfen. Allein mit allem dem ist es doch für sehr nöthig und heilsam erachtet worden, über jene Triebfeder der großen Leidenschaften, und über diese plumpe vis inertiae der menschlichen Natur sich lustig zu machen. Der Scherz und die Ironie sind, nebst dem ordentlichen Gebrauch der fünf Sinne, immer für das beste

Mittel gegen die Ausschweifungen von beiden angesehen worden, und in dieser Intention ist die Geschichte des Don Silvio geschrieben. — — Ich bin gewiß, daß ich am Ende allezeit die Vernünftigen auf meiner Seite haben werde. — — Ich liebe die Tugend um deswillen nicht weniger, weil sich meine Metaphysik geändert hat, und ich billige um deswillen keine Ausschweifungen, wenn ich schon nicht im Prediger-Tone dagegen eifere."

Er sah nun wohl ein, daß er, wenn er den eingeschlagenen Weg weiter verfolgen wollte, darauf vorbereitet seyn müsse, misverstanden und verkannt zu werden. Manches kam ihm zu statten, um ihn über die Urtheile, wie er sie nach solch einem Beispiel erwarten mußte, zu erheben.

Zuerst ein anderes literarisches Unternehmen, das ihn in jener Zeit beschäftigte, seine Uebersetzung der Theatralischen Werke Shakespeare's (Zürich 1762—1766. 8 Bände). Noch kannte Teutschland diesen Genius so gut wie gar nicht; und hatte Wieland sich über die Art, wie Voltaire über ihn urtheilte, geärgert, so konnte er Gottscheds abgeschmackte Urtheile nur verachten, und in den kühlen Empfehlungen einiger Wenigen, — man vergesse nicht, daß Leßings Dramaturgie später erschien, — eben keine Ermunterung zu einem Unternehmen finden, für welches das Zeitalter noch nicht herangebildet war. Er hatte aber mit diesem, mit Recht unver-

gleichlich genannten, Dichter bereits in der Schweiz vertrautere Bekanntschaft gemacht; Liebe und Bewunderung fesselten ihn an denselben. Stellt es ihn nun aber über seine Zeit, daß er, allen Einredungen derselben zuwider, Shakespeare's hohen Werth erkannte, so verdient es auch gewiß Dank, daß er jetzt, da die Bibliothek des Grafen Stadion ihm die Hülfsmittel dazu darbot, es wagte, durch eine Uebersetzung auch Teutschland allmählig damit vertraut zu machen. Wäre er fortgefahren, wie er mit dem Sommernachtstraum begonnen hatte, so würde freilich sein Verdienst noch weit größer seyn. Er hätte dann wohl diese Uebersetzung nicht „für eine Art von Arbeit, die er mitten unter allen Arten anderer Geschäfte und Zerstreuungen fortsetzen könne," betrachten dürfen, was allerdings zeigt, daß er die ganze Wichtigkeit seines Unternehmens nicht erwogen hatte. Mag er doch aber Shakesspeare auch nicht ganz erkannt haben, — wie Wenige dürften sich dessen, nach funfzig Jahren, die seitdem verflossen sind, wohl mit Recht rühmen? — mag er in mancherlei Misverständnissen befangen gewesen seyn, und öfters mangelhaft übersetzt haben; darf man billiger Weise vergessen, daß er der Erste war, welcher zu sehr ungünstiger Zeit die Bahn brach, die jedem späteren Nachfolger das Erreichen des Ziels erleichterte, und daß zu unserer Zeit sehr gewöhnliche Anforderungen zu der seinigen unerhörte waren?

Es ist hier indeß um keine Würdigung dieser Uebersetzung zu thun, sondern um den Einfluß, den diese Beschäftigung mit Shakespeare auf Wielands Geist hatte. Ohne Einfluß konnte sie nicht bleiben. Wie aber die Natur jeglichen nur anspricht nach Maasgabe der Empfänglichkeit, die er zu ihr mitbringt, so auch Shakespeare, der vielgestaltige Proteus. Er bietet der Betrachtung so viele Seiten dar, daß Verschiedene bei einer andern verweilen können, die eben ihnen vorzüglich interessant ist. Mit allen gemeinschaftlich bewunderte Wieland die tiefe Menschenkenntniß und die ausgebreitete Weltkenntniß des Dichters, nur daß sein Auge, durch eignes Beobachten geübt, auch die feineren Züge entdeckte, die dem stumpferen Sinn unbemerkt bleiben. Je mehr er die hier eröffnete Welt mit der wirklichen verglich, desto deutlicher erkannte er, „daß Shakespeare's Werke, eben so gut als des alten Vaters Homer, selbst einen Theil dieser Natur ausmachen, welche der Dichter vorzüglich zu studiren hat, um seinen Werken das wahre eigenthümliche Leben zu geben, welches allein sie die hinfälligen Produktionen des Witzes und der erzwingenden Kunst überdauern macht.“ *) Bemerkungen dieser Art mußten ihn zu Vergleichungen der poetischen Darstellung Shakesspeare's mit jener der Griechen führen, die von allen Kunstrichtern als

*) Wielands Shakespeare VIII. 11.

Muster angeprießen wurden. Das Ergebniß seiner Betrachtungen war dieses. „Das frühzeitige Studium der Alten bildet allerdings den Genie, aber es entwickelt ihn nicht; seine eignen Anstrengungen, die eigne Bearbeitung des Stoffs, den ihm die Natur zu Ideen und Modellen darbeut, ein immerwährendes Umdrehen um sich selbst (wenn anders dieser Ausdruck den Gedanken, den ich dabei habe, sichtbar macht), eigne Betrachtungen, scharfe Sinnen als Werkzeug dazu, eine genaue Aufmerksamkeit auf die unmittelbaren Eindrücke, welche die Gegenstände auf ihn machen, — — das ist es, was den Genie entwickelt, was seine Nerven spannt und belebt, was ihn durch die reinste Nahrung, die er unmittelbar gleichsam aus der Brust der Natur zieht, zu diesem edlen Wuchs und zu dieser gesunden Fülle bringt, welche die wahren Genies so stark von den Nachahmern (selbst von denen, welche wirklich Genie haben) unterscheiden. Wäre Shakespeare's Geist, anstatt sich selbst und der Natur überlassen zu seyn, nach Mustern gebildet worden, — — meinen wir, daß er diese Kühnheit behalten haben würde, die ihn oft über die Schranken selbst, welche die Natur unserm Geiste gesetzt hat, hinwegreißt? Meinen wir, wenn sein Gedächtniß mit Gemälden, Gedanken und Sprüchen aus den klassischen Schriftstellern angefüllt gewesen wäre, er würde so reich an ursprünglichen Gedanken, an feinen Bemerkungen, eignen Wendun-

gen, an Verknüpfungen von Ideen, die uns in dem nämlichen Augenblick durch ihre scheinbare Seltsamkeit befremden, und durch ihre Wahrheit zum Beifall nöthigen, gewesen seyn; er würde so stark, mit so feurigen Zügen geschildert, er würde so viele neue Seiten der Natur entdeckt, so viel neue und reiche Minen von Schönheiten aufgegraben haben, welche er zum Theil noch roh, ungeläutert und unabgeschliffen hingeworfen, und künftigen Thomsons und Richardsons zu bearbeiten überlassen; oder glauben wir, wenn er in seiner Jugend schon an die Manier der Alten sich gewöhnt hätte, er würde diese neuen und schimmernden Farben gefunden haben, welche, in tausend bewundernswürdigen Stellen, seinen Gemälden so viel Stärke, ein so blühendes Leben, einen so zauberischen Firniß geben?" Der Betrachter sah sich hier wie zwischen zwei Welten, die alte und die neue, hingestellt, und f ü h l t e wenigstens den Unterschied, wenn er sich denselben auch nicht deutlich entwickelte; als Ahnung lag es in ihm, daß der antiken und dieser modernen Poesie nicht dieselbe Weltanschauung zum Grunde liege, und daß dieselben Gesetze nicht gleichmäßig für beide gültig seyn könnten. S e i n e Weltanschauung wurde durch Shakespeare immer merklicher bestimmt, und er neigte immer mehr zur r o m a n t i s c h e n Poesie hin, die man unter diesem Namen freilich damals noch gar nicht kannte, viel weniger also im Gegensatz der

antiken oder klassischen betrachtet hatte. Die erste Anregung hiezu findet sich hier bei Wieland, der auch früher als selbst Leßing auf den Unterschied zwischen Shakespeare und den französischen Tragikern aufmerksam machte. Bei einer solchen Gelegenheit theilte er auch eine Bemerkung mit, die wir hier nicht übergehen dürfen. „Shakespeare's Helden, sagt er, zumal seine Lieblingshelden, sind alle Humoristen, und vermuthlich ist dieses eine Hauptursache, warum, ungeachtet Sprache, Sitten und Geschmack sich seit seiner Zeit so sehr verändert haben, dieser Autor doch für seine Landsleute immer neu bleibt, und etwas weit anzüglicheres für sie hat, als alle die neuern, welche nach französischen Modellen gearbeitet haben.“ *) Eine Bemerkung dieser Art konnte nur der machen, der auf das Humoristische des großen Dichters besonders aufmerksam war, weil er sich selbst mehr und mehr dazu hinneigte.

Den Eindruck, welchen Shakespeare gemacht hatte, verstärkten zwei andere Schriftsteller, deren Werke Wieland damals nicht blos vorzugsweise las, so oft er der Erheiterung bedurfte, sondern die er auch mehr als alle andere zu seinem Studium machte, und diese waren Ariosto und Sterne. Von des Letztern, seit 1760 vollständig erschienenen, Leben Tristram Shandy's ward er ergriffen und ent-

*) Ebendaselbst VIII. 216.

zückt, wie kaum jemals von einem andern Werke seit Shakespeare. „'A propos de Yorick, schrieb er i. J. 1767 an Zimmermann, ich habe mich dieser Tage nicht wenig erzürnet, da ich in der neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften so kaltsinnig, perfunktorisch und kleinfügig von meinem Lieblingsautor (den ich, Dank sey dem Himmel, in einer sehr schönen Londner Edizion besitze) geurtheilt sehen mußte. Was für arme Seelen die Kunstrichter zuweilen sind! Spielwerke, Gedichte nach dem Anakreon u. s. w. werden weitläufig als wichtige Erscheinungen recensirt, und ein so außerordentliches und bewundernswürdiges Werk als the life and opinions of Tristram Shandy ist, würdiget man kaum, dessen im Vorbeigehen zu gedenken. Mit Recht, heißt es, sprechen wir den Kunstrichtern seiner Nazion nach: What pity, that Nature should thus capriciously have embroidered the choisest flowers of genius on a baultry Groundwork of bufoonery! — Die guten Kunstrichter! Ja wohl, what pity! daß man ein Kunstrichter seyn und sich nicht schämen kann, die unrechte Seite seines Verstandes so zuversichtlich herauszukehren. Ich gestehe Ihnen, daß Sterne beinahe der einzige Autor in der Welt ist, den ich mit einer Art von ehrfurchtsvoller Bewunderung ansehe. Ich werde sein Buch studiren, so lang ich lebe, und es doch noch nicht genug studirt haben. Ich kenne keines, worin so viel echte Sokra-

tische Weisheit, eine so tiefe Kenntniß des Menschen, ein so feines Gefühl des Schönen und Guten, eine so große Menge neuer und feiner moralischer Bemerkungen, so viel gesunde Beurtheilung, mit so viel Witz und Genie verbunden wäre. Wer predigt so gut als er, wenn er predigen will? Wer kann uns das Herz besser schmelzen, als er, wenn er rühren will? Welcher Autor hat jemals einen Charakter so gut ausgeführt, als er in seinem Oncle Tobi und des ehrlichen Trims seinen? Und wenn er uns lachende Scenen der einfältig schönen Natur malt, welcher Dichter ist jemals so sehr ein Correggio gewesen als er? — Ihn mit dem Rabelais zu vergleichen, heißt wohl recht obenhin geurtheilt." — Lange Zeit konnte Wieland nicht ohne eine Art Begeisterung von diesem Buche sprechen. Als i. J. 1773 Bode's Uebersetzung desselben erschienen war, schrieb er: „Wo ist der Mann von Verstand und Geschmack, dessen Seele einen für die Launen des Genies, für Witz und Ironie, für attisches und britisches, cervantisches und rabelaisisches und — was reiner und pikanter ist als alle diese Arten — für Yorikscheß Salz hat; für alles, was jemals ein Buch so schmackhaft gemacht hat, daß man es auch dann, und dann erst am liebsten ließt, wenn einem vor allen gewöhnlichen Seelenspeisen ekelt: — wo ist, sage ich, ein solcher Mann, der nicht lieber alle seine übrigen Bücher, und seinen Mantel und Kragen im Nothfall dazu,

verkaufen wollte, um sich dies in seiner Art einzige, dies, mit allen seinen und seines Verfassers Wunderlichkeiten und Unarten, dennoch unschätzbare Buch, worin die Weisheit, um uns Thoren besser zu g fallen, sich herabläßt Thorheit zu scheinen, — dies Buch, so recht geflissentlich zur Erbauung und Belehrung, zur Züchtigung und zum Trost aller Menschen geschrieben, welche Menschenverstand und Menschengefühl, und ein Bischen Witz zur Zugabe, aus deinen Händen, gute Mutter Natur, empfangen haben, — anzuschaffen, und von Stund an zu seinem Leibbuch zu machen, und so lange darin zu lesen, bis alle Blätter davon so abgegriffen und abgenutzt sind, daß er sich – zu großem Vergnügen des Verlegers, ein neues Exemplar anschaffen muß?«

So stark und tief war der Eindruck, den dieses in seiner Art einzge Werk auf Wieland machte! Geringer aber konnte sein Entzücken darüber nicht seyn, denn es traf ihn in der größten Empfänglichkeit und in der natürlchen Stimmung dafür. Was der Skeptizismus, Cevantes, Shakespeare und Ariosto in ihm vorbereite hatten, das wurde durch dieses Werk in ihm vollendet, und das machte ihn entschlossener als je, die enmal betretene Bahn weiter zu verfolgen. War e sich doch innigst bewußt, auch jetzt, da er keine Dulcinea von Toboso mehr für eine Prinzessin ansah, das Gute redlich zu wollen: denn was wollte er, als: der Natur den

Sieg über die Schwärmerei verschaffen helfen?

So stand es mit ihm, als im September des Jahres 1764 endlich der Vergleich zu Stande kam, durch welchen er von dem katholischen Theile seiner Landsleute als wirklicher Kanzleidirektor anerkannt, und nun auch installirt wurde. Da die katholische Partei von ihrem Emissarius zu Wien geheime Nachrichten erhalten, daß nicht nur alle Bemühungen, die man auf geradem und ungeraden Wege wider Wieland angewendet hatte, erfolglos geblieben, und durch das Ansehn seiner Gönner — der Graf Stadion und Laroche hatten sich besonders thätig erwiesen — und durch seinen eigenen Ruf unkräftig gemacht worden, sondern daß auch überhaupt, durch eben jene Gönner Wielands, die Sachen des evangelischen Antheils eine solche Wendung genommen hätten, daß im Wege Rechtens nichts zu gewinnen stehe, auch die Hofkommission selbst unfehlbar zum Vortheil dieser Partei entscheiden würde; so entschloß sich diese katholische Partei, sich auf dem kürzesten Wege an Ort und Stelle endlich zu vergleichen. So viele Jahrelange Mühe hatte es also gekostet, um Wieland zum Stadtschreiber von Biberach zu machen. Dies war er nun, und die endliche Sicherheit seiner Lage, das Aufhören so vieler Beunruhigungen, Verdrießlichkeiten und lästiger Arbeiten wirkte höchst wohlthätig auf seinen Körper und seine Seele, die

nun noch immer mehr auf den Ton der Yorikschen Laune gestimmt wurde. Je frischer und munterer sich die Lebensgeister in ihm regten, desto muthiger und kecker trat er der Schwärmerei, dem Aberglauben, den Vorurtheilen in den Weg, und wie fest er entschlossen war, diesen Feinden des Menschengeschlechts auch nicht um einen Schritt zu weichen, davon gab er damals seiner Vaterstadt einen öffentlichen Beweis.

Zu der erledigten Stelle eines Predigers daselbst meldeten sich mehrere Kandidaten, und unter diesen auch Brechter, der nachmals als Prediger zu Schwaigern bei Heilbronn durch eigne pädagogische Schriften und Herausgabe von Laroche's Briefen über das Mönchswesen vortheilhaft bekannt geworden ist. Diesen hatte Wieland lieb gewonnen, und ihn dem regirenden Bürgermeister empfohlen, bei dem die Empfehlung auch wirksam war, da er Wielanden gern zum Schwiegersohne gehabt hätte. Der wackere Kandidat hatte indeß zweierlei gegen sich, was seinen Beschützern den Sieg für ihn äußerst erschwerte, den Verdacht einer nicht ganz strengen Rechtgläubigkeit und einen etwas zweideutigen Ruf, den ihm das Unglück seiner jüngeren Jahre zugezogen hatte. Da war nämlich der arme Brechter zu einem Wundarzt, der als Marktschreier umherzog, gerathen, und genöthigt gewesen dessen Hanswurst zu machen. Blezinger, ein edler Mann zu Königsbronn im Wirtenbergischen, hatte ihn dieser schimpflichen Lage entrissen,

in sein Haus aufgenommen, und nachher auf die Universität befördert, wo er Kopf und Herz gleich trefflich ausgebildet hatte. Sein Unstern wollte nun aber, daß eben zu der Zeit, als er in Biberach seine Probepredigt hielt, jener Marktschreier auch dort ankommen, und mit seinem Wirth in die Kirche gehen sollte, erkennt er Brechtern, und fängt während der Predigt an bitterlich zu weinen. Der Wirth fragt, warum er so weine. „Ach, antwortet er, der Herr da war ehemals mein Hanswurst, und einen solchen bekomm' ich all mein Lebstage nicht wieder!“ Man kann denken, wie erwünscht dieses Gerücht der Stadtgeistlichkeit kam, welche Brechtern, als einen von der neuen Aufklärung Angesteckten, auf keine Weise unter sich zu dulden gesonnen war. Nur Wielands Vater machte hievon eine rühmliche Ausnahme. Zwar sah auch er wohl, daß Brechters Glaube von dem seinigen abweiche, aber er sah auch, daß der junge Mann seine Mitbewerber an Kenntnissen und Talent übertreffe, und es war ihm deshalb Gewissenssache, ihm seine Stimme nicht zu verweigern, und hiezu gar ein Unglück zur Schuld zu stempeln. Nicht so dachten die übrigen, von denen einer sogar nicht verschmäht hatte, durch Korrespondenz so viele widrige Gerüchte über Brechter als nur möglich zusammen zu treiben, und ihn damit bei der Bürgerschaft zu verläumden. Brechter wurde deßungeachtet gewählt. Kaum aber hatte sich die Nachricht hievon

verbreitet, so sammelte jener Eiferer einen handfesten Haufen Rechtgläubiger um sich, und stürmte mit diesem in des Bürgermeisters Haus ein, wo Alle mit Ungestüm eine andre Wahl foderten. Ihr unziemliches Begehren wurde, wie sich versteht, abgeschlagen. Der Priester kochte nun Rache, und reizte die Leidenschaften der Menge auf; man war entschlossen, es aufs Aeußerste kommen zu lassen, um seinen Willen durchzusetzen. Da auch Wielands Vater, bei dem man selbst Drohungen nicht sparte, um ihn von der Begünstigung eines Ketzers zurück zu bringen, zu einer Aenderung seiner Meinung nicht vermocht werden konnte, und beharrlich seinen Beitritt verweigerte, so beschloß man, mit Gewalt zu verhindern, was man auf anderm Wege nicht hatte verhindern können, und den Gewählten am Tage seiner Anzugspredigt – durchaus nicht auf die Kanzel zu lassen. Es hatte ganz den Anschein, daß es zu sehr ärgerlichen tumultuarischen Auftritten kommen würde; Wieland aber blieb gleich fest entschlossen, der gerechten Sache durch keine Art von Nachgiebigkeit Schaden zu thun, und von der blinden Wuth eines aufgewiegelten Volkes nichts ertrotzen zu lassen. Der gefürchtete Tag der Entscheidung erschien; drohende Haufen versammelten sich auf Markt und Straßen, und Neugierige drängten sich, um die gespannte Erwartung desto früher zu befriedigen. Da erschien der unglückliche Brechter, aber begleitet auf der einen

Seite von dem regierenden Bürgermeister, auf der andern von Wieland, und mitten durch die drohenden Reihen erbitterter Bürger führten diese den neuen Prediger bis zur Kanzel, wo es doch niemand mehr gewagt hätte ihn anzugreifen.

So war durch Wielands Muth und beharrlichen Eifer der Plan von Brechters Feinden vereitelt, und Wieland stiftete den beiden Hauptverfolgern desselben nachmals in seinen Abderiten ein gebührendes Ehrendenkmal, denn in diesen sind sie als der Priester Strobylus und der Zunftmeister Pfriem verewigt. Der arme Verfolgte war indeß dadurch noch nicht geborgen, denn ein ganzes Jahr verstrich, ehe seine Kanzelberedsamkeit und sein Betragen den Sieg über seine Feinde davon trugen. Wieland lernte bei dieser Gelegenheit zum erstenmale, den Geist und die Intriguen des Pfaffenthums ganz genau kennen und verabscheuen, un dies brachte ihn Voltairen, dessen Werk de la tolérance er auch damals zu übersetzen Lust hatte, um vieles näher.

Alle diese vereinigten Umstände mußten auf den Geist und Ton seiner Schriften von großem Einfluß seyn; ein anderer aber kam noch hinzu, und wurde entscheidend für ihn und seinen Ruf.

Ein Umstand von solcher Wichtigkeit verdient wohl einen besondern Abschnitt.

6.

„Wir sind nun, schrieb er an Geßner, ruhig, und mein Schicksal ist so weit entschieden, daß ich nun auf all mein Lebelang ein zwar ziemlich mühseliges, aber doch einträgliches und honorables Amt habe, ein Umstand, der doch allezeit die Basis von meiner Ruhe ausmacht, und mich über die niederschlagenden Nahrungssorgen hinwegsetzt. Nun geht mir von den Bedürfnissen des menschlichen Lebens nichts ab, als ein Weib, und da ich durch den Tod meines Bruders die Ehre habe, der einzige von meiner Familie zu seyn, so werde ich von meinen lieben alten Eltern über diesen Punkt so sehr in die Enge getrieben, daß ich bald genöthigt seyn werde, in die ganze Welt um ein Weib auszuschreiben. Hier findet sich keine für mich, denn ich sollte eine hübsche, gescheidte, muntere, und wo möglich eine reiche Frau haben, und die drei oder vier Jungfrauen, welche hier, standeshalber, ein Recht an mich haben könnten, sind nicht für mich. Ich wollte, daß sich in den dreizehn hochlöblichen Kantonen ein artiges Mädchen fände, die so viel christliche Liebe hätte, einen ehrlichen Biberachischen Kanzleidirektor, der ganz hübsche Verse macht, von seinem Amt ungefähr tausend Gulden Einkünfte hat, und die zärtlichste Seele von der Welt ist, glücklich zu machen. Wenn Sie eine wissen,

mein lieber Freund, so rekommandiren Sie mich, ich bitte gar schön."

Frei'n, oder nicht Frei'n; das war also die Frage, die meistens wo sie aufgeworfen wird, einen Liebe leeren Zustand des Herzens voraussetzt. Bei Wieland, wie wir so eben sahen, war dies der Fall. Fast vom Knabenalter an hatte er nie ohne eine Geliebte gelebt, nur jetzt in seinem zwei und dreißigsten Jahre, da er heirathen sollte und auch wollte, fehlte sie ihm, und er war nicht eben sehr bemüht zu thun wie die Töchter Schach Bambo's, und zu suchen, was er nicht hatte. Es wurde daher mehr für ihn gefunden, als daß er selbst gesucht hätte; man fand aber für ihn, was er billigen mußte, und so begann im Herbst des Jahres 1765 sein eheliches und häußliches Leben.

„Ich bin, schrieb er an Geßner d. 7. Nov. 1765. an der Fortsetzung des Agathon durch eine Vorfallenheit unterbrochen worden, welche ich hätte ausbedingen sollen — —. Ich habe — eine Sottise gemacht, nicht wahr? — Vielleicht; wenigstens insofern wir das in der großen Welt fast durchgehends angenommene Prinzipium, daß ein Philosoph und ein Dichter frei seyn solle, gelten lassen. Dem sey nun, wie ihm wolle, ich habe ein Weib genommen, oder eigentlicher zu reden, ein Weibchen, denn es ist ein kleines, wiewohl in meinen Augen ganz artiges, liebenswürdiges Geschöpf, das ich mir, ich

weiß selbst nicht recht wie, von meinen Eltern und guten Freunden habe beilegen lassen. Es ist nun so, ich bin zufrieden; meine Mitbürger auch, denn diese können nicht wohl leiden, wenn ihre Vorgesetzten unbeweibt sind, — und wenn ich mich nur erst in meinem neuen Stande werde zurecht gesetzt haben, so hoffe ich, daß die Musen, wenn sie anders jemals einen Antheil an den Geburten meines Hirns gehabt haben, nichts dabei verlieren sollen.“ — — „Meine junge Frau empfiehlt sich dem liebenswürdigen Dichter des Daphnis und der Idyllen. Sie ist eben nicht so schön, aber ohngefähr so neu, so ungekünstelt, so unschuldig als Ihre Melida, — keine Biberacherin, das werden Sie ohnehin vermuthen, — ein gutes, gefälliges, angenehmes Hausweibchen, und damit Punktum.“

Am 21. November schrieb er demselben: „Meine junge Frau, (weil Sie doch so gütig sind und mehr von ihr wissen wollen), ist aus einem augsburgischen Kaufmannshause, welches in der merkantilischen Welt unter dem Namen Jakob Hillenbrands sel. Erben nicht unbekannt ist. Sie hat noch neun Geschwister, und ist also nicht reich, ob sie gleich mit der Zeit von ihren Eltern so viel zu erwarten haben mag, als sie nöthig haben könnte, wenn sie Wittfrau würde. Das, warum es mir zu thun war, ist ihre Person; sie hat wenig oder nichts von schimmernden Eigenschaften, auf welche ich (vermuthlich weil ich

Anlässe gehabt habe, ihrer satt zu werden) bei der Wahl einer Ehegattin nicht gesehen habe. Sie ist, mit unserm Haller zu reden, gewählet für mein Herz und meinen Wünschen gleich, — ein unschuldiges, von der Welt unangestecktes, sanftes, fröhliches, gefälliges Geschöpf; die bloße Natur, ohngefähr wie die Phyllis Ihres Daphnis, nicht ganz so hübsch, aber doch hübsch genug für einen ehrlichen Mann, der gern eine Frau für sich selbst hat: eine Prätension, welche man bei den großen Schönheiten vergebens macht. — Nun, dächte ich, wissen Sie genug; denn von seinem Weibe reden, ist ohngefähr eben so viel als von sich selbst sprechen."

Seinem zweiten vertrautesten Freunde Zimmermann schrieb er am 10. Jul. 1766: „Sie wissen, m. l. Fr., daß ich eine Frau habe, aber Sie wissen noch nicht, daß ich glücklich genug gewesen bin, vielleicht die Einzige in der Welt zu bekommen, welche in allen Stücken dazu taugte, meine Frau (notés que je ne dis pas ma maitresse) zu seyn. Ich habe sie so herzlich lieb, als jemals ein ehrlicher Mann sein Weib lieb gehabt hat. — Sie macht mich in der That glücklich, ob sie gleich kein idealisches Mädchen ist. Ich sehe sie zuweilen mit Augen an, wie ohngefähr Horaz dem guten Mädchen mag verliehen haben, zu der er sagte: age nunc, meorum finis amorum, — und Sie können nicht glauben, wie angenehm mir diese Vorstellung ist."

Als er am 17. Nov. denselben um ärztlichen Rath für seine Mutter bat, fügte er hinzu: „Sie werden mir dadurch den größten Dienst erweisen, außer wenn es das Leben meiner kleinen Frau gälte, die, ungeachtet ihrer Unwissenheit, die sanfteste, zärtlichste und mit Einem Worte die beste Art von Frau ist, die es in allen vier Theilen des schwäbischen Kreises giebt."

Wieland also — heirathete!

Manchem mag es wohl lächerlich dünken, daß dies der so erhebliche Umstand seyn soll, dessen man ganz besonders habe gedenken müssen; und ein fleißiger Romanleser wird die Achseln zucken über die Alltäglichkeit dieser Heirathsgeschichte. Sie könnte freilich gar nicht alltäglicher seyn, wofern nicht gerade das als sonderbar dabei zu bemerken wäre, daß Wielands stets so poetische Liebe bei seiner Heirath ein so sehr prosaisches Ende zu nehmen scheint.

Am meisten getäuscht könnte sich hiebei der finden welcher sich hier des aus Göthe's Epigrammen gewählten Motto vor diesem Buche erinnert. „Wo sind denn, — kann er fragen, — die Fallstricke, welche ihm Amor gelegt hat? Wo ist dessen Angriff, der gerade bei dem Sittlichsten am gefährlichsten seyn soll? Wo ist überhaupt nur etwas Gefährliches hier?"

Nur eine kleine Geduld, und man wird sehen, daß der arme Wieland diesen Angriffen nicht entging.

Amor hatte dem Menschen Wieland nicht beikommen können; dafür sollte ihm der Schriftsteller büßen. Göthe sagt ausdrücklich: Wer die Fama am höchsten verehre, den wisse Amor am besten zu fassen. Unter die Anzahl von diesen gehörte Wieland im strengsten Sinne eigentlich nicht, sondern mehr zu den Helden, welche sich Fama erwählt, denn wiewohl es ihm nicht gleichgültig war, ob sein Name „unerhöht mit der großen Fluth fließe"; so dichtete und schrieb er doch zunächst nur um einen inneren Drang zu befriedigen, und dieser Drang war so stark, daß ihn weder Kanzleistube noch — Wochenstube zu hemmen vermochten. Was er, um diesem Drange genug zu thun, schrieb, das hatte ihm Ruf erworben. Wie nun, wenn Amor gerade seiner Heirath sich bedient hätte, um ihm bösen Ruf zu machen?

Wir werden dies ja entdecken, wenn wir einen Blick auf das werfen, was um jene Zeit seinen Geist so angelegentlich beschäftigte, daß er dem innern Drange nach Darstellung desselben nicht widerstehen konnte.

7.

An Geßner d. 15. Jul. 1764. Ich gestehe Ihnen, daß mich der poetische Taumelgeist seit geraumer Zeit mächtig ergriffen hat, und daß ich die Fragmente von Zeit, die mir übrig bleiben, nicht lieber und angenehmer zubringen kann, als mit Reimen. Ich habe im Sinne, außer noch einigen Erzählungen und andern komischen Gedichten, nach und nach auch neue Briefe und Satyren im Geschmacke der Horazischen, und mit der Zeit auch einige größere Lehrgedichte zu machen. —— Reimlose Verse und Hexameter werden Sie von mir schwerlich mehr erleben.

Shakespeare Bd 7. S. 18. Die Reime können vermuthlich nichts dazu, wenn sie für einige Dichter schwere Ketten und Fußeisen sind; für einen Prior oder Chaulieu sind sie Blumenketten, womit die Grazien selbst sie umwunden zu haben scheinen, und in denen sie so leicht und frei herumflattern als die Scherze und Liebesgötter, ihre beständigen Gefährten.

An Zimmermann 1764. Ich bin sehr wohl zufrieden, daß Sie in dem Endymion Urbanität gefunden. Aber, mein Herr Doktor, haben Sie nicht auch gemerkt, daß in der Versifikazion, in den rimes redoublées, in dem Numero der Perioden, in

der Wahl der Worte u. s. w. eine gewisse Musik ist, welche außer dem höchst unbillig von mir ehmals mißhandelten Herrn Uz, noch kein Teutscher, meines Wissens, erreicht hat? Dafür aber müssen Sie bedenken, daß ich wirklich zwei Jahre am Endymion arbeite. Das nonum prematur in annum ist bei dergleichen Spielwerk zu viel. Ich denke Endymion ist vollendet, omnibus numeris absolutus, und soll, so wie er ist, den Geschmack der Teutschen auf die Probe stellen. Wirklich reime ich in verlornen Stunden den Ganymed, der beinahe noch leichtfertiger wird als der andere. Seiner Zeit werde ich dem schönen Geschlecht durch Venus und Adon Reparation thun, und versuchen ob ich fähig bin zu schildern, wie glücklich uns die Liebe dieser zauberischen Geschöpfe machen kann, — ich rede von denen, welche lieben können, denn das können nicht alle.

An Denselben. Ganymed sollen Sie haben, sobald er so ausgemacht ist, daß kein Tüpfgen mehr daran fehlt. Diese Spiele amusiren mich dermalen sehr, und ich schäme mich nicht zu thun, was der tugendhafte Plinius gethan hat.

An Geßner. D. 24. Aug. Die Zufriedenheit, die Sie mir über meine Erzählungen (die Komischen) bezeugen, hat mir, ich gestehe es Ihnen aufrichtig, ein unaussprechliches Vergnügen gemacht. Der Beifall eines Geßners ist mir ein sichrer Bürge, daß sie allen gefallen werden, denen ein ehrlicher

Nebenbuhler von Bocaz, Lafontaine, Ariost und Prior zu gefallen wünscht; und das ist freilich, (die Schwermüthigen, die Tartüffen und die Mystiker ausgenommen) ungefähr Allen, welche Gedrucktes lesen können. Meine Europa ist Ihnen anstößig gewesen, und das ist genug sie zu verdammen. — — — — Ich sende Ihnen das Urtheil des Paris. Der Ton dieses Stückes nähert sich dem Burlesken, weil Paris als ein junger Bauerkerl vorgestellt werden mußte, und in dessen Denkungsart und Sprache die bäurische Natürlichkeit und Grossiereté allenthalben hervorguckt; die Verbindung des idealen Schönen mit dem Burlesken ist nichts Leichtes; ob ich hierin reussirt habe, ist die Frage. Die übrigen Stücke, die in diese Sammlung von Erzählungen kommen sollen, heißen Aurora, Jxion, die beiden Liebesgötter und die Grazien. — — — Unter den Sujets, womit sich meine scherzende Muse künftig für alle die desagréments meiner Umstände schadlos zu halten gedenkt, ist auch Adon, welches ein größeres Gedicht in etlichen Gesängen werden soll, und Musarion, eine Art von komischem Lehrgedicht, im Gout der Alma des Prior, welches die Bekehrung eines Platonikers, und die Widerlegung des ganzen phantastischen Systems dieses weisen Mannes enthalten soll. Eine Dame von meiner Bekanntschaft will mich bereden, auch moralische Erzählungen im Geschmack des Marmontel

zu machen, und ihnen eben diese Lebhaftigkeit und Reizungen zu geben, die sie in meinen scherzhaften Erzählungen zu finden vermeint. Was halten Sie davon?

An Denselben. D. 29. Sept. Beim Wiederlesen habe ich Ihr Urtheil von der episodischen Stier-Liebe im Ganymed nur gar zu gegründet gefunden. Diese Episode ist erstlich ein hors d'oeuvre, zweitens zum Ekel weitläufig, drittens an sich selbst ärgerlich, und viertens an einigen Orten übel gemalt. Ich habe sie also gänzlich zur Vernichtung verdammt und dabei soll es bleiben; das Ganze gewinnt wirklich durch diesen Verlust.

An Denselben. D. 8. Okt. Aurora hat sogar meinen alten ehrwürdigen Protektor, den Grafen von Stadion, von seinem wohl hergebrachten Vorurtheile wider die teutsche Poesie bekehrt; er wunderte sich gar sehr, daß man das alles in teutscher Sprache sagen könne, — denn bisher kannte er die teutsche Sprache nur aus Akten, Urkunden und Ministerialschriften.

An Denselben d. 21. Jul. 1766. Wenn es mit den komischen Erzählungen zu einer neuen Auflage käme, so habe ich Verbesserungen darin zu machen, und ein Gedicht in drei Gesängen, Musarion benannt, welches ein ziemlich systematisches Gemisch von Philosophie, Moral und Satyre ist, liegt fertig, um jenen allenfalls angehängt zu wer-

den. Noch eins. — Ich amusire mich schon Jahr und Tag an einer weitläufigen und si diis placet gewiß seltsamen Komposizion in einer Art von Stanzen, oder was die Italiener ottave rime nennen; eine Art von Versifikazion, deren Schwierigkeit einen jeden andern als einen vesanum poetam, einen von der Wuth zu reimen besessenen Menschen, abschrecken sollte. Gleichwohl habe ich von mehr als 1300 Strophen, die das Ganze ausmachen werden, schon den vierten Theil zu Stande gebracht, und, unter uns gesagt, ich bewundere mich bisweilen selbst wegen des seltenen Talents, welches ich für die Reimerei habe. — Es sind ganz hübsche Sächelchen in diesen Strophen. Aber das Ganze — hilf Himmel! Was für ein Stoff! welch ein Plan! Was für Erfindungen! Was wird der ernsthafte, philosophische, theologische, ökonomische und politische Geist unsrer Nazion zu einem Werke sagen, das in der ganzen poetischen Welt an Extravaganz seines gleichen weder hat, noch hoffentlich jemals bekommen wird. Stellen Sie sich eine Fabel im Geschmacke der quatre Facardins oder des Bélier von Hamilton vor, — aber eine Fabel, die keiner andern gleich sieht, die noch aus einem gesunden Kopfe gekommen ist, — die Quintessenz aller Abenteuer der Amadise und Feenmärchen. Und in diesem Plane, unter dieser frivolen Außenseite, Metaphysik, Moral, Entwickelung der geheimsten Federn des menschlichen Herzens, Kritik, Satyre,

Charaktere, Gemälde, Leidenschaften, Reflexionen, Sentimens, — kurz alles was Sie wollen, mit Zaubereien, Geisterhistorien, Zweikämpfen, Centauren, Hydern, Gorgonen und Amfisbänen, so schön abgesetzt und durch einander geworfen, und das alles in einem so mannigfaltigen Stil, so leicht gemalt, so leicht versifizirt, so tändelhaft gereimt, und das in ottave rime. — Vergeben Sie mir, mein Freund, wenn ich Eitelkeit genug habe, Ihnen zu sagen, daß Sie schwerlich jemals etwas so drolliges gesehen haben als Idris und Zenide ist. Wenn Sie nach dem, was ich Ihnen davon (mit so viel Bescheidenheit, wie Sie sehen,) angerühmt habe, begierig sind, ein Muster von dieser heteroklitischen Ausgeburt des geheimen Verständnisses meiner Muse mit irgend einem jungen Satyr oder Faunen mit eigenen Augen zu sehen, so kann ich Ihnen melden, daß die drei ersten Gesänge nächstens von einer sehr zierlichen Hand abgeschrieben werden sollen, — und sobald das geschehen ist, sollen Sie der Erste seyn, der es zu lesen bekommen soll, wenn Sie wollen. Ich gestehe Ihnen, daß ich mit dieser tändelhaften Arbeit mehr Zeit zubringe, als ich verantworten könnte, wenn ich in andern Umständen wäre. — Aber in Biberach, ohne Freunde, ohne Bibliotheken, ohne Aufmunterung, bei einem solchen Amte, bei solchen Zerstreuungen, was wollen Sie, daß ich thun soll? Und doch wird vielleicht außer dem Agathon mit der

Zeit noch etwas Wichtigeres von der ernsthaften Art aus diesem meinem Schädel hervorkommen, wenn mich anders Lippi et Tonsores und die respektable Zunft der Ketzermacher nicht wegen des Agathons schon genug mißhandeln, und mich nöthigen, meinen Geist in dichterischen Spielen verflattern zu lassen.

An Denselben. D. 29. August. Ich bin fest entschlossen, die ersten fünf Gesänge des Idris in künftiger Frühlingsmesse zu publiziren, um zu sehen, was die Teutschen zu einem Dinge sagen werden, welches sie Mühe haben werden, in eine Klasse zu bringen. Das Ganze wird in zehn Gesänge eingeschlossen seyn. Sie können aus den drei ersten Gesängen sich zwar keine Idee von dem Plane machen, aber das ist auch das Wenigste bei einem Gedichte von dieser Art, es kommt da lediglich auf die Erfindung, die Situazionen und die Schönheiten der Ausführung an. Ich schmeichle mir, es seyen in dem was ich Ihnen schicke, ein guter Theil Strophen, die sich neben den besten des Tasso und Ariost selbst sehen lassen dürfen.

Musarion soll und kann niemals mit den komischen Erzählungen erscheinen. Es ist gewissermaßen eine neue Art von Gedichten, welche zwischen dem Lehrgedichte, der Komödie und der Erzählung das Mittel hält, oder von allen dreien etwas hat. Ich habe vor, künftig dergleichen noch mehr zu machen, unter denen das Gastmal des Solon, und

Aspasia oder die Kunst zu gefallen, seyn werden. Die Grazien werden gleichfalls — Aber ich fange an zu merken, daß ich nicht klug bin, Ihnen von allen den Einfällen zu sagen; die mir im Kopfe herumgehen, und deren Ausführung von so vielen zufälligen Umständen abhängt. So viel ist gewiß, daß ich eine Menge Sujets habe, welche, wenn ich lebe, mich nach und nach beschäftigen, und vielleicht das Publikum ermüden werden zu lesen, ehe ich müde werde zu reimen; so unbeschreiblich groß ist der Reiz, der mit diesem seltsamen und tändelhaften Herenwerk verbunden ist.

An Zimmermann. Weil ich in meinen Nebenstunden weder immer schlafen, noch immer mit meinen Herren und Obern l' Hombre spielen mag, so will ich fortfahren mit den Musen zu kurzweilen, so lange ich kann; vielleicht auch dann noch, wenn ich nicht mehr kann. Wirklich habe ich bald dreihundert Strophen von einem Gedicht fertig, das, wie ich glaube, das erste in seiner Art ist, et qui par consèquent ne ressemble à rien. Es ist ein Versuch, die ottave rime der Italiener in Teutschland in den Schwang zu bringen — und die Kunst Verse zu machen dadurch unendlich schwer zu machen. Ich besorge sehr, Sie werden mir Niesewurz verschreiben, wenn Sie sehen werden, womit ich mein Gehirn abnutze. Aber ich kann nicht helfen, — die poetische Tollheit hat nun einmal die Oberhand.

An Denselben. 1767. Sagen Sie mir, was Ihre Meinung von diesem Idris ist, in welchem ich einen Versuch machen wollte, ob man in unserer Sprache nicht auch Ariost seyn könne, wenn man wolle. Ich meine nur Ariost in Absicht der Laune, des Styls, der Lebhaftigkeit und Versifikazion. Denn ein Gewebe von Abenteuern in 46 Cantos werden Sie mir, verhoffentlich, nicht zutrauen. Ich bin vielmehr so bescheiden, es bei diesen fünf Gesängen des Idris bewenden, und dieses Gedicht, wie die Facardins meines vielgeliebten Hamiltons ein Fragment seyn zu lassen, ungeachtet der Plan der ganzen Fabel wirklich gemacht, und die Entwickelung eine von den seltsamsten ist, die jemals gesehen worden.

An Frau von Laroche. Wissen Sie, womit ich mich diesen Winter amusiren werde, wenn ich anders in den Fall komme, mich mit etwas zu amusiren? Mit einem großen Gedicht: Psyche, welches unter der Außenseite einer blauen Erzählung, oder wenigstens einer ziemlich frivolen Erzählung, die feinste Blüthe der wahren Philosophie und eine kritische und, um die Wahrheit zu sagen, ein wenig komische, Naturgeschichte — unsrer Seele, dieses unbegreiflichen Ich weiß nicht was, dessen Widersprüche Pascal so gut gekannt, und dessen Größe und Schwäche er durch sein Beispiel dargethan hat, enthalten soll. Was sagen Sie zu dieser Idee? Schon seit langer Zeit hat sie mich ergrif-

fen, und ich bin nun entschlossen, aus diesem Gedicht mein Hauptwerk zu machen, durch welches ich nach meinem Tode, wenigstens in der Eigenschaft als Dichter, fortzuleben wünsche. — Noch habe ich einen andern Plan, zu einem heroisch-komischen Gedicht von einer ganz neuen Art.

An Zimmermann. Sie werden erschrecken, wenn ich Ihnen von einem heroisch-komischen Gedicht sage, dessen Held — rathen Sie einmal! — doch, ich bin gewiß, Sie und gewiß auch kein andrer von einem Weibe Geborner würde es jemals errathen, daß sich ein Poet einfallen lassen könnte, Alexandern den Großen zum Helden eines komischen Gedichts zu machen. Indessen ist es mir nun eingefallen, — allein, ich gestehe Ihnen ὦ βέλτιστε, daß ich meinem Kopf, der seit einiger Zeit eine ganz Tristram Shandysche Wendung bekommen zu haben scheint, gar nicht mehr traue, und daher nichts von solcher Wichtigkeit beginnen werde, ohne alles vorher mit einem Freunde, der kein Dichter ist, und die Welt mit aller ihrer Zubehör aus einem philosophischen Gesichtspunkte ansieht, wohl überlegt zu haben. Meine Idee ist eigentlich diese. Die Poeten, die epischen und tragischen wenigstens und die Odendichter schildern uns Helden, die meiner festen Ueberzeugung nach nie gewesen sind. Die Geschichtschreiber, Curtiusse und selbst die Plutarche, machen es zuweilen nicht besser; sie sind eine Art von Roman-

schreiber, welche von der Liebe zum Schönen, Großen und Wunderbaren hingerissen, uns statt der wirklichen Leute, welche sie uns bekannt zu machen unternommen haben, idealische Personen unterschieben. Wie viel die wahre Kenntniß der menschlichen Natur hierunter leidet, und wie viel auf solche Weise Dichter und historische Romanschreiber zu Unterhaltung einer Menge populairer Vorurtheile, welche dem menschlichen Geschlecht gewiß nicht zum Besten gereichen, beitragen, ist zwar überhaupt bekannt, verdiente aber wohl einmal umständlich entwickelt zu werden. Nun habe ich in meinem Kopf, es würde einen seltsamen Effekt machen, lustig zu lesen, und dabei gewiß nicht unnützlich seyn, wenn die Helden einmal von einem Poeten geschildert würden, wie sie wirklich sind, — i. e. als eine Art von Don Quixotten, das könnte also unmöglich anders als in einem heroisch-komischen Gedicht geschehen. Ich habe mir davon eine Idee gemacht, von der ich, die Wahrheit zu sagen, ein wenig behext bin. Aber ich sehe und fühle zugleich alle Schwierigkeiten der Ausführung. Nachdem ich alle Helden der Welt durchgangen, fand ich keinen, der geschickter war, meine Idee mit ihm auszuführen, als den Alexander; denn mein Held muß wirklich ein außerordentliches Gemisch, von großen Eigenschaften und Schwachheiten, von heroischen und komischen Zügen, und seine Begebenheiten müssen so

romanhaft seyn, daß sie noch moralisch und poetisch interessant bleiben, ohngeachtet sie in ein komisches Licht gestellt werden, und durch die Entdeckung der wahren Springfedern vom Wunderbaren unendlich viel verlieren. Und das alles finde ich nur beim Alexander. — Was sagen Sie zu meinem Einfall? Zu Verminderung alles Misverständnisses setz' ich hinzu, daß mein Gedanke nicht ist, das wirklich Schöne und Große durch ein falsches Licht und durch eine burleske Verzerrung der wahren Lineamente und des wahren Umrisses lächerlich zu machen; Heaven forbear it! — Indessen drückt mich doch ein Skrupel, der, wenn ich ihn nicht vom Herzen wegkriege, das ganze Vorhaben zu Boden drücken wird. Ich besorge, daß Alexander der Große, ein heroisch-komisches Gedicht, dazu dienen könnte, die großen Absichten und Wege der Vorsehung, welche sich in den Begebenheiten solcher außerordentlicher Männer am deutlichsten offenbaren, in ein nachtheiliges Licht zu stellen; kurz, ich besorge, der Globus terraqueus möchte zu sehr das Ansehen einer Haupt- und Staatsaktion mit Hanswurst u. s. w. bekommen.

An Frau v. Laroche. Glauben Sie mir, ich verabscheue mit Ihnen und allen Leuten von gesundem Menschenverstand die Persiflage, welche gewisse neue Schriftsteller, französische nämlich, charak-

terisirt. Aber ich mache einen großen Unterschied unter dieser Persiflage (wovon der große Voltaire selbst nicht ganz frei ist) und unter jener wahrhaft sokratischen Philosophie, welche die falschen Tugenden entlarvt, und sich in keine Ehrfurcht hinein täuschen läßt weder von der stolzen Haltung der Großen, noch von Erhabnem, dem Tugendeifer, der sauren Miene und äußersten Gleichgültigkeit gewisser Philosophen, noch durch die Sprache und das Aussehn eines Wesens aus der andern Welt solcher, die, ich weiß nicht auf welche schimärische Vereinigung mit dem großen Wesen, durch welches wir sind, und das wir nicht kennen, Ansprüche machen. — Ich habe wohl bemerkt, daß die Großen und die Weltleute die Satyre dieser Philosophie nicht lieben. Es ist natürlich, man mag nicht gern demaskirt seyn. Da nun aber die Großen den Ton angeben, so scheint der geheime Scheu dieser Klasse von Sterblichen vor der Satyre veranlaßt zu haben, daß man wie durch eine Art von Uebereinkunft satyrische Schriftsteller als mauvais sujets, frivole Geister ansieht, mit denen man sich, wenn man nichts Besseres weiß, amusirt, denen man aber durchaus kein echtes Verdienst zugesteht. Und doch haben dessen die Luziane, die Swifte, die Rabelais, die Sterne, unendlich vielmehr als die meisten der sogenannten ernsten Schriftsteller. — Man nennt Marmontels Belisaire ein vortreffliches Buch. Nun, es ist ein gutes Buch, gut geschrieben, und enthält

Wahrheiten. Aber diese sind schon tausendmal gesagt, und ein schöner Styl ist ein Verdienst, das Viele haben; ich sehe darin nichts Außerordentliches. Ich begreife leicht, wie man einen Belisaire schreiben kann, — — aber einen Tristram Shandy, — das ist ein Werk! —

An Dieselbe. Das Lob, welches Sie meiner schönen Griechin (Musarion) ertheilen, spricht mich um so mehr an, weil Sie von der Natur mit einer ziemlichen Porzion Gleichgültigkeit für die Reize der Poesie begabt sind, und weil Sie die Ironie nicht außerordentlich lieben, die, ich gesteh' es, meine Lieblings-Figur ist, und für die ich einiges Talent zu haben mir schmeichle. Freilich ist's ein ziemlich gefährliches Talent; zum Glück aber hat mich die Natur mit einem guten und redlichen Herzen begabt; mein Menschenhaß ist nur gemacht; ich liebe von Natur die Menschheit und die Menschen (was jedoch zwei verschiedene Sorten von Liebe giebt), und wenn ich auch über die Gebrechen der einen und die Schwachheiten der andern spotte, so geschieht's in der Regel freundlich und in der Absicht, ihnen scherzend heilsame Wahrheiten zu sagen, die man zuweilen geradezu nicht zu sagen wagt. Und Sie, meine liebe Cousine, finde ich sehr liebenswürdig, weil Sie leidlich damit zufrieden sind, daß ich so bin, wie Sie mich sehen.

An Dieselbe. 1768. Ich begreife, liebe Cousine, daß der Ton der Musarion von dem Ihrer Seele zu verschieden ist, als daß dieses kleine Gedicht nach Ihrem Geschmack seyn könnte. Sie sagen, ich habe mir über alles einen muthwilligen komischen Ton angewöhnt. Erlauben Sie mir, meine Freundin, Ihnen zu sagen, daß ich nicht recht verstehe, was Sie damit meinen. Alles was ich daraus abnehme, ist, daß der Ton Ihrer Seele ernst gestimmt ist; ist der meinige komisch, so ist er es, glauben Sie mir, aus guten Gründen; ob er muthwillig sey, das ist eine andre Frage; ich wenigstens werde das nicht so leicht zugeben. Um dies auszumitteln, würde zu untersuchen seyn, ob meine gegenwärtigen Gedanken richtig sind, ob etwas Wahres ist z. B. in dem Charakter des Phanias und in der Geschichte seiner doppelten Bekehrung, und ob Musarion, so wie ich sie gezeichnet habe, nicht mehr werth ist als die beiden Philosophen, welche den meisten von denen, die auf diesen Titel Anspruch machen, ähnlich sind. Um dies zu untersuchen, würden Unterredungen nöthig seyn, allein nach diesen würden Sie Musarion nicht mehr nach Ihrem Geschmack finden als jetzt. Ihre Seele ist nicht für das Komische gemacht; dies geben Sie gern zu, und ich bin seit langer Zeit davon überzeugt, und ich gestehe, daß dieses, wenn wir es gleich nicht gern sehen, einige Entfernung unter uns bewirkt. — Die Verschiedenheit unter uns offenbart

sich unter anderem in den Urtheilen, welche wir über Bücher fällen, oder vielmehr in dem Geschmack, dem wir in der Wahl der Lektüre folgen. Sie lieben z. B. das Buch von Abbt *); ich kenne dessen ganzen Werth, allein nach meinem Urtheil ist es weit unter dem übertriebenen Lobe, welches seine Freunde daran verschwendet haben. Sie entzückt alles, was die Miene des Enthusiasmus für Wahrheit und Tugend hat, mich stößt es ab. Im zweiten Theile des Agathon habe ich meine Gründe dafür gesagt, und ernste Gründe. — — — Für das, was Sie in einigen Ausdrücken dieses kleinen Gedichts als Ihnen misfällig angemerkt haben, danke ich Ihnen. Ich werde Ihnen mit derselben Offenherzigkeit sagen, wo Sie Recht und wo Sie Unrecht haben; denn im Betreff der poetischen Sprache muß ich wohl kompetenter Richter seyn. Der Ausdruck Flecken der Seele in Licht waschen ist Ihnen dunkel, — mir auch, liebe Freundin; aber dieser Ausdruck ist platonisch und mystisch, er ist nicht von meiner Erfindung, sondern ist dem System eigen, welches Theophron predigt, und Sie hätten bemerken können, daß dieß ganze schöne System des Herrn Theophron zuverläßig nicht das meinige ist. — Flammen, die auf Leinwand brennen sind — gemalte

*) Ueber das Verdienst.

Flammen, ein gar nicht ungewöhnlicher Ausdruck. — Zappeln ist kein niedriger Ausdruck, es ist ein so gut teutsches Wort wie ein anderes, und an der Stelle, wo es steht, sagt es mehr als Klopfen oder Schlagen. Unser Herz schlägt immer; es klopft aus Furcht, aus Zorn, aus zwanzig andern Leidenschaften; diese Wörter schicken sich also nicht, um dem Phanias ein wenig spöttisch (denn das ist der Ton der Musarion) vorzuwerfen, daß es so wenig brauche, um Männerherzen in eine gewisse Bewegung zu setzen. An dem andern Ausdruck aber, Theophron habe in seiner Haut platzen wollen (crever dans sa peau), mußten Sie anstoßen, denn er ist anstößig. Er war meiner eignen Kritik entschlüpft, und ich danke Ihnen sehr für diese Bemerkung. Dieses soll verbessert werden.

An Riedel. Nein, ich nenne das nicht Chikaniren, wenn man grammatische Unrichtigkeiten in einem kleinen Gedicht, welches ohne Flecken seyn soll, tadelt. Ich halte sehr viel von der Verbalkritik, und ersuche Sie, keine Nachsicht gegen mich zu gebrauchen.

An Denselben. Ich brüte seltsame Dinge. Ein Gedicht, das Land der Ideen, in welches ich nicht etwan auf dem Pegasus, oder dem Hippogryphen des Ruggiero, oder dem Clavilenno des Don Quixotte, sondern auf meinem Steckenpferdchen reite; ein anderes, Psyche genannt, welches (in

seiner Art Notabene) in die Klasse der Fairy Queen gehörig seyn mag: denn es wird einen allegorischen Sinn haben, ohne langweilig zu werden, und eine ganze Menge Erzählungen, mehr moralisch im eigentlichen Sinne dieses Worts, als komisch oder launisch. — A propos von Laune! In wenigen Wochen werde ich Ihnen Endymions Traum, eine schnackische Produkzion von der lateinischen Art, im Manuskript zuschicken.

An Denselben. Yorik und die Fairy Queen, zwei Werke, die wahrhaftig nicht viel Aehnliches mit einander haben, haben dennoch, weil sie in meinem Kopfe auf einander treffen, einen seltsamen Einfall, den ich schon über ein Jahr lang schlafen gelegt hatte, wieder aufgeweckt und völlig ausgebrütet. — — Dieser Gedanke ist der Plan eines Gedichts, und dieses Gedicht wird heißen der neue Amadis oder die sechs Töchter des Königs Bambo; und wenn Sie sich von diesem bloßen Titel Things unattempted in prose or rime versprechen, Dinge, welche die betrübtesten fröhlich und die Weisesten lachen zu machen fähig seyn sollen, so werden Sie sich, wie ich zu Gott hoffe, nicht betrogen finden. Ich kann mir nicht helfen, mein bester Freund, quisque suos patimur manes. Ich habe keine andere Ressource gegen die unendlichen Misbehaglichkeiten meiner größtentheils mit Dingen, die meiner Natur zuwider sind, beschäftigten Lebensart. Ich kann nur

durch Empfindungen und Vorstellungen glücklich seyn (und wer kann es doch durch etwas anders?) und da die meisten Gegenstände um mich her nicht fähig sind, zu meiner Glückseligkeit beizutragen, sondern im Gegentheil mich, ohne den Yorikschen Humor, womit mich die Grazien beseligt haben, unglücklich machen würden, so bleibt mir nichts übrig, als à peu de Frais so angenehme Ideen und Empfindungen selbst zu machen, als nur immer möglich ist. Mein Geschmack ist nun einmal so; Sokrates und Harlekin sind meine Lieblingscharaktere, und Yorik ist mehr als Einer von diesen beiden, weil er Sokrates und Harlekin zugleich ist. Diese Denkungsart, die Ihnen, nachdem Sie mich durch die Erzählungen, durch Musarion und Idris und Agathon müssen kennen gelernt haben, nichts Befremdliches scheinen kann, wird Ihnen ungefähr sagen, was mein Amadis werden mag; Langeweile sollen Sie wenigstens nicht dabei haben, oder Blaffardine, die Blonde, Porzellane die Delikate, und Kolifischette die Kapriziöse, müßten alle ihre Reizungen an Ihnen verlieren; der schönen Dindonette nicht zu gedenken, deren Charakter Sie weder im Homer noch Ariost, und also gewiß auch in keinem andern Dichter finden werden, aber in der Natur unfehlbar schon gefunden haben müssen, und auf die sich appliziren ließe, was Schach Baham von der Prinzessin Gans sagt.

An Denselben. Könnten Sie mir nicht einen oder ein Paar Theile des Amadis de Gaule in der alten teutschen Uebersetzung prokuriren? Sie hat unzählige Theile, jeder so dick wie eine Cachelotte; es gilt mir aber gleichviel, was für einen Theil ich habe. Es ist mir nur um alte Wörter, Redensarten und Wendungen zu thun, wovon ich zum Besten meines neuen Amadis Gebrauch machen möchte. — — Ich stehe hundertmal an, wie ich dies und jenes teutsch sagen wolle, das sich auf französisch oder in einer andern Sprache leicht sagen läßt. Ich denke, wir baben Unrecht, so gar ernstlich Puritaner zu seyn, und keine ausländischen Wörter in unser Bürgerrecht aufnehmen zu wollen, da uns dergleichen Fremdlinge oft unentbehrlich sind. — — Wie wollen Sie delicatesse und delicat auf teutsch sagen? Was ist semillant, petillant, fringant, auf teutsch? Auf alles dies will ich einen Ausspruch haben, oder ich verklage Sie bei der nächsten teutschen Gesellschaft, von der Sie ein Mitglied sind.

An Gleim. 1769. Mein Amadis ist ein wahres Original; ein Mittelding zwischen allen andern Gattungen von Epischer Poesie, denn es hat von allen etwas. Es ist eine von den abenteuerlichsten Geburten des Sokratischen Satyrs mit einer Grazie, halb gutwillig, halb mit Gewalt, gezeugt.

An Denselben. Daß Amadis ein Ding ist, das nichts anderm gleich sieht, und nur nach seinen eigenen Regeln beurtheilt werden muß, brauche ich einem Gleim nicht zu sagen. Die Versart ist auch, wie Sie sehen, von meiner eigenen Erfindung. Ich denke, sie ist dem Sujet angemessen. Nach meiner Meinung sollten alle Versarten, die nicht heroisch sind, etwas Lyrisches haben. Je mehr je besser. Ich hasse die Alexandriner und alle steifen monotonischen Versarten in langen Gedichten tödtlich. — — Orten und worden reimt man nur in ottave rime, wenn man muß. Aber Ihr Herren Niedersachsen reimt auch zuweilen, daß uns ehrlichen Schwaben die Ohren gellen. Z. E. Geschmack und Tag, weil ihr Tack aussprecht, und wir — Taag. Wer hat von uns recht, und wer soll zwischen Ober- und Niederteutschen entscheiden?

Welch ein Reichthum von Planen! Welch ein rastlos reger Trieb zu deren Ausführung! So bewährt es sich denn auch an Wieland, daß, wer für die Musenkünste geboren ist, ihnen nie untreu werden kann; er wird die größten Hindernisse und Schwierigkeiten besiegen, um zu ihnen zurückzukehren. Wenn sein Prozeß seine Laune verdarb, die Akten ihn zu ersticken drohten, die Lauheit des Publikums, die

Unbilligkeit der Kunstrichter ihn verdrießlich gemacht hatten, da erklärte er wohl, er wolle der Poesie entsagen, aber wie konnte er hierin Wort halten, er kehrte nur mit verstärkter Liebe zu ihr zurück. Und nun begnügte er sich nicht, ihr etwa seine Nebenstunden zu widmen, sondern widmete ihr jeden freien Augenblick, und nicht blos zu Hause, wenn ruhige Morgen oder Abende ihm deren brachten, sondern auch auf der Kanzlei und in der Rathsstube. Einen nicht unbeträchtlichen Theil seiner Gedichte aus jener Zeit verfertigte er daselbst, und versüßte sich dadurch das Lästige der Rathhaus- und Kanzleigeschäfte. Buchstäblich wahr ist es daher, was er im Idris seiner Muse zurief:

Es mag dein Trost in diesem Unfall seyn,
Daß du, bei süßer Müh, mir viele Lust gegeben.
Du machst, o Muse, doch das Glück von meinem Leben;
Und hört dir niemand zu, so singst du mir allein.

Seine Lage hätte gewiß ihm zur Entschuldigung gedient, wenn seine Werke Spuren der Nachläßigkeit, der Eile, der Unterbrechung an sich getragen hätten: man sehe aber, wie schwer er es sich macht, sich selbst genug zu thun. Seiner Unermüdlichkeit in der Ausführung seiner vielen Entwürfe gleicht nur die Sorgfalt, mit welcher er dabei zu Werke geht.

Wie genau wägt er seine Ausdrücke! Wie angelegen ist ihm die Sprachbildung! Wie besorgt ist er für die Musik der Verse, für den gefälligen und reinen Klang der Reime! Nichts weniger als nachsichtig gegen sich, unterzieht er sich jeder Mühe, ohne welche die künstlerische Vollkommenheit nicht erreicht wird. Wie viele und große Mühe ihm aber auch etwas gekostet habe, stets ist er bereit das Verfehlte zu verbessern, das Mislungene zu vertilgen, umzuarbeiten und auszustreichen, bis er seinem eigenen zarten Gefühl und dem Urtheil einsichtiger Freunde genug gethan zu haben glaubt, und an die, gewiß nicht leicht zu erreichenden, Muster, die ihm vorschwebten, anzureichen hoffen durfte. Je größer die Schwierigkeit, um so stärker sein Trieb, sie zu besiegen.

Alle Plane, die er damals entwarf, auszuführen, würde ihm auch dann kaum möglich gewesen seyn, wenn er völlig Herr seiner Zeit gewesen wäre; schon das, was er in einem Zeitraum von vier Jahren ausführte, erregt Erstaunen. Außer der Uebersetzung einiger Bände von Shakespeare und der Ausarbeitung der letzten Hälfte des Agathon, dichtete er im Jahre 1764 die Komischen Erzählungen, die in der ersten Ausgabe (1765) das Urtheil des Paris, Endymion, Juno und Ganymed, Aurora und Cephalus enthielten. In der zweiten verbesserten Ausgabe von 1768 blieben dieselben; in den Auserlesenen Gedichten von 1784 er=

schienen sie unter dem Titel Griechische Erzählungen, wobei aber Juno und Ganymed weggelassen und an deren Stelle Kombabus und Aspasia hinzugefügt waren. In der Ausgabe von letzter Hand trennte diese der Dichter wieder davon, so daß unter demselben Titel nur noch drei Erzählungen blieben. Einige schon ausgearbeitete verwarf er sogleich, von andern hat er späterhin nur Bruchstücke bekannt gemacht. Noch in demselben Jahre dichtete er Musarion, in den zwei nachfolgenden Jahren Idris und Zenide, hierauf die erste Hälfte des neuen Amadis und einen Theil der Grazien.

Alle diese Gedichte waren unstreitig eine Bereicherung der teutschen Poesie, denn Wieland brach damit eine Bahn, welche vor ihm noch Keiner betreten hatte, und muß als der Schöpfer zweier, den Teutschen wenigstens damals ganz unbekannter, poetischer Darstellungsarten betrachtet werden. Er gab uns zuerst eine eigenthümliche, noch bis jetzt unbenannte, Art von Erzählung und das romantisch-epische Gedicht. Aus dem, wie er sich selbst darüber äußert, geht deutlich genug hervor, daß er für keine von beiden Arten sich bestimmter Gesetze und Regeln bewußt war, und mehr seinem Gefühl als einer Theorie folgte. Woher hätte er diese auch nehmen sollen? Daher schwankte er auch selbst in der Benennung seiner Gedichte, und

nannte Idris und Amadis anfänglich Heroisch-Komische, nachmals romantische, so wie die Komischen Erzählungen, unter denen er jedoch Musarion unterbringen zu können bald genug selbst bezweifelte, späterhin Griechische, wobei er aber zuverläßig an etwas anderes, als die Darstellungsart, dachte. Indeß muß er doch gleich anfangs eine Ahnung des Unterschiedes zwischen beiden Arten gehabt haben. Die Scenen seiner Heroisch-komischen Gedichte gehören alle dem Mittelalter, die der andern Art dem alten Griechenland an, und beide Arten unterscheiden sich bei ihm durch die Form, denn dem Rittergedicht giebt er seine den ottave rime der Italiener nachgebildeten Stanzen, bei der andern Erzählung bedient er sich durchaus einer freien Verschlingung der Reime. Daß Amadis in der ersten Ausgabe in einer eben solchen freieren Form erschien, hat seinen Grund nur darin, weil der Dichter späterhin die Lust verlor, so fortzufahren, wie er angefangen hatte, nämlich auch mit einer neuen Art von Stanzen. Diese Stanzen führte er auch zuerst in unsere Poesie ein, und man weiß, daß ihm sowohl hierin, als für den Ton des Gedichts Ariosto als Must r vor der Seele schwebte. Bei den andern Gedichten schwebten ihm zuverläßig auch Muster vor: wer aber behauptet hat, — und es ist freilich eine nur zu gewöhnliche Behauptung, — daß es fran-

zösische gewesen, der urtheilt als ein Unkundiger. Wieland hielt sich hier offenbar an kein Muster ausschließlich, sondern suchte Sokratische Ironie und Humor der Engländer mit der Leichtigkeit und Eleganz der Franzosen zu verbinden.

Woher denn nun aber der ihm so häufig gemachte Vorwurf französischer Frivolität? —

8.

Diese Frage führt uns zurück auf das Problem, auf welches wir zu Ende des sechsten Abschnittes stießen.

Alle Gedichte Wielands aus der angegebenen Zeit haben ein einziges Hauptthema, und dieses ist — die Liebe, und sie ist es, die ihm einen bösen Leumund gemacht hat.

Herder schrieb im Jahr 1771 an seine Braut: „Das muß ich sagen, daß unter allen Shakespeareschen Stücken Wielands keines so verunglückt ist, als Romeo und Julie. Der Grund ist vielleicht der, daß Wieland nie selbst eine Romeo-Liebe gefühlt hat, sondern sich nur immer mit seinen Panthe·n und Seraphins d·n Korf ·o·l geweht, statt das Herz je menschlich erwärmt hat, und so sind ihm die schönsten Augenwinke, in denen die Liebe mehr als durch

Worte redet, eine ganz unbekannte Sprache gewesen." Man sieht, Herder kannte da nur den Wieland von ehemals, und noch nicht den Verfasser des Agathon, der zuerst beschuldigt wurde, — zwar nicht eine Romeo-Liebe — wohl aber gewisse Scenen einer eben nicht seraphischen Liebe mit zu warmen Farben gemahlt zu haben, und der, seit Agathon, schon in der dem Don Silvio episodisch eingeflochtenen Erzählung Biribinker, mit stets wachsender Keckheit der dem Platonismus in der Liebe entgegengesetzten Seite zuschritt. Wie weit er ging, ersieht man aus dem Briefe, den er, in Beziehung auf jene Schilderungen im Agathon und Don Silvio, am 4ten Mai 1764 an Geßner schrieb. Er schrieb: „Qui semel verecundiae fines transiit, sagt Cicero, eum oportet gnaviter esse impudentem. Das erste that ich, da ich vor einigen Jahren die platonische Partei verlassen hatte; das andere thue ich jetzt, da ich Ihnen ein so antiplatonisches Ding, als mein Endymion ist, schicke. Ich schicke es Ihnen als einem Dichter und als einem Freund. Dem letztern empfehle ich das Geheimniß. Ich bin begierig zu wissen, ob Ihnen Endymion gefällt. Schreiben Sie mir Ihre Gedanken davon ganz offenherzig. Daß Sie sich daran ärgern sollten, traue ich Ihnen nicht zu. Wenn ich mich zu schämen habe, so ist es aller der puerilen Extravaganzen, wozu mich die platonische Schwärmerei meiner Jugend verleitet hat, und wozu auch

die alberne Severität gegen Uz und andere ehrliche Leute gehört. Plinius, der gewiß ein rechtschaffener Mann war, und hundert andere seines gleichen, haben sich nicht geschämt, im männlichen Alter und zu einer Zeit, da sie die ansehnlichsten Würden zu Rom bekleideten, mit solchen Spielen sich zu delassiren. Belieben Sie, wenn Sie ja in Versuchung gerathen sollten, mich zu verdammen, den 4. Brief des 7. Buchs der Briefe des Plinius zu lesen. Im 14. Briefe des 4. Buches erklärt er sich noch deutlicher, und gesteht, daß unter seinen Gedichten, wovon er seinem Freunde eine Sammlung schickt, einige sehr muthwillig seyen, ex quibus si nonnulla tibi paulo petulantiora videbuntur, erit eruditionis tuae cogitare, summos et gravissimos viros, qui talia scripserunt, non modo lascivia rerum, sed ne verbis quidem nudis abstinuisse — das letztere hat Plinius, wie er hinzusetzt, nicht gethan, und ich auch nicht. — Scimus alioquin hujus opusculi illam esse verissimam legem, quam Catullus expressit:

> Castum decet esse poetam
> ipsum, versiculos nihil necesse est,
> qui tunc denique salem habent et leporem,
> si sunt molliculi et parum pudici.

So dacht' ich nun vor acht Jahren nicht, aber man kann nicht immer ein Knabe seyn. Ich hasse

alle Gleisnerei, und sobald ich anders denke als ehemals, so scheue ich mich auch nicht, es zu sagen. Im übrigen hoffe ich, Sie werden, ungeachtet der Schlüpfrigkeit des Sujets, im Endymion zum wenigsten so viel Retenüe und Bescheidenheit finden, als in der Jo des Korreggio, welche wir einst mit einander bewunderten. Doch auf dieses kommt es mir bei Ihnen nicht an. Sie sind weder ein Stoiker noch Platoniker, weder ein Gleisner noch Enthusiast, und von Ihnen besorge ich also keine moralischen Vorwürfe."

So trat denn der Verfasser des Antiovid auf Ovids Seite, der Verfasser der Sympathien ahmte Prior nach, der Verfasser der Briefe der Verstorbenen berichtete die ärgerliche Chronik des Olymp, der Sänger des Abraham sang den Idris und Amadis, lieferte statt der Erzählungen aus einer Unschuldswelt anstößige aus einer verdorbenen, statt ascetischer Betrachtungen üppige Schilderungen; — welche Verwandlung! Anakreon, Katull, Tibull, Lafontaine, Ninon, Prior, Uz, waren mit einmal auf eine seltene Weise an ihm gerächt, indem er sie in allem, weshalb er sie einst geschmäht und verketzert hatte, noch überbot, so daß alle Verdammungsurtheile jetzt zweifach auf sein eigenes Haupt zurückfallen müßten.

Die nachtheiligen Folgen blieben nicht lange aus. Der Antistes zu Zürich verweigerte den Druck des

Agathon, und als er doch heimlich gedruckt worden, ward er zu Zürich verboten. Für Don Silvio war wenigstens dasselbe zu besorgen, und daher erschien dieser zuerst bei Bartholomäi in Ulm. Der Bannfluch dagegen ertönte aber bald von Bern aus, denn von diesem Orte war die Beschuldigung im Journal encyclopédique (August 1764) datirt, Wieland schreibe unanständige Erzählungen, und schildere mehr als unsittsame Situazionen, welche kein ehrbarer Mensch, und wer noch Achtung vor den Sitten habe, billigen könne. Die Komischen Erzählungen erschienen, und die Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften erklärte (Bd. 1. S. 300), man dürfe sie nicht nach der Sittenlehre beurtheilen," denn von dieser Seite, hieß es, möchten sie manchem Verdammungsurtheil unterworfen seyn, und wir würden eben so wenig unzufrieden seyn, wenn des Verfassers Scherz weniger die guten Sitten beleidigte: denn wir können nicht bergen, daß sie uns weit unmoralischer als die Vossischen geschienen haben. Diese sind nur schlüpfrig, und werden nichts enthalten, was nicht wenigstens in statu naturali ohne Verbrechen geschehen könnte. Und ist nicht der Schäferstand eine Gattung des Stands der Natur? Aber hier werden Ehre und Pflichten gespottet." Von Jupiter und Ganymed ward insbesondere gesagt, daß diese Erzählung alle Grenzen der Sittlichkeit und Tugend überschreite, und daß sie kaum

einem heidnischen Dichter würde zu vergeben seyn. Der öffentlichen Misbilligung folgte die stillere seiner Freunde. Er konnte sich nicht bergen, daß der Kontrast zwischen seinen neueren und älteren Schriften ihm bei seinen Schweizerischen Freunden geschadet, und selbst eine gewisse Entfernung zwischen ihm und seiner innigsten Freundin, Frau von Laroche, veranlaßt habe. Es blieb aber nicht bei der harten Anklage, daß er ein unmoralischer Dichter sey, man schloß auch von der Verwandlung des Dichters auf die des Menschen zurück, und zog nicht nur seine Moralität überhaupt in Zweifel, sondern brachte auch nachtheilige Gerüchte von seinem sittlichen Wandel in Umlauf. Der einst so strenge Tugendprediger, der Eiferer für fromme Rechtgläubigkeit, erschien denen, die am gelindesten über ihn urtheilten, — und unter diesen waren auch Zimmermann und Julie Bondeli — als ein Epikureer; man sprach aber auch wohl geradezu von epikurischer Schweinheit, und alle Berufung auf Katulls Castum decet esse poetam hielt man für eine bloße Ausflucht. In eben dem Grade, in welchem sich sein dichterischer Ruf verbreitete, verbreitete sich auch der böse Leumund, man konnte in ihm das seltne und große Talent nicht verkennen, sprach aber mit Bedauern von dessen Misbrauch, und warnte vor seinen Schriften als vor einem Gifte, welches, je süßer, um so gefährlicher sey. Je bemühter er also war, seinen Ruf als Dich=

ter zu erhöhen und einer Stelle neben den ersten Dichtern würdig zu seyn, desto böser wurde sein Ruf — durch die Liebe, die er ja, wenn seine Ankläger Recht haben, jetzt von der Wollust gar nicht mehr zu unterscheiden schien.

Dies alles blieb ihm nicht verborgen; es war ihm nichts weniger als gleichgültig, daß sein poetischer Ruf ihn in sittlicher Hinsicht verrufen machte, und er beschloß von Zeit zu Zeit Maasregeln dagegen zu ergreifen.

War es jedoch irgendwo nöthig, ihn selbst zu hören, so ist es hier, wo er als hart Beklagter vor dem Publikum und dem Gericht der Nachwelt steht. Hier sind also zuvörderst seine Selbstgeständnisse über diesen bedenklichsten Punkt in seinem Leben und Wirken.

An Julie Bondeli 1764. Ich war ehedem Enthusiast in Ansehung der Religion, der Metaphysik und der Moral, und ich war es ganz aufrichtig; so war damals meine Art zu seyn, oder das Resultat von hunderttausend physischen und moralischen Ursachen. Habe ich nun aber gleich in Einem Sinne aufgehört Enthusiast zu seyn, so bin ich doch nicht weniger ein Freund der Wahrheit, und finde die Tugend nicht weniger liebenswürdig, wenn ich gleich nicht mehr an die Präexistenz der Seele glaube, und beim Bilde eines rosenfarbenen Seraphs mit Flügeln von Gold und Azur nicht mehr verzückt werde.

Solche erkünstelte Spekulazionen sind nichts als Stelzen, auf denen die menschliche Eitelkeit gern einherschreitet, angenehme Hirngespinste, woran wollüstige Seelen sich ergötzen. Ich mußte entweder meinen Platonismus reformiren, oder eine Wüste in Tyrol aufsuchen, um da zu leben. Die Erfahrung hat mir einen Wahn nach dem andern benommen, und endlich kam ich ins Gleichgewicht. Ich denke über das Christenthum wie Montesquieu auf seinem Sterbebette, über die falsche Weisheit der Sektenmacher und die falschen Tugenden der Schurken wie Luzian, über die spekulative Moral wie Helvetius, über die Metaphysik – nichts davon; sie dient mir blos zum Scherze. — In den Tagen meines Enthusiasmus und Platonismus war ich hitzig, jähzornig, grillenhaft, launisch, mürrisch; seitdem ich Biribinkers und Endymions schreibe, habe ich meine Leidenschaften mäßigen gelernt. Ich hoffe Sie zu überzeugen, daß ich stets, selbst in meinen Fehlern, den Charakter des Biedermannes, der mir angeboren ist, behauptet habe. Für ein Tugendmuster habe ich mich nie ausgegeben. Man wird finden, daß mein Geist zwar zuweilen thöricht, mein Herz aber immer gut war. Wie mein Züricher Freund mir meldet, hält man mich für locker (libertin), und giebt mir eine Menge Maitressen. Ich begreife nicht, wie ein Mensch, der von 1200 Franken leben muß, jenes seyn, und dieses haben könnte. Die Wahrheit ist, daß ich in

freund- und verwandtschaftlicher Verbindung mit zwei oder drei Damen stehe, die, nicht ihrer Gestalt, sondern ihrer Verdienste wegen, Achtung verdienen, und daß ich einige flüchtige Neigungen für junge Personen gehabt habe, die ich heirathen sollte, ich weiß nicht warum, und die ich bitte, sich ihre Freier anderswo zu suchen, und daß ich endlich eine Art von Intrigue gehabt habe, wo Amor sich in den Kopf gesetzt hatte, mir die Wahrheit der zwei Verse zu beweisen, welche Voltaire an dessen Statue zu Versailles geschrieben hat. *) — — Ich habe, dem Himmel sey Dank, seit meinem siebzehnten Jahre wenigstens ein volles Dutzend liebenswürdiger Frauen geliebt. Alle diese haben mir große Pein verursacht; alle meine Liebschaften waren von der Art, die man passions nennt, alle meine geliebten Göttinnen, die ich anbetete, und ich habe wohl einige Male die platonische Liebe bis zu einem Heroismus getrieben, dessen ich mich nicht mehr fähig fühle. — — Vergesse man doch endlich diese moralischen Donquixoterien meiner früheren Jugend, beurtheile mich nach der allgemeinen Regel, und gestehe mir dieselbe Freiheit zu, welche sich die würdigsten Schriftsteller der alten und unserer Zeit genommen haben, und die ihnen niemand bestritten hat. — — Wenn sich ernste und

---

*) Wer du auch seyst, sieh deinen Meister hier; er ist es, war es, oder wird es seyn.

strenge Personen verwundern, mich als den Verfasser meiner neuen Werke zu sehen, so bin ich zu beklagen: sie können mich schelten, aber sie sollen nicht so weit gehen, deshalb nachtheilig von meinen Sitten und von meinem Charakter zu denken.

An Zimmermann. 1765. Sie erweisen mir eine Ehre, die ich nicht verdiene, mein Freund, indem Sie mich St. Preux nennen. Vielleicht sollt' ich bedauern, daß ich in jenen goldnen Tagen, da die erste Liebe mich den Werth meines Daseyns zu lehren anfing, ihm ähnlicher zu seyn entweder zu viel (wenig?) Muth oder zu viel Unschuld hatte. Doch ich verabscheue dieses bloße flüchtige Vielleicht von ganzem Herzen. Wie oft seh' ich mit einem traurigen Blick in diese seligen Tage der Unschuld zurück! Nichts, nichts kann uns diese wunderbare Lauterkeit der Empfindungen, diese namenlosen Entzückungen wieder geben, die uns die erste Liebe in noch unverdorbener, kaum entfalteter Jugend erfahren macht. Welche andre Freuden, welche Ehren, welche Güter, ja, lassen Sie mich noch sagen, welche Weisheit ist die glückliche Thorheit werth, worin wir in diesem Zustand einer wahren Bezauberung unser Leben verträumen! — Lachen Sie immer, weiser Zimmermann; Sie mögen mich so sehr aus-

---

*) Die Hauptperson in Rousseau's Neuer Heloise.

lachen als Sie wollen, so werde ich dennoch niemals aufhören, den Verlust dieser seligen Schwärmerei zu bedauern, die nicht wieder kommt, wenn sie einmal verloren ist. Es mag eine berauschendere Lust in diesen Küssen seyn, quae Venus quinta parte sui Nectaris imbuit, — aber glauben Sie mir, ich schwöre es bei den Grazien, quarum sacra tuli, die Umarmungen der Liebesgöttin selbst haben nichts, das diese stillentzückende Empfindung ersetzen kann, womit in jenen Zeiten der jugendlichen Einfalt und Reinigkeit der Seele, der Anblick, der bloße Ton der Stimme, das leiseste Berühren der Hand der Geliebten, unser ganzes Wesen erfüllte. Urtheilen Sie, m. l. Fr., mit welchem Muth ich in diesem Augenblick, da ich drei Tage hinter einander mit einer Inventarisazion zugebracht, an einem mit Akten und Protokollen überlegten Tische sitzend, in diese Zeiten einer heitern, der Liebe und den Musen geweihten Jugend zurücksehe! Einsam in einem Hause, dessen weite Gemächer von niemand bewohnt sind als von mir selbst, einer dummen Magd, etlichen alten magern Ratzen, und einem Gespenst, das, der uralten Observanz gemäß, alle Nacht um zwölf Uhr unsichtbar auf einer geheimen Treppe vom Rathhause in die Kanzlei herabsteigt, — einsam, ohne Freunde, (denn die einzigen, die ich in diesem Lande habe, sind doch eine Stunde weit von mir entfernt), ohne Ergötzungen, ohne ein Mädchen, das mir durch

eine Arie von Galuppi die Grillen wegsingen, und mir wenigstens einen täuschenden Schatten jener zauberischen Wonne der Jugend wieder geben könnte. Wenn die ernsthafte Weisheit Ihr Herz nicht ganz verhärtet hat, so sagen Sie mir, ob das nicht ein armseliges Leben ist?

An Denselben. Es freut mich, daß Ihnen die Erzählungen gefallen. Aber soll ich Ihnen die Wahrheit sagen? Ich höre nicht gern, daß sie sogar einem vieljährigen Ehemann, und einem — so weisen Mann (wofür unsre unvergleichliche Julie Sie mir schon vor vier Jahren gegeben hat) Unruhe machen. Gott sey bei uns! Was werden sie bei Knaben von achtzehn Jahren, was werden sie bei vorwitzigen Mädchen, übel versorgten Weibern und untröstbaren Wittwen für Wirkungen thun! Wie schauert mich, wenn ich daran gedenke. In vollem Ernst, mein Freund, ich dachte nicht so weit; aber glauben Sie mir, wenn ich gleich kein Platonischer Schwärmer mehr bin, so hasse ich doch den Gedanken, Aergerniß zu geben, oder der Urheber von sittlichen Uebeln zu seyn. Trösten Sie mich, wenn Sie können, denn ich versichre Ihnen, daß Sie mit diesem einzigen Wort eine ganze Reihe von Embryonen komischer Erzählungen in meinem Kopf zerstört haben.

An Denselben. 1766. Sie wünschen, daß ich nicht mehr als Epikureer schreibe. — Ich will **

seyn, wenn ich das verstehe. — Die komischen Erzählungen sind doch nicht epikureisch?

An Geßner. 1766. Empfehlen Sie mich dem Herrn Waser, und sagen ihm, daß ich durch sein (in meinen zwar parteiischen Augen) billiges und weises Urtheil von den Erzählungen aufgemuntert, im Sinne habe, eine kleine Apologie derselben gegen den boshaften Vorwurf, daß Pflichten darin lächerlich gemacht werden, und daß sie unmoralisch seyen, zu schreiben.

An Denselben. Was mir jetzt zunächst am Herzen liegt, ist eine, wie mich däucht, sehr impertinente Censur der komischen Erzählungen, womit der neue Rechtschaffene, der zu Lindau herauskommt, mich gleich im ersten Blatte namentlich zu belegen für gut befunden hat. Ich gestehe Ihnen, daß ich nichts weniger als gleichgültig dabei seyn kann. Ich bin überzeugt, daß die komischen Erzählungen sich aus einem moralischen Gesichtspunkte rechtfertigen lassen. — — Sie selbst haben mir geschrieben, daß Herr Diakonus W(aser zu W(interthur) *) die komischen Erzählungen schon öfters gegen die Censuren dasiger Freunde in Schutz genommen habe. Ich bin sehr begierig, seine eigentlichen Gedanken zu wissen, von denen ich vermuthe, daß sie mit den

*) Der Uebersetzer des Luzian, Hudibras und Schwift.

meinigen übereinstimmen. Sollte es nicht möglich seyn, Ihn oder irgend einen ehrlichen Mann, der denken und schreiben kann, dahin zu disponiren, durch einen oder zwei gedruckte Bogen zu zeigen, daß die komischen Erzählungen als wahre und satyrische Gemälde der herrschenden Sitten der großen Welt, — oder gewisser Charaktere, welche kompetente Objekte für die komische und satyrische Muse sind, in Situazionen, wodurch die Charaktere am besten entwickelt werden, zu betrachten, und aus diesem Gesichtspunkte wirklich moralisch seyen? Ich bitte Sie, mein theuerster Freund, sich dieses meines Wunsches mit aller Lebhaftigkeit Ihrer Freundschaft für mich anzunehmen. — — Ich gestehe Ihnen, daß dieses Geseufze und Geheul über die komischen Erzählungen, welches mir von allen Orten und Enden her zukommt, meinen Geist und die Flügel meiner Muse ganz danieder schlägt, da ich keinen Menschen sehe, der sich die Mühe nehmen mag, ein Paar Stunden dazu anzuwenden, den Leuten die Köpfe über diesen Punkt zurecht zu setzen. Ich muß daraus schließen, daß wirklich Niemand ist, oder daß es nur einige Wenige sind, welche günstiger von diesen unglücklichen Erzählungen denken, — und sobald ich hievon überzeugt seyn werde, werde ich den Idris ins Feuer werfen, und den Musen auf ewig gute Nacht sagen.

Melden Sie mir aufrichtig, ich beschwöre Sie, was Ihre Gedanken hierüber sind, und wenn es möglich ist, so verhelfen Sie mir zu einem Champion meiner komischen Muse. Rathen Sie mir nicht, daß ich dergleichen widrige Urtheile mit einer großmüthigen Verachtung ansehen soll, das ist unmöglich, — unter andern auch deswegen, weil dergleichen schiefe und mit einer andächtigen Miene vorgebrachte Vorurtheile mich in ein verächtliches Licht stellen, und mir hier und in den hiesigen Gegenden, durch den Gebrauch, den Widriggesinnte davon machen, vielen Schaden thun können und werden, wofern sich niemand öffentlich und gründlich meiner annimmt. — — — Ich begreife in der That nicht, quo fato meine neueren Werke unter die libros prohibitos gesetzt werden sollen. — — Gestehen Sie, daß ich alle Ursache habe, maßleidig zu werden. Der Henker hole die Autorschaft, wenn sie mir von allen Seiten Teutschlands nichts als Verdruß zuziehen soll. Dem Agathon wird es nicht besser gehen, ungeachtet in dem Gesichtspunkte, worin ich ihn ansehe, und nicht anders ansehen kann, niemalen ein unschuldigeres Buch geschrieben worden ist. Ich weiß wohl, daß sich ein Autor das laudatur ab his, culpatur ab illis, gefallen lassen muß, — aber immer gescholten, und öffentlich gescholten, — von Niemand, oder nur sub sigillo amicitiae approbirt

zu werden, das ist mehr, als meine Geduld ertragen kann.

An Denselben. 1767. Die Gründe, womit Sie meinen Unmuth über gewisse Kritiker und Urtheile besänftigen, sind allzugut, als daß sie nicht eine gewisse Wirkung thun sollten; — Sie sollen mich, so der Himmel will, nicht mehr in diesem albernen, weinerlichen Tone pinseln hören. Ich habe nun in Absicht der komischen Erzählungen meinen Kopf aufgesetzt, und werde gelegentlich Allen und Jeden, und wenn es auf einem allgemeinern poetischen Konzilium geschehen sollte, ins Angesicht behaupten, daß sie in ihrer Art wenigstens so gut und moralisch sind, als die Briefe der Leute aus der andern Welt in der ihrigen. Indessen habe ich bereits angefangen, von der Kritik der Berliner zu profitiren, und etliche Hundert Verse durchgestrichen, welche nichts besseres verdienen, auch hie und da Veränderungen gemacht, wodurch, wie ich hoffe, das Ganze gewinnen soll. Ueberhaupt ist das Urtheil des Paris am wenigsten nach meinem Geschmacke; aber das gestehe ich Ihnen, daß ich lieber meine ganze Autorschaft verloren, als die übrigen drei nicht geschrieben haben wollte.

Es ist kein Zweifel in die reine Wahrheit dieser Selbstgeständnisse zu setzen, und am allerwenigsten

in das von der gleichmäßigen Fortdauer der Sittlichkeit seines Charakters und Lebens, denn hierüber hat nie einer, der Wielanden gekannt hat, anders als höchst vortheilhaft für ihn urtheilen können. Jeder Verdacht von Unmäßigkeit und Wollust ist völlig grundlos. Auch hatte er sich nicht so sehr verändert, daß er nicht sehnsüchtige Blicke in sein verlornes Delphi zurück geworfen, mit Rührung der Tage der ersten unschuldigen Liebe gedacht, und deren Entzückungen jedem Genuß, den die Wollust darbieten könnte, vorgezogen hätte. Man kann daher nicht sagen, daß hierin eine eigentliche Sinnesänderung mit ihm vorgegangen sey, und er konnte deshalb, wenn ihm gleich der Platonismus der Liebe verdächtig worden war, kein Epikureer in dem schlimmen Sinne werden, worin man diesen gewöhnlich nimmt. Wie es scheint, dachte er bei den ihm zur Last gelegten Schilderungen an gar kein Arges, denn auffallen muß es doch gewiß, daß es ihn befremdete, von Zimmermann zu hören, sie hätten ihm — Unruhe gemacht. Nun aber weiß er dies, und — tritt zurück? Nichts weniger! Selbst dann thut er es nicht, als die unangenehmen Folgen von allen Seiten auf ihn einbrechen. Nur auf einen Augenblick wird er empfindlich, verdrießlich; von Nachgiebigkeit ist indeß auch da nicht die Rede; Vertheidigung will er, Rechtfertigung. Statt nachgiebiger, wird er nur hartnäckiger, und es könnte wohl den

Anschein gewinnen, daß er, um sich nicht zu entschuldigen, immer tiefer in die Schuld hineinfiele. Will er doch das, was die Meisten so streng verurtheilten, aus moralischem Gesichtspunkte rechtfertigen. Wäre er nicht auch von dem Verdachte der Heuchelei völlig frei, so könnte man vielleicht argwöhnen, er wolle eine schlimme Sache doch nur beschönigen: da aber sein offener, gerader Charakter einen solchen Verdacht nicht gestattet, so muß man dies für seine wirkliche Ueberzeugung annehmen, der er zu jeder Zeit folgte. Darum wuchs auch mit dem Widerstande von außen seine Hartnäckigkeit, — er setzte nun seinen Kopf auf, — wie in der Angelegenheit Brechters gegen seine Vaterstadt, so in dieser Angelegenheit gegen Publikum und Kritik.

Gesetzt nun, er hatte Unrecht, so geht doch aus allem unwidersprechlich hervor, daß die Quelle seines Fehlers nicht Unsittlichkeit war, sondern Irrthum. — „Aber, sagen die Abgeneigten, ein gefährlicher, verderblicher Irrthum, und von dem er, vielfach gewarnt, doch nicht abließ! Gab er denn wohl einer Warnung Gehör? Und sie kamen doch stark und nachdrücklich genug.“ — Das weiß der Himmel! Aber eben darin zeigt sich ja, daß Göthe auch darin vollkommen Recht hat, wenn er von Amor behauptete:

Und den Sittlichsten greift er am gefährlichsten an.

9.

Hatte er denn aber auch so ganz Unrecht, als man ihm zu geben gewohnt ist? War er denn durchaus im Irrthum befangen? Wenn ein sittlicher Mensch, der zugleich ein geübter Denker ist, die Ueberzeugung hegt, daß etwas, was er thut, nicht unsittlich sey; wenn ein Dichter, der einen Gegenstand darum nicht in ein komisches Licht stellen will, weil er besorgt, die Absichten der Vorsehung in ein nachtheiliges Licht zu stellen, auf einem allgemeinen poetischen Konzilium zu beweisen sich erbietet, daß seine komische Behandlung eines andern Gegenstandes keine Missbilligung verdiene; wenn ein Mann, der seinen guten Namen nicht mit Gleichgültigkeit beschmitzt sehen kann, gleichwohl, trotz aller Warnungen, diesen aufs Spiel setzt, und daran Recht zu thun behauptet: so sollte man doch wohl meinen, seine Ueberzeugung müsse auf sichern, festen Gründen beruhen, und man dürfe daher nicht so leichthin über ihn aburtheilen, ohne seine Gründe geprüft zu haben. Wenigstens könnte sein Irrthum wohl kein gemeiner seyn, und es müßte die Mühe

lohnen, der Entstehung desselben auf die Spur zu kommen. Versuchen wir also dies, und denken uns zu diesem Behuf genau in seine damalige Lage, welches der einzige Weg ist, diesen Zweck zu erreichen. Es wird sich daraus zugleich ergeben, in wiefern er mit Recht der Nachahmung damaliger französischer Dichter beschuldigt wird.

Wir fanden Wieland auf dem Punkte, wo es ihm natürlich war, die ungereimte Seite der menschlichen Meinungen, Leidenschaften und Gewohnheiten aufzufassen; statt des ehemaligen Geistes des Enthusiasmus hat sich seiner der komische Geist bemächtigt; der heitere Weltsinn, der ihm zu Warthausen begegnete, begünstigt denselben, seine Beschäftigung mit Shakespeare, seine Lektüre des Luzian, Horaz, Cervantes, Ariosto, und vornehmlich des Tristram Shandy, verstärkt diesen Geist, dessen er in der That sehr nöthig hat, um sich in einer verdrießlichen Lage aufrecht und muthig zu erhalten. Erholung, Trost und Freude gewährt ihm fast allein die Poesie. Um sich zu erheitern, wählt er heitere Gegenstände, und behandelt diese, wie es ihre Natur erfodert, fest überzeugt, daß froher Sinn keine Sünde sey, und Trübsinn nicht zur Seligkeit verhelfe. Da hört das Unsichere seiner Lage auf, seine glückliche Laune wächst, er ist niemals heiterer gewesen als jetzt, und siehe da — — man rückt ihm mit Heirathsprojekten entgegen. — Sonderbar

genug, er, der sich ehedem gerühmt hatte, in dem Besitz eines ganzen Harems zu seyn, hatte gerade jetzt, da er heirathen sollte, auch nicht einmal eine Liebschaft! Kein Wunder, wenn dies dem, der nicht heirathen konnte, da er es, o wie gern! gewollt hätte, ziemlich komisch vorkam. Indeß die wiederholten Erinnerungen und Vorschläge blieben nicht ohne Wirkung, wenn auch vorläufig auf sein Herz, so doch nicht auf seine Phantasie. Diese faßte jedoch wie jetzt alles, auch diesen Gegenstand von der komischen Seite auf, und zwar zunächst bei Gelegenheit der Frage, die sich dem, welcher zum Heirathen keinen Gegenstand der Liebe hatte, sehr natürlich darbot: Welche soll man nicht heirathen? Begreiflich, daß die zuerst an die Reihe kamen, welche Wielanden am meisten misfallen hatten. Nur von den Furien versteht sich die Verneinung von selbst, außerdem wird sich immer der eigenthümliche Geschmack in die Entscheidung mischen. Am meisten misfallen hatten nun aber Wielanden die sogenannten Pruden, welche Stolzen dem wackern Campe so viele Uebersetzernoth machten, bis er sich endlich bei den Scheinspröden, Scheinsittsamen, beruhigte, zwischen denen und Affsprungs-Scheinkeuschen man nun die Wahl hat. Ein Blick in seinen Luzian lieferte ihm sogleich die olympischen Repräsentantinnen aller übrigen in Juno, Minerva und Diana,

und er stand nicht an, jenes Spötters fünftes Göttergespräch zu seinem Ganymed, das eilfte zu seinem Endymion, das zwanzigste zu seinem Urtheil des Paris auszubilden. Waren ihm aber die Pruden verhaßt, und ging er deshalb sehr schonungslos mit ihnen um, so war er gegen eine andre Gattung wenigstens sehr mistrauisch. Diese ist zwar nicht so schlimm, als die erste, aber von sehr unzuverläßiger Treue, weil ihr ein empfindsames Herz und eine entzündbare Phantasie gar leicht gefährliche Streiche spielen. Sie bekennt sich in der Liebe zum System Platons — oder einem ähnlichen — hält sich darum für sehr sicher, giebt sich um so unbesorgter einem süßen Irrthum hin, und merkt das leise Spiel des Instinkts dabei nicht eher, bis — dieser seinen Zweck erreicht hat, oder wo der erfahrnere Theil ihn — erwartet hatte. Diese Gattung schilderte Wieland in Aurora und Cephalus, welche Erzählung man mit der bei Ovid (Metamorph. 7, 694.), Hygin (189) und Antoninus Liberalis (41) vergleichen muß, um die Wielandische gehörig zu beurtheilen. Die Pointe des Dichters liegt offenbar darin, daß Aurora im Cephalus ihren Tithon, Cephalus in Auroren seine Prokris, und Prokris im Seladon ihren Cephalus liebt, und in diesem süßen Wahn alle drei — untreu werden. Die meisten der noch von ihm projektirten Erzählungen würden ungefähr

dasselbe Thema behandelt haben. In der Europa wollte er jedoch darstellen, „wie eine gewisse Eitelkeit, die fast bei allen Mädchen stärker als der Instinkt der Liebe ist, und sie, ehe sie noch wissen, was Liebe ist, ehe sie noch die mindeste Regung davon erfahren haben, für alle diejenigen geneigt macht, die ihnen schmeicheln, und die Macht ihrer Reizungen zu fühlen scheinen, wie diese Eitelkeit es der jungen Europa angenehm macht, einem Stier Empfindungen eingeflößt zu haben, die so gar nicht stierisch waren, und ihn über seine Natur zu erheben schienen. Wie weit sie dieses führen könnte, war ihre wenigste Sorge, an das denkt eine Agnes niemals.“ Man sieht nun wohl, alle diese Schilderungen sind ganz eigentlich Warnungstafeln.

So weit war denn nun die Heirathsangelegenheit von der komischen Seite behandelt; sie hatte aber auch eine sehr ernste, und der nicht blos scherzende Dichter wußte recht gut, daß es bei der Ehe nicht auf eine Schäferstunde, sondern auf das Glück des Lebens ankomme. Er sollte sich eine getreue Gefährtin durch das Leben wählen, die seine Freuden und Leiden theilen, im trauten Kreise der Häuslichkeit der Welt vergessen, ihm und geliebten Kindern, in denen sie sich wieder aufblühen sahen, allein leben konnte. Die Zeit, in Elegien nach der künftigen oder der verlornen Geliebten zu seufzen, war für ihn vorüber, sein Glaube an die Göttinnen, ein

Götterglück und einen Götterstand, war dahin: den Wunsch aber hatte er, menschlich glücklich zu seyn. Da er nun heirathen sollte, ohne einen Gegenstand seiner Liebe zu haben, so gewann seine Phantasie volle Freiheit, sich diesen selbst zu schaffen, und sich das Glück seiner zukünftigen Tage mit den lieblichsten Farben auszumalen. Da schuf er in Tagen rosenfarbiger Laune seine Musarion, die dem Geliebten zuruft:

> Du selber willst, das wir im Ernst uns lieben!
> Sonst tändelt' ich mit Amors Pfeilen nur;
> Jetzt, da er mich erhascht, ist's nicht mehr Zeit zum Lachen,
> Es ist darum zu thun, daß wir uns glücklich machen,
> Und nur vereinigt kann dies Weisheit und Natur.

Wenn nun gleich, was in der Liebe von den Sinnen stammt, in sein Recht eingesetzt ist, so wird doch die Liebe vom Sinnenrausche und der bloßen Wollust eben so genau unterschieden, als von jener hohen Schwärmerei, deren übersinnlicher Rausch meist nur zu sinnlich endigt.

> Ihr mächtigen Besieger
> Der Menschlichkeit, die ihr dem Sternenfeld

Euch nahe glaubt, — das Herz ist ein Betrüger!
Erkennet euer Bild in Fanias und bebt!

Das Bild der Glückseligkeit, welches die wahre Liebe gewährt, malte der Dichter, der hier das Verschwenden und das Verträumen des Lebens, jede Anmaßung, die der Natur widerstreitet, und jede Einbildung, womit der Mensch sich selbst oder Andre nur täuscht, mit dem feinsten Spotte der lächelnden Ironie verfolgt, sich so aus:

Mit jedem neuen Tag fühlt sich das Paar beglückter,
Indem sich jedes selbst im Andern glücklich macht.
Durch überstandne Noth geschickter
Zum weiseren Gebrauch, zum reizendern Genuß
Des Glückes, das sich ihm so unverhofft versöhnte,
Gleich fern von Dürftigkeit und stolzem Ueberfluß.
Glückselig, weil er's war, nicht weil die Welt es wähnte,
Bringt Fanias in neidenswerther Ruh
Ein unbeneidet Leben zu,
In Freuden, die der unverfälschte Stempel
Der Unschuld und Natur zu echten Freuden prägt.

Gesundes Blut, ein unbewölkt Gehirne,
Ein ruhig Herz und eine heitre Stirne,

Wie vieles macht ihn reich! Denkt noch Musarion
Hinzu, und sagt, was kann zum frohen Leben
Der Götter Gunst ihm mehr und Beßres geben?
Die Weisheit nur, den ganzen Werth davon
Zu fühlen, immer ihn zu fühlen,
Und, seines Glückes froh, kein andres zu erzielen!
Auch diese gab sie ihm. Sein Mentor war
Kein Cyniker mit ungekämmtem Haar,
Kein runzlicher Kleanth, der, wenn die Flasche blinkt,
Wie Zeno spricht, und wie Silenus trinkt:
Die Liebe war's. — Wer lehrt so gut wie sie?
Auch lernt' er gern, und schnell, und sonder Müh,
Die reizende Philosophie,
Die, was Natur und Schicksal uns gewährt,
Vergnügt genießt, und gern den Rest entbehrt;
Die Dinge dieser Welt gern von der schönen Seite
Betrachtet, dem Geschick sich unterwürfig macht,
Nicht wissen will, was alles das bedeute,
Was Zeus aus Huld in räthselhafte Nacht
Vor uns verbarg, und auf die guten Leute
Der Unterwelt, so sehr sie Thoren sind,
Nie böse wird, nur lächerlich sie find't,
Und sich dazu, sie drum nicht minder liebet,

Den Irrenden bedau'rt, und nur den Gleißner
flieht;
Nicht stets von Tugend spricht, noch, von ihr
sprechend, glüht,
Doch ohne Sold und aus Geschmack sie übet;
Und, glücklich oder nicht, die Welt
Für kein Elysium, für keine Hölle hält,
Nie so verderbt, als sie der Sittenrichter
Von seinem Thron — im sechsten Stockwerk sieht,
So lustig nie als jugendliche Dichter
Sie malen, wenn ihr Hirn von Wein und Phyl-
lis glüht.

Hierauf fand der Dichter nun wirklich in einer Heirath das Glück, wie er es geschildert hatte, wenn gleich, seinem eignen Geständniß nach, seine Gattin keine Musarion war. Der Hochzeittag, sonst oft genug der Sterbetag der Liebe, zumal der leidenschaftlichen und schwärmerischen, wurde der wahre Geburtstag der seinigen, und sie wurde immer größer, herzlicher, inniger. Nur etwa in den Tagen der Bezauberung der ersten Liebe hatte er sich so heiter, so glücklich gefühlt, als jetzt, da das Schicksal ihm, statt des schönen Traumbildes seiner poetischen Doris, eine wirkliche Dorothea — so hieß seine Gattin — in die Arme geführt hatte.

Die meisten Romane schließen mit der Hochzeit, vielleicht weil die Dichter die Lösung des Zaubers fürchten, in welchem sie den Leser bis dahin gefangen

hielten: billiger Weise sollte nun aber der Mährchendichter den Romandichter ablösen, denn nichts ist gewisser, als daß die Hochzeit eine unerschöpfliche Quelle von Metamorphosen ist. Von denen spricht aber niemand gern, höchstens ein Arzt und Psycholog, ungeachtet es sehr heilsam seyn würde, auch dem Wechselverhältniß zwischen Leib und Seele, welches sich hier in ganz eigenen Erscheinungen zu erkennen giebt, auf die Spur zu kommen. Wieland, der ein guter Beobachter war, und sich nie gern selbst belog, mußte darauf aufmerksam werden.

Nun musterte er seine Selbsterfahrungen über die Liebe, deren er seit funfzehn Jahren, wie wir sahen, nicht wenige gemacht hatte. In seiner Erinnerung lebten alle, die er jemals geliebt, wieder auf; Jungfrauen und ältere Wittwen, Philosophinnen nnd Fromme, Preziöse und Graziöse, — eine etwas seltsame Gallerie! — Und nun seine verschiedene Art zu lieben, — platonisch, – mystisch und ein wenig sinnlich, — mit philosophischer Reflexion und poetischem Enthusiasmus, — zuletzt sogar mit einem Anflug von Galanterie, und fast immer — mit mehr oder weniger Selbsttäuschung verbunden, die bald aus der Phantasie, bald aus Nachahmung und einer Art von Stolz, bald auch aus einem leisen Zuge der Empfindung des Geschlechts entsprungen war. Wie hätte er nun hiebei sich nicht auch daran wieder erinnern sollen, daß er schon seit langer Zeit den Plan zu einer philo=

sophischen Geschichte der Liebe entworfen hatte! Die Ausführung eines solchen Planes glaubte er damals seinem Freunde Zimmermann nicht überlassen zu dürfen, weil ein Arzt dazu nicht metaphysisch genug sey; jetzt würde er ihn selbst nicht sehr metaphysisch ausgeführt, und man würde ihm ohne Zweifel bald abgemerkt haben, daß er bei Beurtheilung des Menschen Physiologie und Psychologie nicht mehr so von einander schied, wie er es vor zehn Jahren, gegen Hartley, verlangt hatte. Diese philosophische Geschichte der Liebe konnte er nun zwar jetzt nicht schreiben, aber alles, was er darüber gedacht und gelesen und von der Liebe selbst erfahren hatte, das wurde ihm jetzt Stoff zu einem Gedichte, und so entstand Idris und Zenide, — — — das Werk der Honigmonate seiner Ehe.

Ueber dieses schrieb er im Jahre 1766 an Geßner: „Sie sagen mir zu eben der Zeit, da Sie meinem Idris mit dem Beifall Ihrer Geliebten, auf den ich gewiß stolz bin, schmeicheln, daß sie einige Bosheit gegen das weibliche Geschlecht darin gefunden habe. Das verhüte die gütige Venus und ihre Grazien! Gegen die verstellten Spröden und gegen einige andere alltägliche Arten von Weibsgeschöpfen, dergleichen z. B. die gute Prinzessin Deanire ist, da gebe ich zu, was Sie wollen; aber wenn ich der unbegrenzten Hochachtung, der ich aus pflichtvoller Dankbarkeit dem gesammten weiblichen Geschlechte

mich schuldig erkenne, irgendwo nur im Mindesten zu nahe getreten bin, so bitte und beschwöre ich Sie, Madame Geßner, die Gnade für mich zu haben, und mir's zu sagen. Indessen erlauben Sie mir, Sie, außer vielen Stellen, wo des edleren Theils Dero liebenswürdigen Geschlechts in gebührenden Ehren gedacht ist, zu erinnern, daß, wenn einige Nymphen und Feen demselben eben keine sonderliche Ehre machen (welches meine Schuld nicht ist, s' il vous plait), die schöne Lila, und besonders die Heldin meines Gedichts alles wieder vergüten, und dem schönen Geschlechte die vollkommenste reparation d' honneur erstatten, so Sie nur von mir verlangen können. Denn das werden Sie mir doch nicht zur Sünde anrechnen, daß ich mir die Freiheit nehme, manchmal ein wenig aus der Schule zu schwatzen, und ein oder das andere kleine unschuldige Geheimniß des weiblichen Herzens zu verrathen, womit in der That die Damen keine Ursache hätten, so geheim zu thun, wenn die Welt noch so natürlich wäre, als wie sie in Homers Zeiten war, oder so philosophisch dächte, wie Lady Worthley zum Exempel. Ich meine unter diesen kleinen Geheimnissen eben nicht gewisse hazardirte und in der That impertinente Einfälle des Seigneur Itifall, denn dieser ist in der That ein Taugenichts, den ich für nichts besser gebe, als er ist. Er denkt von dem weiblichen Geschlechte nach denen, die er gekannt hat; und

was ist überhaupt von einem Menschen mit Bocksfüßen zu erwarten? Denn so ein hübscher Junggeselle er gegenwärtig ist oder zu seyn scheint, so wird sich doch am Ende zeigen, daß er, ne vous deplaise, nur ein Satyr ist, — und also kein Mann, der das weibliche Geschlecht schimpfen kann. Dem sey wie ihm wolle, so bitte ich mir von Madame Geßner eine kleine Erklärung aus, damit ich, wofern ich ja, ein wenig gesündigt habe, im Stande seyn mag, mich zu bessern; — denn ich wiederhole es, ungeachtet meiner gerechten Rachsucht gegen gewisse Frauenzimmer-Charakter und gewisse Frauenzimmer-Gebrechen (mit allen geziemenden Protestazionen, Restrikzionen und Reservazionen sey es gesagt) ist kein Mensch auf der Welt, der die Damen mehr ehrt und liebt, als Dero gehorsamster Diener, der Autor.

Deutlich genug geht hieraus hervor, daß seine Absicht war, verschiedene Arten von Liebe gegen einander in Kontrast zu stellen, und zu diesem Behuf verschiedene Charaktere sich in eigenthümlichen Situazionen entwickeln zu lassen. Das Ganze würde eine Art von Philosophie der Liebe ausgemacht haben, allein dieses Gedicht blieb leider Fragment. Scherzhaft sagte er bei der ersten Ausgabe, daß es so lange Fragment bleiben solle, „bis sich etwan einmal drei Kunstrichter und drei Pruden mit einander einverstehen sollten, in einer namentlich

unterzeichneten Bittschrift ihn um die Ergänzung desselben zu ersuchen," der wahre Grund davon aber lag in seiner — Ehe. In den glücklichsten Stunden seiner beginnenden Ehe hatte er dieses Gedicht ausgearbeitet, — und die Spuren davon sind leicht zu entdecken; — da folgte eine unglückliche Niederkunft der geliebten Gattin und der Tod des erstgebornen Kindes, und hiemit verließ auch den Dichter seine heitere Laune, er verlor alle Lust an einem Gedicht fortzuarbeiten, worin er so schmerzlich war unterbrochen worden, und niemals hat er wieder die Hand an dasselbe gelegt. Erst nachdem er — in diesem Zwischenraume — den Agathon beendigt und manches Bruchstück von seiner Psyche niedergeschrieben hatte, kehrte ihm seine Laune, und mit ihr die Lust zurück, — nicht den Idris fortzusetzen, sondern den Stoff, den er hatte fallen lassen, wieder aufzunehmen. Aufgeregt wurde er dazu durch ein kleines Werk, welches ihm damals in die Hände fiel, ein humoristisches Spottgedicht unter dem Titel: The new Bathguide. Dieses weckte in ihm die Idee zum Neuen Amadis, worin er sich, ganz voll von Tristram Shandy, der Laune noch weit mehr überließ als in dem Idris, bei welchem ihm Hamilton vorgeschwebt hatte, und es ihm darum zu thun gewesen war, auch in der Form dem Ariosto sich zu nähern. Bei allem Unterschied aber, der zwischen Idris und Amadis jedem sogleich

ins Auge springt, liegt doch beiden dieselbe Idee zum Grunde, ob das idealistische oder materialistische Prinzip in der Liebe geltend sey, ob Platons oder Buffons System *) den Vorzug verdiene, ob Ovidische Künste oder reines Gefühl des Herzens zum wahren Glück in der Liebe leiten. Ganz unverkennbar finden sich mehrere Personen aus dem Idris, nur unter andern Namen und Gestalten, im Amadis wieder. Um die beiden Hauptpersonen aber, die sich, wenn gleich nach mancher Verirrung erst, zu dem wahren Ziele finden, läßt der Dichter noch eine Menge von Nebenpersonen sich herbewegen, an denen er theils die Selbsttäuschungen, theils die Verirrungen, die bei der Liebe möglich sind, anschaulich mache; die Selbsttäuschungen hauptsächlich in seiner platonisirenden Fee und dem ascetischen Gymnosofisten, die Verirrungen in fünf Mädchen und fünf Männern, die der Zauberer Tulpan, sich selbst mit eingerechnet, für nichts Besseres gibt als für fünf Närrinnen und fünf Gecken. Da begegnen uns die Kaiserin der Pruden, Schatulliöse; eine strenge Leoparde, die, wenn gleich nicht unempfindlich, doch für wahre Zärtlichkeit nie einen Ausdruck finden konnte; Blaffardine, eitel auf ihre Schönheit; die launenhafte Kolifischon; die gute runde phlegmatisch-gleichgültige, Din-

*) Vergl. Ges. 14. St. 11. fgg.

donette, die zu gefällig ist, als nicht von jedem, Faunen und Gymnosofisten ausgenommen, sich lieben zu lassen, ohne daß sie für irgend einen etwas Besondres fühlte; und diesen Damen gegenüber Antiseladon, ausgelernt in losen Ovidischen Künsten, der ziemlich materielle Karamell, Blömurant mit seiner weinerlichen Sentimentalität, Parasol, durch lüderliche Galanterie zum Schatten geworden, und der Neger Tulpan, der, humoristisch wie er ist, mit dieser ganzen närrischen Welt sein Spiel treibt. Man kann leicht denken, wenn diese Charaktere in Handlung gesetzt werden, was für Situazionen, was für Scenen das geben muß! Wie viele Geheimnisse kommen da an den Tag! Wie viele halb und ganz laute Geständnisse müssen wir hören, — und welche! — Kann aber der Dichter dafür? Sagt er doch selbst:

Ich bitte tausendmal ab, daß solche Lästerungen,
Wobei mir selbst die Haare zu Berge stehn,
Auch nur in der dritten Person aus meinem Munde gehn!
Was muß, von der Pflicht die Wahrheit zu sagen, gedrungen,
Ein armer Dichter, der an nichts Böses denkt,
Nicht seine Personen oft sprechen lassen!
Und wär' es billig, den Mann, der uns Vergnügen schenkt,

Und scherzend Weisheit lehrt, für fremde Sünden
zu hassen?
Die Menschen, und jeden mit seinem eignen
Gesicht,
Schön oder häßlich, zu mahlen, ist seine erste
Pflicht.

Kein Zweifel, daß sich der Dichter bei allen seinen anstößigen Schilderungen eines ernsten und sehr guten Zweckes bewußt war, und wem dieser entgangen seyn sollte, der wird ihn unfehlbar entdecken, wenn er sich die gewiß nicht unbelohnt bleibende Mühe geben will, den vierzehnten Gesang noch einmal achtsam zu lesen, und dann ein wenig darüber nachzudenken, wie sich das Ganze endigt, und warum es sich gerade so und nicht anders endigt. Schach Bambo, ein Vater, der vielen Vätern gleicht, die sich eben darum über ihre Töchter zu beklagen kein großes Recht haben, sagt sehr richtig:

Ich bleibe den Herren verbunden,
Die sich (hier lupft er ein wenig den Hut)
Mit solcher Waare beladen; ich gebe sie nicht
für gut!
Doch hoffen wir, jeder Topf hat seinen Deckel
gefunden.

Ja wohl! Man möchte darum das Ganze eine Schicksals-Komödie nennen, worin die poeti-

sche Gerechtigkeit so streng gehandhabt wird, als sonst nur in Schicksals-Tragödien, und auch da nur selten so völlig dem allgemeinen Weltlauf gemäß, als hier. Aber ist denn auch der Amadis etwas anderes als der lustige Prolog zu fünf Tragödien? Wer kann daran zweifeln, daß die Hochzeitfeier die Exposizion dazu ist? — Wer es für seine Person nicht dazu will kommen lassen, der mache es wie Amadis.

Wie Amadis? — Nun ja, er höre, da es noch Zeit ist, auf, sich selbst zu täuschen, der Narr bald seiner Phantasie, bald seiner Sinne zu seyn, ungeachtet einer nie sich verleugnenden sehr guten Gesinnung doch aus einem Irrthum in den andern zu fallen, und selbst vor mehr als Irrthum nicht ganz sicher zu seyn; er höre, bevor es zu spät ist, auf die Stimme der Vernunft, erkenne das, was wahrhaft und dauernd glücklich macht, und schätze den innern Gehalt nicht nach dem äußeren Schimmer. Ein ideales Musterbild in ihm aufzustellen, war dem Dichter nie eingefallen; er gab ihn nur für

Den Helden, der lange die Welt Berg auf Berg ab
Durchzog, das Gegenbild von einer Schönen zu finden,
Die aus dem Reich der Ideen herab
Gestiegen war, sein junges Herz zu entzünden,
Und der, es desto gewisser zu finden,

Von einer zur andern sich unvermerkt allen ergab:
Bis endlich dem stillen Verdienst der wenig
scheinbar'n Olinden
Das Wunder gelang, den Schwärmer in ihren
Armen zu binden.

Wer hätte nun aber einen solchen Helden treffender schildern können, als der Dichter, der ihm so ähnlich war, und sich mit ihm in fast gleicher Lage befunden hatte? Wie Amadis, hat er glücklich sein Ziel erreicht, blickt zurück auf die durchlaufene Bahn, und lacht über sich selbst, über seine mannichfaltigen Selbsttäuschungen und wunderlichen Verirrungen. Er sieht sich und — Andre jetzt in einem so ganz andern Lichte! Alle seine Göttinnen und Seraphs aus den Sympathien, sind — Weiber, und er verwundert sich nicht wenig, wenn er bedenkt, was für eine Figur er ihnen gegenüber, während seiner Bezauberung, gemacht hat, und — wohin ihn dies hätte führen können. Kein Wunder, wenn der ehemalige Seladon jetzt wie Antiseladon dachte:

Ich sehe doch nicht, warum wir dem schönen
Geschlecht
Mit Tugenden, die es nicht hat noch suchet,
schmeicheln wollten;
Und was die Schönen und wir dabei gewinnen
sollten!

Kurz, es war ihm kein Zweifel geblieben, daß es auch hier heilsam sey, der Natur den Sieg über die Schwärmerei, der Wahrheit über die Heuchelei zu verschaffen. Was er früher in Zürich schon sehr richtig geahnet hatte, das — wußte er nun, und meinte ganz ehrlich, warum er denn das nicht sagen solle, was er wisse, da es doch zum Heil und Frommen der Menschen sehr wissenswürdig sey, ja viel wissenswürdiger als eine Menge andrer Dinge. Sein Walter Shandy sagte ihm: „Da die Alten der einstimmigen Meinung sind, daß es zweierlei ganz verschiedene Arten von Liebe giebt, nach den verschiedenen Theilen, welche davon die Wirkung fühlen, — das Gehirn oder die Leber — so denk' ich, ein Mann, der sich verliebt fühlt, sollte billig eine kleine Untersuchung anstellen, welche von beiden ihn überfallen hätte." Er wußte nun aber auch, wie schwer es dem Onkel Tobi wurde, „bei dem Selbstgespräch über diesen mystischen Punkt seine Untersuchungen durch ein falsches Gewirre von Gefühlen hindurch zu führen:" hätte er also dabei nicht zu Hülfe kommen sollen, da er es konnte?

Auf solche Weise zu dichten, war also Wieland durch seine Lage bestimmt, und es kann keinem Aufmerksamen entgehen, wie die Gedichte vor und nach seiner Verheirathung an Inhalt, Ton und Kolorit sich von einander unterscheiden.

Die Frage, ob er nun aber Recht mit seiner Behauptung hatte, daß diese Darstellungen aus einem gewissen Gesichtspunkte wirklich moralisch seyen, dürfte wohl genau mit der andern zusammenhängen, ob sie sich ästhetisch rechtfertigen lassen. Wieland selbst hielt sich seiner Sache sehr gewiß, denn er getraute sich, auf einem allgemeinen poetischen Konzilium seinen Prozeß vollkommen zu gewinnen. Ohne Zweifel war er der Meinung, daß durch Bestimmung der Natur der Gattung, zu welcher diese Gedichte gehören, jener gewisse Gesichtspunkt zugleich bestimmt werde: wenigstens deutet er dies an in seinen Grazien, zu denen er in dieser Zeit den Entwurf machte, und die man, wenn man dem Dichter nicht Unrecht thun will, mit jenen genannten Werken im Zusammenhange betrachten muß.

Von allen bisher genannten Wielandischen Werken ist dies das erste, wobei ihm vorzugsweise französische Muster vorschwebten. Schon die mit Versen untermischte Prosa, mehr noch die Leichtigkeit und Munterkeit der Darstellung, erinnern an Chapelle und Chaulieu, und an dem Ton des Ganzen kann man die französische Muse der Galanterie, die sich mitunter wohl auch in einiger Leichtfertigkeit gefiel, nicht verkennen: allein bei allem diesem ließ sich doch unsers Dichters teutsche Natur nicht so ganz unterdrücken, daß sie nicht, wenigstens in einem ernsten Zwecke, den er bei scheinbar bloßem Spiele ver-

folgte, sich auch hier zu erkennen gegeben hätte. Die genauere Betrachtung zeigt leicht, daß er ein nicht unwichtiges Kapitel aus der Geschichte der Menschheit zu behandeln die Absicht hatte, den Uebergang nämlich aus dem rohen Naturzustande des Menschen in den Stand der verfeinerten Bildung. Nachdem er in einer treffenden Schilderung gezeigt hat, wie die Menschen im rohen Naturzustande waren, von der Natur blos angefangene Geschöpfe, zeigt er sie uns auf der zweiten Stufe, wo Freiheit und Ueberfluß des Nothwendigen ihnen diejenige Art des Wohlstandes mittheilen, welche die Grundlage der Glückseligkeit, aber nicht die Glückseligkeit selbst ist. „Sie lebten friedsam unter einander; die Nothwendigkeit hatte ihnen sogar die edleren Begriffe von einem gemeinen Besten, und dieses von Tugend und Verdienst gegeben; aber die Reize der verfeinerten Geselligkeit, diese kannten sie noch nicht. Ihre Jünglinge waren noch wild, ihre Mädchen blöde. Die Liebe war bei ihnen wenig mehr als die Sättigung eines thierischen Triebes; ihre Seele war noch nicht zur Idee einer feinen ausgesuchten Glückseligkeit aus der Wahl ihrer Gesellschaft erhöhet. — Das feinere Gefühl des Schönen und Anständigen, die edlere Liebe, die allein dieses schönen Namens würdig ist, den züchtigen Scherz und das witzige Lachen, und diese liebliche Trunkenheit, welche die Seele nicht ersäuft,

nur sanft begeistert, sie in süßes Vergessen aller Sorgen einwiegt, unfähig zur Traurigkeit macht, und jeder zärtlichen Neigung und schuldlosen Freude öffnet, — von allem diesem wußten die guten Leute nichts." Hier konnte auch nur der Einfluß der Grazien helfen, denn mit Recht sagt der Dichter, daß es, ohne sie und Amorn in ihrer Gesellschaft, selbst den Musen nicht gegeben sey, die Verschönerung des Menschen zu vollenden. Aus der Naivität unschuldiger Mädchen läßt er die Grazien, mit Amors Beistand, hervorgehen, und stellt sie dann dar als die Göttinnen der verfeinerten Sittlichkeit. Jetzt, da die menschliche Natur so weit ausgebildet ist, um für diese empfänglich zu seyn, verbreiten sie ihren Einfluß auf Wissenschaften, Künste, Sitten, ja die Tugend selbst. „Nur unter den Händen der Grazien, sagt er, verliert die Weisheit und die Tugend der Sterblichen das Uebertriebene und Aufgedunsene, das Herbe, Steife und Eckige, welches eben so viele Fehler sind, wodurch sie, nach dem moralischen Schönheitsmaas der Weisen, aufhört Weisheit und Tugend zu seyn. Dies war es, was Musarion ihren Schüler lehren wollte; und — — wie war es möglich, sie nicht zu verstehen?" Es war indeß noch mehr möglich als dies, man verstand ihn auch über die Liebe nicht, ungeachtet er den Einfluß, den die Grazien auf diese hatten, hier am bedeu-

tendsten hervorhob. Der Jüngling empfand jetzt die feurigste Liebe, von der zärtlichsten Ehrerbietung gefesselt. „Unfähig der Geliebten liebenswürdige Schwachheit zu mißbrauchen, schien er keine größere Wonne zu wünschen, noch zu kennen,

Als einen Blick, der ihm Gefühl gestand,
Und einen Kuß auf ihre schöne Hand.“

Die Mädchen belebte der Wunsch zu gefallen, ohne daß jedoch ein unruhiges Bestreben danach entstanden wäre, welches das sicherste Mittel ist, seines Zweckes zu verfehlen. Jede wollte nur dem Geliebten schön seyn, und sie verrieth ihre Liebe durch zärtlichen Blick, sanften Druck der Hand, tiefere Rührung, kurz durch das feinere Gefühl.

Empfindung für eine Schönheit ohne Seele — „wenn man dies Liebe nennen will, so mag es immer Liebe seyn. Aber was ist dies gegen jene unbeschreibliche Süßigkeit, womit die Grazie sich in die Herzen hinein schmeichelt, gegen jene geistigen, unauflösbaren Fesseln, mit denen sie die Seelen an sich zieht, jenen unbegreiflichen Zauber, dessen Quelle und seltsame Wirkungen der reizend schwärmende Petrarka aus seiner Erfahrung so unübertrefflich besungen hat? War es etwa die körperliche Schönheit seiner Laura, was die schöne Seele dieses Platons der Dichter in einen so außerordentlichen Zustand setzte? — — — Es ist wahr,

er spricht an mehr als Einem Orte von der körperlichen Schönheit seiner Geliebten mit genugsamer Empfindung, um das Lächerliche einer blos intellektualen Leidenschaft zu vermeiden. Aber nur die Schönheit ihrer Seele, und die Grazie, die diese über alles, was sie sagt und thut, ausgießt, sind die Zauberer, die ihn verwandelt haben."

Der Dichter, mit solcher Andeutung nicht begnügt, sucht das Verhältniß zwischen Schönheit und Grazie noch genauer auszumitteln, indem er des Verhältnisses gedenkt, in welches der Mythus die Grazien zur Venus gestellt hat. Ungeachtet der schalkhaften Wendung, die er dabei gegen Winkelmann nimmt, gesteht er am Ende doch: „es giebt Augenblicke, wo ich diese hohe unkörperliche Grazie wirklich zu empfinden glaube. Diese Empfindung ist so fein, so geistig, daß sie mich vielleicht betrügen könnte; aber ich kann doch, alles wohl überlegt, selbst dem bescheidnen Geiste des Zweifels, den ich aus der Sokratischen Schule geerbt habe, nicht so viel einräumen, daß ich seinen Bedenklichkeiten die Gewißheit meiner Empfindung aufopfern sollte."

Schöne, junge, wollustathmende nackte Mädchen sind darum noch keine Grazien, — dieses erklärt er ausdrücklich; er nimmt sie daher auch keineswegs für bloße Göttinnen des sinnlichen Reizes,

sondern für Göttinnen des Liebreizes, der nicht ohne Anmuth besteht, deren Quelle die Seele ist. Die Liebe, welche hiedurch entspringt, muß sich daher gleich weit von der groben Sinnlichkeit der rohen Natur, als von der Wollust der halbgebildeten und der Buhlerei der überverfeinerten Geselligkeit entfernen; sie hat nichts gemein mit dem Heißhunger der ersten, der Ueppigkeit der zweiten, und der Phantasterei der dritten, wenn gleich auch sie ihren Ursprung in einem Instinkt hat, ihren Gegenstand auswählt, und durch die Einbildungskraft dichterisch wird. Wieland betrachtete sie als die ästhetische Blüthe am Baume der Sinnlichkeit, aus welcher sich, durch die Einflüsse von Gefühl und Geist, eine Frucht entwickelte, die den Samen aller geselligen Tugenden und Freuden zugleich enthielt.

Daß solcher Liebe Sittlichkeit zum Grunde liegen müsse, läßt sich nicht bezweifeln; nur verwechsele man diese Sittlichkeit nicht mit der Tugendhaftigkeit im strengen Sinne der Moralphilosophie und des Christenthums. An diese konnte wenigstens ein Dichter nicht denken, welcher aus den mancherlei abweichenden Genealogien der Grazien gerade Bakchus und Venus zu ihren Aeltern wählte, was gewiß eben so wenig absichtlos geschah, als seine Abweichung von der gewöhnlichen Angabe ihrer Namen absichtlos ist. Aglaja, Eufrosyne und Thalia

werden sie gewöhnlich genannt; Wieland setzt an die Stelle der Eufrosine die Pasithea, und wer die Homerische Sage von dieser Grazie kennt, der wird es nicht einen Augenblick zweifelhaft finden, daß der Dichter es gleich anfangs darauf anlegte, in seinem letzten Buche Gebrauch von dieser Sage zu machen. Dasselbe beabsichtigte er aber auch bei der Annahme gerade der ungewöhnlichsten Genealogie der Grazien; Bakchus und Venus als deren Aeltern schienen ihm das, was er ihre Mysterien nannte, am wahrscheinlichsten zu machen, und wohl nicht mit Unrecht. Sind Bakchus und Venus die Spender der höchsten — sinnlichen — Freuden, so werden die Töchter von beiden zunächst auch nur in Beziehung auf diese stehen; ihr Werk ist die Verfeinerung und Veredlung derselben, wodurch sie dem geselligen Leben einen höheren Reiz und Werth verleihen. Ueber dieses hinaus erstreckt sich ihr Wirkungskreis nicht, aber innerhalb desselben wird durch ihren Einfluß der Grund zur Humanität gelegt. Von ihnen stammt der Wunsch und die Gabe zu gefallen, durch sie verbreitet sich Heiterkeit, Wohlwollen, Herzlichkeit, — kurz, Zartgefühl mit allen seinen Wirkungen. Zu diesen gehört Genuß mit Geschmack und Mäßigung im Genuß, die jedoch keine gänzliche Enthaltsamkeit ist, auch nicht in der Liebe. Die Grazie soll keine Nonne seyn, mit deren zweideutiger Keuschheit gegen den Zweck der Natur gesündigt wird, wie es von

den Töchtern der Venus nicht geschehen kann. Dies macht denn freilich Verirrungen bei ihnen möglich, und diese Möglichkeit benutzte Wieland, um ihnen eine anzudichten; aus der verstohlnen Umarmung der muntersten Grazie mit einem Faun, den man für einen halben Liebesgott hätte halten sollen, ließ er einen Genius entspringen, welcher die Sokratische Ironie, die Horazische Satire und den Luzianischen Spott in sich vereinigt.

Wer nun den Sinn dieser Allegorie hervorgezogen hätte, würde der nicht gefunden haben, zu welcher Gattung von Poesie Wieland jene Gedichte, in denen er Verirrungen der Liebe darstellte, gerechnet, und aus welchem Gesichtspunkte er den in ihnen herrschenden Ton beurtheilt wissen wollte? — Wie es scheint, hatte er darauf gerechnet, daß man ihm von selbst zugestehen würde, was Tristram Shandy, sein unzertrennlicher Gefährte, ausdrücklich foderte, ihm nämlich auf ein wenig Weisheit mehr Kredit zu geben, als ihm an der Stirn geschrieben stünde. Damit aber hatte er sich sehr — verrechnet.

10.

Wahrscheinlich würde er einen so großen Rechnungsfehler nicht gemacht haben, wenn er nur etwas besser mit den Umwandlungen und dem Zustande der teutschen Literatur und besonders des teutschen Parnasses und der Oberaufseher und Grenzhüter desselben bekannt gewesen wäre: allein so unbekannt, als er es in Tübingen und in der Schweiz gewesen, war er damit auch in Biberach. So lange der Graf Stadion sich zu Warthausen aufhielt, kam ihm doch mancherlei Nachricht zu; nachdem dieser aber im Herbst des Jahres 1766 sich auf ein anderes seiner Güter begeben hatte, ward er mit den literarischen Ereignissen in Teutschland immer unbekannter. So wenig er aber seine Zeitgenossen kannte, kannten diese auch ihn, und so viele Parteien auch in der literarischen Welt entstanden, so fand sich doch keine, die in Ansehung seiner ganz unparteiisch gewesen wäre, und unter denen selbst, die ihm wohl wollten, keine, die ihn verstanden hätte, wodurch er wieder, weil er dies nicht vermuthete, in seiner Meinung über sie irre geführt wurde. Sein Schicksal in der literarischen Welt war daher wunderlich genug, jedoch größtentheils abhängig von seiner ersten selbstgewählten Stellung.

Als er bei seinem Eintritt in die literarische Welt sich gleich für die Partei der neuen Aesthetiker, hauptsächlich aber Bodmers erklärte, hatte er begreiflicher Weise die Gottschedianer sogleich gegen sich. Er paradirt daher in der Bodmerias, einem Spottgedichte, welches der Verfasser des Neologischen Wörterbuchs i. J. 1754 herausgab, neben Haller, Klopstock, — Zinzendorf, und einer Menge Anderer, die zum Theil jetzt der Literator kaum noch kennt.

Dudaim Wieland klopft; Er kömmt zum Morgengruß.
„Komm, allerliebster Freund! den Bodmer sprechen muß."
Bodmer theilt ihm seinen Kriegsplan mit.
So Bodmer. Wieland drauf: „Ja Bodmer, sieh mein Herz
Schwillt in dem Busen auf, treibt mit Gefahr nur Scherz.
Ich helfe dir den Stolz der Widerpart bekämpfen:
Ein Sieg, ein großer Sieg! soll ihre Herrschsucht dämpfen.
Doch wann wir deinen Feind, und was du willst, gefällt,
Und dich zum Musengott für Teutschland aufgestellt:

O! so ersticke dann nicht deine Freundschafts-
triebe,
Und gönne mir, als Herr, wie jetzt die Vater-
liebe."
So Wieland: Bodmer drauf: „Dein abge-
zogner Witz
Verdient nächst Hallern gleich bei mir den ersten
Sitz.
Dir nach soll Klopstock stehn."

Wie es hier gesagt wird, so war es wirklich, — so lange nämlich Wieland für einen Bodmerianer konnte gehalten werden, und noch keinen Zweifel erregte, ob ihm nicht über die Vortrefflichkeit des Noah wohl gar ein Zweifel aufgestiegen sey. Von diesem Augenblick an entzog ihm ein vielgeltender Mann sogleich seinen Schutz, nachdem er ihn vorher in eine ziemlich bedenkliche Lage versetzt hatte. Dieser Mann war Sulzer, dessen Einfluß auf Wieland sehr bedeutend war, und der wohl eigentlich noch weit mehr als Bodmer die Schuld von dem tragen muß, was Wielanden während seines Lebens in der Schweiz bösen Leumund machte.

Sulzer, der sich in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts mit seiner nachmals so verbreiteten, und in mancher Hinsicht nützlich gewordenen, Theorie der schönen Künste beschäftigte, war gewiß ein denkender Kopf, ein gelehrter, rechtschaffener, religiöser

Mann, aber von sehr einseitigem Geschmack, und durch seine innige Freundschaft zu Bodmer vielfach befangen, ja man könnte sagen beschränkt. Seine Einseitigkeit und Befangenheit zeigt sich vornehmlich in dem Sittlichkeits- und Nützlichkeits-Prinzip, welches er für das Aesthetische aufstellte, zu nicht geringerem Nachtheile für dasselbe, als die früheren Prinzipe gehabt hatten. Zur Zeit von Lohenstein und Hofmannswaldau sah man das Aesthetische für eine Sache des bloßen Witzes an, wie denn auch lange nachher noch ästhetische Werke als Werke des Witzes bezeichnet wurden. Dies verführte zu der Tropenjagd, in welcher so viele von dem Wege der Natur und Wahrheit sich verirrten. Gottscheds Prosa führte auf den entgegengesetzten Irrweg; die Schweizer, indem sie auf Bild und Bildlichkeit aufmerksam machten, deuteten den richtigeren Weg wenigstens an. Auch Baumgarten wieß darauf hin; unglücklicher Weise aber verlor man, seit dessen Aesthetik erschienen war, über Technik und Form die Darstellung selbst fast ganz aus den Augen. Unfähig das Aesthetische an sich zu betrachten, sah man in dem Schönen bald nur das Wahre, bald nur das Gute, und schätzte jenes, je nachdem es einem von diesen oder beiden diente. Dies führte auf neue Irrwege, auf welchen die Schweizer z. B. der äsopischen Fabel den Preis vor allen übrigen Dichtungsarten zuerkannten. Foderte

man aber hier nur Ertrag für die Wahrheit, so foderte Sulzer auch Gewinn für die Sittlichkeit, „wodurch, wie Göthe sagt, sogleich ein Zwiespalt zwischen der hervorbringenden und benutzenden Klasse entstand; denn ein gutes Kunstwerk kann und wird zwar moralische Folgen haben, aber moralische Zwecke vom Künstler fodern, heißt ihm sein Handwerk verderben.“

Sulzer, der sich hievon nichts träumen ließ, und ein solches Urtheil für ketzerisch erklärt haben würde, schrieb i. J. 1755 an Bodmer in Beziehung auf dessen Patriarchaden: „Ich habe Ihnen schon mehr, wie einmal, gesagt, daß ich an solchen Gedichten unersättlich bin, und also kann ich auch ohne Scheu Ihnen mein Verlangen entdecken, ein solches Gedicht zu sehen, darin die Menschenliebe eben so durchgehends und so erhaben herrscht, als die Gottesfurcht in den Ihrigen herrscht. Sie haben Ihr Möglichstes gethan, den Menschen das erste und größte Gesetz der Religion einzuschärfen und angenehm zu machen, und jetzt wünschte ich, daß dieses auch mit dem Zweiten, das dem ersten in Absicht auf die Nothwendigkeit gleich kommt, geschähe. Vielleicht hat der Himmel Wielanden dazu ausersehen; ich gestehe es, daß mir oft grauet, zu sehen, wie weit die Menschen noch entfernt sind, Brüder, warme Freunde aller andern zu seyn, und wie wenig sie noch die Wahrheit wissen, die immer eine der allerersten ist:

daß nämlich die Glückseligkeit nur von der allerbesten und liebreichsten Verbindung der Geschöpfe unter einander herkommen kann. Sie haben mir angewöhnt, die Poeten als die Lehrer und Propheten der Menschen anzusehen, und so können Sie mich nicht tadeln, daß ich so viel von ihnen fodere. Es liegt dem Philosophen ob, die Wahrheit an den Tag zu bringen, den Dichtern aber, sie auszubreiten und wirksam zu machen." Im J. 1752 schon hatte er Bodmern Folgendes geschrieben: „Wenn mich ein reicher König fragen würde, wer glücklicher wäre als er, so würde ich sagen: Bodmer; und wenn ich die heutigen Tibulle und Anakreone bewegen müßte, ihre Gaben besser als zu Possen anzuwenden, so würde ich Ihnen blos zeigen, was Bodmer, Klopstock und Wieland geschrieben haben. Welches Vergnügen, ja welche Glückseligkeit würde es für mich seyn, ein Zeuge und Vertrauter Ihrer Arbeit zu seyn. Wenn Sie die Bäume rauschen hören, die Ihr Kloset mit Stille beschatten, so denken Sie, daß mein Geist kommt, Sie zu besuchen, und Zeuge der hohen Unterredungen zu seyn, die die gottseligen Musen mit ihnen halten, die mit abgewandten Angesichtern vor den Zimmern unsrer Bakchus- und Venuspriester vorbei eilen. Es ist doch gut, daß Sie mit einigen Wenigen der allgemeinen Verachtung, in welche die Poeten und Poesie fast nothwendig kommen müßten, einen Damm vorsetzen.

Teutschland wird elend mit poetischem Unrath überschwemmt. Ich bedaure recht sehr, daß ich nicht so viele Muße noch Geschick habe, als ich wünsche, um den kleinen Dichterchen lehrreiche Vermahnungen zu geben.“

So schrieb Sulzer, der sich glückwünschte, in den Tagen des Noah gelebt, dessen Verfasser mit seinen Augen gesehen und als seinen Freund geküßt zu haben, der in seinen Gedanken von dem vorzüglichen Werth der Epischen Gedichte des Herrn Bodmers (Berl. 1754) „wünschte, daß Bodmer der Homer der Teutschen werden möchte, besonders da er gleich sah, daß sein Gedicht vor der Ilias und Odyssee sehr merkliche Vorzüge hätte,“ der es gesteht, daß Bodmers Noah sein Erbauungsbuch sey. Wie vielen Antheil nun hieran seine Ueberzeugung, „daß die Hauptpflicht der Poesie die Betrachtung des moralischen Nutzens seyn müsse,“ wie vielen seine Freundschaft für Bodmer gehabt haben möge, bleibe dahin gestellt; genug er beharrte so hartnäckig auf seiner Meinung, daß er gegen alle in dem Grade warm oder kaltsinnig wurde, als sie dieselbe theilten oder nicht. Für Wieland, da er in ihm einen so großen Verehrer und Bewunderer seines Bodmer sah, war er ganz enthusiastisch, ärgerte sich, daß Ramler nach dessen geprüftem Abraham gar nicht einmal fragen wollte, sagte geradezu, daß Bodmer über ihm Klopstock, Ramler, Gleim

und Andere vergessen könnte, und erklärte ihn, nach Erscheinung der — Hymnen, für vollkommen stark genug, auch für sich selbst der ganzen Schule der weltlichen Dichter zu widerstehen. „Er ist würdig, schrieb er i. J. 1754, Ihr Schüler und Nachfolger zu seyn; auch würdig, eines guten Glücks in der Welt zu genießen.“ —

Alle diese wohlwollenden und freundschaftlichen Gesinnungen galten dem Bodmerschen Wieland, der sie auch von seiner Seite nicht unerwiedert ließ, wenigstens so lange nicht, bis er zur Ankündigung der Dunciade — gestachelt werden mußte. Daß er nur zu sehr in Sulzers Ideen einging, beweißt seine Erklärung gegen Uz zur Gnüge. Zwar war er von Uz gereizt, und ziemlich von der empfindlichsten Seite angegriffen, allein sein Gegenangriff würde doch ohne Sulzer gewiß ganz anders geschehen seyn. Es ist aber ein Angriff auf eben die Venus- und Bakchuspriester, welche Sulzer nicht leiden mochte, und die Anklage gegen sie ergeht an den Ober Konsistorial-Rath Sack in Berlin. Warum eben an diesen? Wieland hätte ihn ohne Sulzer wohl kaum gekannt, und er kannte ihn ohne Zweifel auch jetzt nur als den, „der einen scharfen und beweglichen Brief an Klopstock geschrieben, um ihn zur Versöhnung mit Bodmer zu bewegen,“ als den, „der wie Jedermann, dem der Unterricht der Menschen und die Tugend am Herzen liegt, eine unge-

meine Freude über den Noah hatte, den Verfolg mit großer Ungeduld erwartete," und ihn nachher „zu seinem Hausbuche machte." Wieland setzte nun voraus, daß Sack seine von Sulzer angenommenen Ideen eben so theile, wie Bodmer, und schien sich so mit seiner Etourderie an den rechten Mann gewendet zu haben.

Wie der würdige Geistliche dies aufgenommen, weiß ich nicht; gewiß aber ist, daß er sich anderwärts schlecht damit empfahl. Billigte Sulzer sein Verfahren; desto schlimmer für Wieland, denn Sulzer hatte schon im Jahr 1752 die traurige Erfahrung machen müssen, daß sein Lob — nicht empfehle. Er hatte in Ansehung Bodmers und Wielands diese Erfahrung gemacht. „Ich habe es, schrieb er, bei Ramlern und seinen Freunden so weit gebracht, daß ich nur etwas rühmen darf, um ihnen einen Ekel dafür zu machen. Es sind drei Wochen, seitdem ich ihnen von Wielands Erzählungen gesprochen, und noch hat keiner das Herz gehabt, sie zu lesen, oder zu fordern, daß ich sie ihnen weisen soll. Einem hatte ich etwas aus dem Antiovid gelesen, der darüber entzückt war, und mich um das Werkchen bat. Er ging damit zu Ramlern, um es sich vorlesen zu lassen, und den andern Tag brachte er mir's ganz kaltsinnig wieder: — „Es sind wirklich einige schöne Stellen darin, aber — die lyrische Art sollte der gute Mensch nur unterwegs lassen." —

Späterhin, als Friedrich Nicolai mit seinen kritischen Unternehmungen hervortrat, ging es noch schlimmer. Dieser, ein junger Buchhändler, nahm an der Literatur mehr als blos merkantilischen Antheil. Wenn Sulzer über ihn urtheilte, er scheine ihm mehr Passion oder Humor als Grundsätze zu haben, und spreche oft in dem Ton eines Meisters von Dingen, die er gar nicht verstehe, so hatte Sulzer hierin wohl nicht ganz Unrecht: allein dies konnte doch nicht hindern, daß er nicht bedeutend in unsere Literatur hätte einwirken können. Er hatte gesunden Verstand, mannichfaltige Kenntnisse, guten Willen und große Thätigkeit, und dabei das Glück, mit einigen vorzüglichen jungen Männern, die eben damals in Berlin zusammen trafen, in genauere Bekanntschaft und freundschaftliche Verbindung zu kommen, und durfte durch deren Beistand hoffen, unsere vaterländische Literatur wesentlich zu fördern. Ihn selbst interessirte anfangs vornehmlich die schöne Literatur, und wie er diese nach ihrer damaligen Beschaffenheit ansah, das bezeugten seine i. J. 1755 herausgegebenen Briefe, den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften betreffend. *)

---

*) Mit einer Vorrede von Glo. Samuel Nicolai (damals) Professor zu Frankfurt an der Oder, s. Meusels Lexikon d. verstorb. teutsch. Schriftsteller Bd. 10. S. 100. Irre ich nicht, so war dieser Friedr. Nicolai's Bruder.

Diese Briefe weckten in ihm den Gedanken, noch mehr für die schönen Wissenschaften zu versuchen, und er vereinigte sich mit Moses Mendelssohn und Lessing zur Redaktion und Herausgabe der Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste, in welcher gleich anfangs Preiße für das beste Trauerspiel ausgesetzt wurden. Seit 1757 bis 1759 erschienen zu Leipzig 5 Bände dieser Bibliothek, statt deren Nicolai dann ein neues, mehr umfassendes, Unternehmen zu Berlin ausführte, welches besonders durch Lessings Mitwirkung, der an der Bibliothek keinen thätigen Antheil genommen hatte, sehr wichtig wurde. Dieses Unternehmen bestand in der Herausgabe der Briefe, die neueste Literatur betreffend, von denen seit 1759 bis 1764 24 Bände erschienen.

Schon in Nicolai's eignen Briefen zeigt sich ein Gegenwirken gegen die Schweizerische Schule. Mancher harte, wenn gleich nicht ganz unverdiente, Vorwurf wird Bodmern und Wielanden gemacht, und auch Sulzers Gedanken über Bodmers epische Gedichte werden angegriffen. Es wird gewarnt, die Werke jener Dichter, um einzelner Schönheiten und der guten Absichten willen, nicht für Muster des guten Geschmacks zu halten. Noch viel bestimmter erklärte sich die Bibliothek gegen Sulzers Grundsatz und ganze Ansicht. In dem Nordischen Aufseher, einer Zeitschrift, welche J. A. Cramer

mit Klopstock und A. herausgab, war Young wegen seines Christlichen Triumphs über Milton erhoben, hingegen aber erklärt sich der Beurtheiler: „Wir reden hier nicht, sagt er, von den Empfindungen und Eindrücken, die des einen oder des andern Gedichte auf das Herz in Absicht der Religion machen können, denn insofern ist es sehr natürlich, daß ein bloßer moralischer Dichter vor einem historischen Dichter Vorzüge haben kann, ohne daß er deswegen ein größer Genie ist, denn sonst würde Theognis den Homer an Genie übertreffen, und Wieland mehr als Virgil seyn: aber wenn wir blos zwischen den Genies, als Genies, eines Milton und eines Young eine Vergleichung anstellen, und einem von beiden den Vorzug geben sollten, so müßte erst untersucht werden, ob der Plan zu einer Epopee, wie das verlorne Paradies ist, und die poetische Ausführung desselbigen weniger Genie erfordere, als einzelne Gedanken aus der Religion und aus der Sittenlehre in allem Schmucke der Poesie und mit allem Feuer der Begeisterung.“ Was von Männern, die solche Ansichten hatten, zu erwarten war, erfolgte; die Leipziger Bibliothek sprach ihre Misbilligung des Wielandischen Benehmens gegen Uz so unumwunden aus, als es die Sache verdiente, ohne jedoch sonst irgend etwas persönlich Gehässiges gegen Wieland zu zeigen. Der Beurtheiler der Johanna Gray ist zwar kein unbedingter Lobredner, aber auch

nicht tadelsüchtig, denn für das, was er am Plane nicht billigt, führt er seine Gründe an. Etwas weiter kommt in der Nicolaischen Leipziger Bibliothek über Wieland nicht vor.

Die Literaturbriefe gingen von demselben Grundsatz aus, und Lessing, dessen Geist sie belebte, machte ihn viel geltender, ohne sich um alle die Rücksichten zu bekümmern, die man überall gegen einander nahm. Ihm war Poesie keine gute, weil sie fromm war, oder frömmelnd; er lobte kein Gedicht, weil es christlich oder orthodox, sondern nur wenn es poetisch war, und verlangte ganz etwas andres davon als ein Erbauungsbuch oder ein nützliches Schulbuch. Da man nun eine Uebersicht der Literatur vom Anfange des siebenjährigen Krieges an beschlossen hatte, so traf der rüstige kritische Held auch auf Wieland. Lessing sagt es selbst, daß dieser damals nicht blos Verehrer, sondern sogar Anbeter hatte; desto mehr Grund aber für Lessing, ihn nicht zu schonen, wenn die Anbeter etwa nicht Recht haben sollten. Zum Unglück für Wieland betraf er ihn gerade in dessen fanatischen Eifer, und er verbarg sein Erstaunen nicht, ihn so zu finden, da er von seiner Klosterbergischen Freigeisterei gehört hatte. Was sollte er von ihm denken? Wie gegen ihn verfahren? — Nun, geschont hat er ihn nicht, aber ihm — auch nie Unrecht gethan. Ein Lessing konnte Wielands seltnes Talent nicht verkennen; er

spricht daher mit Achtung davon, beweißt diese durch die Anforderungen, die er daran zu machen sich berechtigt hält, hofft, daß er den rechten Weg und das rechte Ziel schon finden werde, und freut sich aufrichtig, als er ihn den rechten Weg einschlagen sieht. Auch war es Lessing, der für die Ankündigung der Dunciade, die ihm Gleim in der Handschrift übergeben hatte, durch Ramler einen Verleger ausmittelte.

Man kann also nicht sagen, daß Wieland unter den Berliner Kritikern einen Feind gehabt hätte, vielmehr hofften sie, ihn dereinst auf ihrer Seite stehen zu sehen. Schon Nicolai in seinen Briefen hatte gesagt: „Wielands Muse ist ein junges Mädchen, das auch, wie die Bodmerische, die Betschwester spielen will und, der alten Wittwe zu gefallen, sich in ein altväterisches Käppchen einhüllt, was ihr gleichwohl nicht kleidet. Sie bemühet sich, eine verständige erfahrne Miene anzunehmen, unter der ihre jugendliche Unbedachtsamkeit nur zu sehr hervorleuchtet, und es wäre ein merkwürdiges Schauspiel, wenn diese junge Frömmigkeitslehrerin sich wieder in eine muntere Modeschönheit verwandelte.“ Von Lessing wissen wir, was er von Wieland erwartete, wenn er erst unter Menschen gelebt, und Menschen und Welt würde kennen gelernt haben. Nichts desto weniger sah Wieland diese Kritiker aus einem ganz falschen Gesichtspunkt an, was um so mehr zu ver-

wundern seyn würde, da die meisten Erinnerungen gegen ihn zu einer Zeit gemacht wurden, in welcher zu seiner Verwandlung schon ein guter Anfang gemacht war, wenn nicht vielleicht gerade dies die Ursache war, daß es ihm um so empfindlicher fiel, sich in einem Lichte dargestellt zu sehen, in welchem er sich selbst nicht gern sehen mochte. Den Unwillen und Verdruß, die ihm dies erregte, hatte Sulzer noch vermehrt. Dieser, der seinen Bodmer gefährdet und seinen Grundsatz bedroht sah, und sich nie die Mühe nahm, Lessingen recht kennen zu lernen, hatte nur abschreckende Berichte von den Nicolaiten nach der Schweiz gesendet. „Was Sie, schrieb er an Bodmer, *) die Sekte der Nicolaiten nennen, ist in der That keine andre Partei als Lessing, Kleist und andere mehr, denn Nicolai ist nur zufällig dabei. Kleist läßt sich regiren, denn er ist der redlichste Mann von der Welt, der für sich niemanden beleidigen wird. Aber wer Lessing u. s. f. beleidigt, der hat sich unversöhnliche Feinde gemacht.“ Wielanden ertheilt er den guten Rath, es seinen Freunden in Bern zu überlassen, ihn an Lessing zu rächen, denn er befürchtet, daß er selbst ein gewisses Maas

---

*) Briefe der Schweizer S. 257. die Jahreszahl 1746 ist offenbar falsch; auf jeden Fall gehört der Brief in das Jahr, worin Wieland nach Bern ging, also 1759.

überschreiten möchte. Da besonders die Anspielung auf Klosterbergen, Wielanden äußerst empfindlich war, zumal da er sie so misverstand, als ob Lessing auf ein unsittliches Leben habe anspielen wollen; so hätte er vielleicht in der ersten Aufwallung etwas thun können, was ihn späterhin gereut hätte: allein er gelangte eben in Bern zu seiner vollen Besonnenheit, und ergriff so weise Maasregeln, als bei seinem falschen Gesichtspunkt nur möglich waren.

Bodmer hatte sich verleiten lassen, gegen Lessing in die Schranken zu treten, und gab im Jahr 1760 zwei Parodien Lessingischer Schriften heraus, nämlich Lessingische unäsopische Fabeln und einen Anti-Philotas oder Philotimos. Wieland schrieb ihm: „Da Lessings Philotas, so wie alle teutsche Sachen nicht nach Bern gedrungen, so kann ich kein zuversichtliches Urtheil fällen. Ich sehe wohl aus diesem kritischen Stück, daß Lessings Philotas große Fehler haben muß; aber ich wünschte, daß der Ton und einige starke Züge dieser Kritik nicht Anlaß geben möchten, die Beschuldigung zu erneuern, deren sich Uz, Lessing und Compagnie, wider mich mit gutem Erfolg beim Publico bedient haben.“ Kurz darauf schrieb er ihm: „man sollte der Urtheile, des Lobes und der Verdammung jener kritischen Biedermänner nicht mehr achten als des Sumsens der Sommermücken oder des Quäckens der Laubfrösche. Ich setze hiebei voraus, fährt er

fort, daß mehrgedachte kunstrichterliche Personen so dumm und so boshaft zugleich seyen, daß ihr Beifall keine Ehre und ihre Verdammung keine Schande machen könne. Gesetzt aber, sie wären zwar in Absicht des Willens so boshaft als der französische Freron, dagegen aber Leute, denen man Talente, Witz, Belesenheit und Kenntniß der schönen Künste nicht absprechen könnte, so würde ihr Urtheil, ohngeachtet der Bosheit, womit es vermischt wäre, gar sehr in Betrachtung kommen. Ihre Bosheit kann sie wohl bewegen, dem, was in unsern Werken gut ist, die Gerechtigkeit zu versagen, oder ihrer Beurtheilung einen kaustischen Ton zu geben, und ihren Tadel zu hämischem Spott zu verbittern; aber dieses hindert nicht, daß in ihrem Urtheil vieles wahr und richtig sey. Wenn dieses wirklich unser Fall wäre, so wäre die einzige uns anständige Partie, daß wir, wie Plato, uns für ihren Tadel gar höflich bedankten und versicherten, daß wir künftig desto sorgfältiger seyn wollten, die Fehler zu vermeiden, die sie an uns bemerkt hätten; oder daß wir wie ein anderer Grieche ausriefen: was würden sie erst sagen, wenn sie mich so gut kennten, als ich selbst! — Mich däucht ferner, wir sollten, wenn gedachter Fall statt haben sollte, allem ausweichen, was uns bei dem Publico das Ansehen gäbe, als ob wir uns durch gedachte Kunstrichter beleidiget hielten. Denn man schließt so: wenn die von Lessing und Compagnie

getadelten Scribenten mit Recht getadelt worden, so sollten sie, nach Gewohnheit der alten Perser, sich für die empfangenen Schläge bedanken und sich bessern; ist ihnen aber Unrecht geschehen, so ist es wieder ihre Würde, dem zuschauenden Publiko durch Vertheidigungen, Gegenanklagen und satyrische Antiphonien ein Spektakel zu geben, das von allen andern, außer den hohen Interessenten, mit den Raufereien der Marktweiber in die gleiche Kategorie gesetzt wird. Unsere Umstände sind so kitzelig, daß wir, ohne uns selbst Verdruß und Nachtheil zuzuziehen, nicht einmal die wirklichen Fehler oft und viel gedachter Aristarchen rügen dürfen; denn wir haben es bereits so weit gebracht, daß wir für parteiisch angesehen werden, und wenn wir schon beweisen können, daß der König Midas auriculas asini habe, so flüstert uns alle Welt zu: quis non habet? — — — Ich weiß nicht, wie ich in diese Digression zu Gunsten unserer Satane gekommen bin. Vielleicht geht es mir, seitdem ich so weit von diesen Leuten versetzt bin, daß ich beinahe ihres Daseyns vergessen habe, wie den Philosophen, die gelinder von den Menschen urtheilen, wenn sie sich von ihnen entfernt haben, als wenn sie unter ihnen leben. Vielleicht ist es auch ein Exceß von Toleranz, der seit geraumer Zeit bei mir so angewachsen, daß sie sich sogar bis auf Gottsched, Nicolai und Lessing (jeden in seiner Art) erstreckt. Ich muß es leiden,

von den Orthodoxen für einen Latitudinarius, und von den Zeloten gar für heterodox gehalten zu werden; ich hülle mich gelassen in den philosophischen Mantel ein, und lasse über mich herabregnen bis es aufhört."

Wieland hielt sich hierin redlich Wort, ungeachtet der Verdacht, der durch Sulzer wegen der Nicolaiten feindseliger Gesinnung gegen ihn in seine Seele gebracht war, durch manche Umstände Nahrung erhielt. So konnte er nicht ohne Verdruß bemerken, daß die Kritik nur seiner unbedeutendern Schriften gedachte, über die aber, worauf er selbst Werth legte, gänzlich schwieg, namentlich über seinen Cyrus, der doch gewiß einer Beurtheilung viel mehr werth war, als so viele andre Schriften, über die man so weitläufig sich ergoß. Diese dem Cyrus bewiesene Gleichgültigkeit machte den Dichter am Ende selbst gleichgültig dagegen, und Cyrus blieb darum Fragment. Ueber einen andern verdrießlichen Umstand schrieb er im Jahr 1762 an Zimmermann: „Die Berliner halte ich, in so fern ich sie kenne, für Leute, die sich qualifiziren, Teutsche Frerons zu werden. Sie haben Witz, Belesenheit, und Bosheit genug dazu. Ich wäre sehr gern mit diesen Herren außer Fehde, werde aber seit etlichen Jahren ohne mein mindestes Zuthun, in die Händel meiner Zürcherschen Freunde verwickelt, und oft für die

Sünden gestraft, die sie begehen, und die ich nicht einmal kenne."

Endlich ward es freilich unmöglich, ihn länger für Bodmers Jünger und Apostel zu halten, denn er erschien ja nun, nicht blos ganz auf dem Wege, worauf Lessing ihn zu sehen gewünscht, sondern sogar so, wie Nicolai vorausgesagt hatte, daß er werden könnte, und die eifrigsten Freunde von Uz konnten diesem keine größere Genugthuung wünschen, als die ihm Wieland stillschweigend jetzo selbst gab. Für die Nicolaiten also eine Art von Triumph, den ihnen Wieland um so lieber gönnen mochte, als er hoffte, dadurch mit ihnen zum Friedensschluße zu kommen.

Um eben diese Zeit aber hatten sich auch die kritischen Institute in Teutschland verändert. Nach vierjähriger Unterbrechung erschien statt Nicolai's Leipziger Bibliothek eine Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste, deren Redaktion und Herausgabe Lessings Freund, der lyrische und dramatische Dichter C. F. Weiße übernahm (seit 1765); die Literaturbriefe waren 1764 geschlossen, und Nicolai trat seit dem Jahre 1766 mit der Allgemeinen Deutschen Bibliothek hervor, worin er nun die ganze Literatur Teutschlands umfassen wollte. Lessing hatte an den ersten Bänden der Literaturbriefe großen, an den späteren, seit seinem Abgange nach

Breslau, nur geringen Antheil gehabt, an der Allgemeinen Bibliothek hatte er gar keinen. An seine Stelle wurde Thomas Abbt eingeladen, von welchem Nicolai selbst sagt, daß er in den Literaturbriefen seine Schreibart gebildet und daß er, Nicolai, deren Auswüchse beschnitten habe. — Abbt war es, mit welchem Wieland in der Allg. Bibliothek anfangs allein zu thun hatte. Um ein Jahr später (1766) erschienen zu Schleswig (Gerstenberg's) Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur, worin den Literaturbriefen eine nicht eben gewöhnliche Leichenrede gehalten wurde.

Das Erstaunen über die mit ihm vorgegangne Verwandlung hatte Wieland vorausgesehen. „Daß — schrieb er an Geßner — die Uze, die Lessinge, die Nicolai sich herzlich lustig über mich und die Erfüllung ihrer ehemaligen Weißagungen machen werden, seh ich leicht voraus; grand bien leur fasse! Wenn sie sich artig aufführen wollten, so sollten sie sich freuen, daß ich nun mit ihnen in der nämlichen Kategorie stehe, ohne mir deswegen Vorwürfe zu machen. Aber so viel Ehrlichkeit traue ich ihnen nicht zu." Dies Letzte verräth noch seinen alten von Sulzer ihm eingeflößten Verdacht. Wie wenig er seine vermeinten Gegner dabei kannte, beweißt das, was er an Zimmermann schrieb: „die Herren Berliner haben meine Geduld aufs Aeußerste getrieben durch ihre boshafte Kritik meiner

Erzählungen, und ich verzeihe ihnen nicht, daß sie gefunden haben wollen, daß der Ehstand und Pflichten darin verspottet werden; übrigens sind einige ihrer Ausstellungen gerecht, und ich werde mich bessern." Dies Urtheil hatte kein Berliner gefällt; Wieland wußte aber nicht, daß die Leipziger Bibliothek jetzt von Nicolai unabhängig war, und er wußte dies auch dann noch nicht, als Abbts Recension in der Allg. Bibliothek erschienen war, denn er schrieb darüber: „Ob ich gleich Ursache habe, mit dem Ton der Berlinischen Recensionen der komischen Erzählungen nicht völlig zufrieden zu seyn, so bin ich es doch fast in allen Punkten mit der Kritik selbst." Ueber diesen ihm anstößigen Ton erklärt er sich in einer andern Stelle so: „Können Sie denn diese Herren Berliner nicht dahin bringen, daß sie mich ohne Bosheit, ohne schielende Nebenabsichten beurtheilen? Diese fallen in der Recension der komischen Erzählungen, die von Herrn Abbt herrührt, beinahe einem Blinden in die Augen. Doch Herr Abbt ist nicht mehr, und Lessing, däucht mich, sollte endlich einmal der Rache satt seyn." Bosheit und schielende Nebenabsichten hatte Abbt wohl schwerlich, vielmehr ist er der Einzige, dessen Recension die moralische Seite der komischen Erzählungen gar nicht berührt, unanständig aber ist der Ton. Da Abbt selbst gesteht, daß „Dichter, die so viel Genie verrathen, als hier Wieland, in Teutschland eben so

gemein nicht seyen;" so hätte man wohl erwarten sollen, daß er weniger hochherfahrend, mit nicht so schulmeisterlicher Anmaßung absprechend geurtheilt, und seinen Witz sich gar erspart haben würde. Die Bibliothek stimmte aber denselben Ton an — es sollte Lessingscher seyn! — der schon in den letzten Bänden der Literaturbriefe geherrscht hatte, und von welchem in der erwähnten Leichenrede gesagt wird, daß er über die Maaßen plaidirend klinge, und die Leser zur Unzeit an den Fiskal und an den Richter im Harnisch, den Jemand einen Würgengel genannt, erinnre.

Begierig war Wieland nun, ob man auch seinen Agathon so kaltsinnig aufnehmen werde, wie einst seinen Cyrus. — Nun, wenigstens geschwiegen hat man darüber nicht, man hat ihn auch wohl gelobt; wer aber möchte behaupten, daß irgend einer der Beurtheiler ihn wahrhaft gewürdigt habe? „Der arme Agathon, schrieb Wieland an Geßner, wird so abscheulich gelobt, und so dumm getadelt, daß man nicht weiß, ob man lachen, oder weinen, oder nach dem spanischen Rohre greifen soll. — Das Lustigste ist, daß keiner, auch nicht ein einziger, die Absicht und den Zusammenhang des Ganzen aussindig gemacht hat." Der Berliner Recensent, der so große Besorgniß für die liebe Jugend äußert, hätte mit seiner Bemerkung, daß oft unentschieden bleibe, ob der Verfasser an die Tugend glaube oder nicht,

leicht den alten Verdacht böser Gesinnung gegen ihn verstärken können; allein Wieland hätte sich darin ohne Zweifel geirrt, denn dieser Aeußerung liegt wohl so gewiß eine gute Absicht zum Grunde, als dem ästhetischen Urtheil — Mangel an besserer Einsicht, bei diesem Beurtheiler und bei Andern.

Der poetischen Praxis folgte, wie es natürlich ist, die Theorie erst nach, und nach der Theorie richtete sich die Kritik. Bei den Dichtern jener Zeit ist nun ein Streben unverkennbar, nicht nur mit der Poesie der Griechen und Römer, allenfalls auch der Franzosen und Engländer, zu wetteifern, sondern auch die poetischen Formen derselben nachzuahmen, nicht ohne die still gehegte Meinung, dadurch desto sicherer eine klassische Poesie zu erhalten. Man glaubte sich jedesmal diesem Ziel um vieles näher, wenn man einen teutschen Dichter mit einem alten oder ausländischen in Parallele stellen konnte, und sprach von Klopstock-Homer, Gleim-Tyrtäos, Gleim-Anakreon, Karschin-Sappho, Uz-Pindar, Ramler-Horaz, Geßner-Theokrit, Gellert-Lafontaine, Zachariä-Pope u. s. w. Lassen wir ihnen diesen Stolz und diese Freude; sie hat unsre Literatur vielfach gefördert! Bisweilen lief es freilich nur auf ein Spielwerk hinaus, und man sah nicht sowohl auf Geist und Darstellungsart, als auf das Fachwerk, welches irgend ein älterer Theoretiker historisch zusammengebaut hatte. Wo man noch ein leeres Fach fand,

da wurde alles aufgemuntert, dasselbe doch ja nächstens auszufüllen, wie Willamor z. B. das Dithyrambenfach. Man war in der besten Arbeit damit, als ein allgemeines Lehrbuch erschien, welches allem diesem noch mehr Vorschub that; Ramler übersetzte den Batteux. Abgesehen von dem Einfluß, den der Grundsatz des Franzosen, — nach Göthe das halbwahre Evangelium der Nachahmung der schönen Natur — auf die Köpfe der Teutschen Kritiker hatte, in denen zugleich Baumgartens Grundsatz (auch ein halbwahres Evangelium) der Einheit in Mannigfaltigkeit gährte, wirkte das Buch auch viel durch das, was sein teutscher Uebersetzer daran gethan hatte. Auch hier war eine Art von Fachwerk, und Ramler unternahm es, die Fächer auch mit teutschen Mustern oder Proben auszufüllen. Die Verlegenheit, in die er dabei selbst gerathen war, ward auch andern sichtbar, und so entstand immer mehr Nachfrage nach diesem oder jenem noch fehlenden Artikel. Muster dazu lagen doch bei den Alten vor, und Regeln zur Bearbeitung waren entweder daraus schon abgezogen, oder konnten doch leicht daraus abgezogen werden. Von Mustern und Formen, welche von den antiken abwichen, war nicht die Rede, und das Wenige, was einer oder der andre in modernen Formen versuchte, wurde nicht sonderlich beachtet.

Gegen solche Einseitigkeit der Theorie wirkte zu-

nächst Lessings vergleichende Kritik, dann Meinhard auf einem doppelten Wege, zuerst durch seine Versuche über den Charakter und die Werke der besten italienischen Dichter (2 Bde. Braunsch. 1763 fgg.), die man früher in Teutschland viel besser gekannt hatte als jetzt, nachher durch seine Uebersetzung von Home's, des nachmaligen Lord Kaimes, Grundsätzen der Kritik (Lpz. 1763—66. 3 Bde.), in welchem Werke, voll der feinsten Beobachtungen, die Theorie aus ihrer Quelle im menschlichen Gemüth zu schöpfen versucht, und auf Dichter aufmerksam gemacht war, die sich mit keinem Aristotelischen Maasstabe messen ließen, namentlich auf Shakespeare. Zuletzt kam Herder, damals Subrektor in Riga, Verfasser der Fragmente über teutsche Literatur, der nicht nur den Kreis zu Beobachtungen und Vergleichungen noch viel weiter zog, sondern auch auf Lessings und Home's Wegen rüstig vorwärts schritt. Die Wirkung dieser Wenigen drang aber nicht sogleich durch; die Meisten konnten sich von althergebrachter Gewohnheit nicht losreißen, und Sulzer, der eben damals an seiner Allgemeinen Theorie der schönen Künste arbeitete, hoffend," dem schlechten Geschmack der neuesten Teutschen, der Nicolai, Lessinge und Ramler, einen sehr schweren Streich beizubringen," Sulzer war eigentlich noch hinter seiner Zeit zurück.

Da trat nun Wieland mit lauter Werken hervor,

von denen jene Theorien nichts wußten, und die jene Kritik der Mehrheit zur Verzweiflung bringen konnten.

Er übersetzte den Shakespeare. Es ist schon gesagt worden, daß er dieses Unternehmen zu leicht genommen hatte, und so mußte er denn billig tragen, daß Gerstenberg sich dagegen erklärte. Dessen Verdammungsspruch ist streng und hart, ohne auch nur einen Schatten von Billigkeit, allein Gerstenberg zeigte doch bei dieser Gelegenheit, daß er Shakespeare studirt habe, und seine Mittheilungen darüber in den Schleswiger Merkwürdigkeiten sind das erste Gute, was über diesen, zumal damals, so schief beurtheilten Dichter in Teutschland gesagt worden ist. Die Allgemeine Teutsche Bibliothek wußte dagegen nichts zu sagen, als die — Naivetät: „Von Rechtswegen sollte man einen Mann, wie Shakespeare, gar nicht übersetzt haben.“

Nun erschienen Wielands Romane, damals eine viel seltnere Erscheinung als jetzt. Von dem Roman gab es keine Theorie, man fand nirgends Regeln dafür; kritisirt aber mußte doch werden; was war zu thun? Man muß sagen, daß sich Abbt bei Beurtheilung des Geschichtlichen und Psychologischen als ein Mann von Verstand gezeigt hat; desto schlimmer aber ging es bei Beurtheilung dessen, was diese Werke seyn sollten. Seine Unkunde von dem Wesen des Romans ist gar nicht zu verkennen, und

nur in solcher Unkunde konnte er mit der Klage anfangen, „daß wir von uns selbst noch nichts ausgeführt, das eine eigne Gattung ausmachte," und mit dem Wunsche fortfahren," es würde gut seyn, daß wir Erfinder darin vorstellten." Wunderliche Zumuthung, mit welcher sich Abbt schwerlich selbst verstand! Denn bald spricht er von einer neuen Gattung, bald von einer Originalmanier, als ob beides einerlei wäre. Andere bedauerten beim Agathon, daß er kein Nazionalroman sey, und dachten dabei an nichts anderes, als daß die Scene nicht in Teutschland liege und — wie ein Schwäbischer Prediger beseufzte, — der Agathon nicht einmal ein Lutheraner sey. Wußte man nun aber überhaupt nicht, wie man mit dem Roman daran war, so ließ sich auch nicht erwarten, daß irgend jemand den Agathon aus dem Gesichtspunkte des philosophischen Romans betrachten würde. Der Eine findet, daß, um ein nützliches Muster den Menschen darzustellen, die Form eines Romans die unbequemste und gefährlichste sey, weil doch zu viel Liebe darin vorkomme; ein Anderer, ungeachtet er Wielanden höflich bittet," er möchte es sich gefallen lassen, unser teutscher Plato zu seyn," wünscht doch alle philosophischen Erörterungen aus dem Agathon weg, unbekümmert, ob sie hier eben so entbehrlich seyn möchten als die erbaulichen Predigten und langweiligen Diskurse, welche Andre aus dem

misverstandenen Grundsatze, dem Angenehmen das Nützliche zu gesellen, einflochten. Nicht einer kam auf den Hauptpunkt.

Die Komischen Erzählungen behandelte man doch wenigstens als Erzählungen, nur fiel wieder Keinem ein, daß sie aus dem Gesichtspunkte des Komischen beurtheilt werden müßten.

Von nun an kamen aber lauter Werke, die in gar kein Fachwerk paßten. Musarion? — Wohin damit? — Jetzt aber gar Idris und Amadis; romantische Poesie! Davon stand in den Lehrbüchern und Kompendien nicht ein Wort, die Erscheinung von Werken, die zu ihr gehörten, machte jetzt erst aufmerksam darauf. Wieland selbst hatte sich nicht etwa um eine Theorie derselben ängstlich bekümmert, und nannte selbst diese Gedichte, vermuthlich in derselben Klassifikazions-Verlegenheit wie die Kunstrichter, heroisch-komische. Dem Berliner Beurtheiler des Idris muß man nachrühmen, daß er von diesem Standpunkt aus wirklich nach dem Ziele hinstrebt, und seine Beurtheilung ist die erste Anregung zu einer Theorie der romantischen Poesie, wenn er gleich diesen Namen noch nicht nennt. Man müßte sehr wenig scharfsichtig seyn, wenn man nicht bemerkte, daß dieser Beurtheiler, ohne es selbst zu wissen, den Standpunkt der damaligen Kritik sehr genau angiebt; denn, indem er Wielands Unternehmen zu rechtfertigen ver-

sucht, denkt er sich selbst die nach ihren, von den Alten abgezogenen, Regeln urtheilenden Kritiker als seine Gegner, und sucht die Einwürfe, die sie machen könnten, zu widerlegen. Eben an jene Regeln hielt sich nun Wieland nicht gebunden, und hatte deß kein Hehl, sondern sagte es frei:

Ergötzt dein Lied, so wird kein Kluger fragen,
Ob Aristoteles ihm — mit allem Respekt vor dem Haupt
Der Kritiker sey es gesagt! — sich so zu ergötzen erlaubt.
Die Grazie tanzt nach unstudirten Gesetzen,
Mit ungelerntem Gesang entzückt Filomela die Flur;
Bleib du dem Wahren getreu und der ungeschminkten Natur,
So kannst du, auf meine Gefahr, die andern Regeln verletzen.

Offenbar eine Ketzerei für die Kunstrichter von der strengen Observanz, die sich, je länger, um so weniger, in einen so wunderlichen Kopf finden konnten, der sich nun einmal in lauter Extremen zu gefallen schien. Darüber hätte er sich nun leicht trösten können, wenn auch nur der Eine weiter Sehende, der ihm eben deshalb Gerechtigkeit wiederfahren lassen wollte, ganz das gethan hätte, was der Dichter für seine Muse wünschte:

O möchtest du, wenn dir die Menge Lorbern flicht,
Dem echten Kenner nicht misfallen,
Der ohne Schalkheit prüft, zum Tadel langsam ist,
Und jede Schwierigkeit, die du besiegt, ermißt!

Dies letzte geschah aber auch von dem Besten seiner Beurtheiler nicht, denn, auch ganz abgesehen von dem, was der Dichter zur Erweiterung des Gebietes unsrer Poesie und zum Anbau der Sprache beitrug, wobei man lieber fast Gottschedisch mäkelte, als prüfte, so übersah man ganz die unendliche Mühe, welche dem Dichter sein Versbau gekostet hatte, und der erste, doch gewiß so gelungene Versuch, für die romantische Poesie auch die ihr eigene Stanzenform bei uns einzuführen, wurde keines prüfenden Wortes gewürdigt. Wie hatte man nicht bei Einführung der alten Sylbenmaße sich hinüber und herüber wenigstens — ausgeredet! Und jetzt? — Das Grab kann nicht mehr schweigen, als die damalige Kritik.

Daß nun aber auch dieses Schweigen seinen Grund in einem bösen Willen gehabt, ist zu bezweifeln; man hatte noch zu viel mit den alten Sylbenmaßen zu thun, als sich nun schon wieder mit den modernen eine neue Noth zu machen; man schwieg auch hierüber nur, weil man nichts zu sagen wußte.

Herder hätte wohl ein Wort darüber sagen können, aber er kennt in seinen Fragmenten (i. J. 1767 erschienen) nur noch den alten Wieland-Lukrez, den Schweizerischen Virtuoso und den Verfasser des Don Silvio, aus dem er nicht gleich einen teutschen Cervantes gemacht wissen will. Ob Gerstenberg, wenn auch seine Kritiken sich über das Jahr 1767 hinaus erstreckt hätten, sich darauf eingelassen haben würde, mag bezweifelt werden, denn von allen Beurtheilern Wielands ist er der Einzige, der durchaus eine entschiedene Abneigung gegen ihn zeigt. Was Wieland gemacht hatte, der frühere und der spätere, Gerstenberg verwarf es; er kann nur in Sarkasmen von ihm sprechen, ja er schiebt ihm Motiven unter, die in Wielands Seele nie gekommen waren. So sagt er unter anderem: „Nicht alle berühmte Skribenten sind so nachgebend, wie Herr Wieland, der, um seinen Kunstrichtern auch einmal eine Freude zu machen, seinen Plato mit der hölzernen Pritsche des Epikur im bunten Rock abfertigte. Ich kenne einen großen Dichter, dem die Berlinischen Briefsteller insgeheim manchen nützlichen Wink zu geben hofften, — und der doch — welche Undankbarkeit! — so wenig von ihren Absichten weiß, als ob er nie davon reden gehört hätte.“ Dieser große Dichter ist Klopstock, Gerstenbergs Freund; Klopstock, in dessen Bewunderung Wieland einst ganz versunken, und dessen Antipode

er jetzt war. Sollte sich daraus nicht manches in Gerstenbergs Verfahren erklären lassen? So gewiß es ist, daß Gerstenberg und seine Nordischen Freunde gegen die Berliner einen recht heilsamen Kampf begannen, in welchem sie sich an den wunderbaren Magus im Norden, Hamann in Königsberg, „den fürchterlichsten Gegner, den die Literaturbriefe je gehabt,“ anschlossen; so gewiß es zu bedauern ist, daß diese Gegenwirkung einer vorzüglicheren Partei nicht länger fortdauerte: eben so gewiß ist doch auch, daß sie nicht geeignet waren, Wielanden Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, denn ihnen mangelte der Sinn für seinen Scherz. Dies ist so natürlich, als daß Wieland auch seinerseits gegen sie nicht völlig gerecht seyn konnte, und am allerwenigsten gegen Hamann, dessen Eigenthümlichkeit ja selbst sein Freund F. H. Jacobi sich nicht zu bezeichnen getraute, und der, blos aus der Ferne angesehen, wie man ja damals nicht anders konnte, den Meisten als ein Schwärmer erschien. Man gab damals diese Nordischen für eine eigne Schule aus, deren Gebiet man von Schleswig bis nach Riga zog. Darin hatte man Unrecht, allein wohl konnte man sie als eine besondere eigenthümliche Partei betrachten; Klopstock und Hamann waren die beiden Hauptstützen derselben; Herder ging von ihr aus.

Wäre es aber wirklich etwas Großes darum, seine Beurtheiler reden zu lassen, und zu thun als habe

man sie nicht gehört, so fehlte auch Wielanden diese Größe nicht, ja man würde sagen können, er sey hierin, weil er dann hörte, wenn die Beurtheiler Recht hatten, noch größer als Klopstock gewesen, wofern nur Klopstock — nicht eben so gehandelt hätte, wie die späteren Ausgaben seiner Gedichte beweisen. Die Art, wie sich Wieland erklärte, war seiner würdig. Als er mit dem achten Bande seine Uebersetzung Shakespeare's schloß, erklärte er sich so: „Ich habe zwölf Jahre oder drüber gelassen zugesehen, daß die Kritiker ihren kleinen Muthwillen nach Gefallen an mir ausgeübt haben. Ich glaubte, der Unwille, den sie aus bekannten Ursachen gegen mich gefaßt hatten, würde endlich mit der Zeit verrauchen; und verschiedene meiner Freunde haben mich oft herzlich über die guten Einfälle lachen gesehen, zu denen ich in jüngern Jahren den Verfassern der Bibliothek und der kritischen Briefe den glücklichen Anlaß gegeben. Sie hatten oft recht, wenn sie mich tadelten, aber sie sagten mir nichts Neues damit, und die unbescheidnen Bewunderer, die ich ehmals (denn, Dank sey dem Himmel, nun bin ich ihrer auch los geworden) so gut als Herr Gottsched zu seiner Zeit hatte, wurden doch nicht durch ihre Spöttereien bekehrt. Wenn ich das Glück hätte, diesen Herren persönlich bekannt zu seyn, so würden sie wissen, daß vielleicht, seitdem es Autoren giebt, niemals einer weniger mit seinen eignen Arbeiten zufrieden,

oder geneigter gewesen ist, der Kritik, ja dem bloßen, oft allein auf ein launisches Gefühl gegründeten, Geschmack eines Freundes Hekatomben von Versen aufzuopfern. Sie würden mich mit der Bescheidenheit, welche die Kritik allein erträglich macht, und den Kritikus zu eben der Zeit, da sein Witz belustiget, vor dem Abscheu aller ehrlichen Leute rettet, freimüthig und ohne Galle getadelt, eben so gern und ungezwungen, wo ich es verdient hätte, gebilligt, nichts ohne Beweis gesagt, und, statt einer flüchtigen und launischen Beurtheilung, sich die Mühe genommen haben, erst recht zu lesen, ehe sie sich auf den Dreifuß gesetzt hätten. Nun hat es ihnen aber anders beliebt, und ich kann ihnen ihre Weise ganz gerne lassen. — — Ich würde auch noch immer stille geschwiegen haben, wenn nicht so viele ehrliche Leser wären, welche es für ein Zeichen einer schlimmen Sache halten, wenn man gar nichts sagt. Nun hab' ich alles gesagt, was ich jemals mit den Kunstrichtern zu reden haben kann. Meine müßigen Stunden werden, so lange ich lebe, den Musen und der Philosophie gewidmet seyn, ohne welche mein Daseyn für mich selbst verloren wäre; der letztern, weil sie mich besser macht; den ersten, weil mir die Liebe zu ihnen angeboren und gleichsam ein Theil meines Wesens ist. Ich werde in dem, was ich zu meiner eignen Unterhaltung arbeite, nach einer gewissen Vollkommenheit streben, von der ich in unreifen

Jahren noch keinen Begriff haben konnte. Ich werde die Fehler, welche aller angewandten Sorgfalt und langwierigen Korrekzion ungeachtet, noch immer zurückbleiben, so bald ich sie gewahr werde, verbessern; und wofern die Kunstrichter sich die Mühe nehmen mögen, mir hiezu behülflich zu seyn, ihre Dienstfertigkeit mit dankbarem Schweigen dadurch belohnen, daß ich ihre Absicht erfülle, welche allezeit seyn muß, zu zeigen, wie das Fehlerhafte besser seyn könnte. Wollen sie den impertinenten Ton und das hämische Wesen, womit sie bisher alles, was ich geschrieben, beurtheilt haben, beibehalten; so steht es gar sehr in ihrem Belieben: sie werden mich nicht zum zweitenmal zu der Schwachheit bringen, ihnen meine Antwort zu geben. Tadeln sie mit Recht, so gewinne ich allemal; haben sie Unrecht, so ist das ihre Sache; was bekümmert's mich?"

Je ungewohntere Pfade der Dichter fortan betrat, desto fester mußte er bei diesem Entschlusse beharren was ihm denn vorerst durch seine Lage sehr erleichtert wurde. „Ich ersehe, schrieb er an Geßner, aus der neuen Bibliothek, daß eine Art neuer Briefe über die teutsche Literatur herauskommt, worin meine Uebersetzung und Mishandlung Shakespeare's (wie sich der berlinische Kritikus auszudrücken geruht) ernstlich mitgenommen worden sey. Die Verfasser sollen in Dänemark seyn. Haben Sie die Gewogenheit, mir, wofern Sie wissen oder etwa

erfahren, wer diese Verfasser sind, Nachricht davon zu geben. Ich lebe hier wie am äußersten Ende des kaspischen Meeres, in gänzlicher Unwissenheit alles dessen, was in der poetischen Welt sich begiebt, außer was ich hinterdrein aus der neuen Bibliothek erfahre, welche allerdings in ihrer Art gut ist, und mir noch besser gefallen würde, wenn ich die Verfasser dahin bringen könnte, mich in einem etwas decenteren Ton zu loben oder zu kritisiren. Ich bin schon oft versucht gewesen, an Herrn Lessing zu schreiben und habe es allemal wieder bleiben lassen. Soll ich der Versuchung unterliegen, wenn sie mich wieder anwandelt? Es soll Ihrem Ausspruche überlassen seyn."

Dieser unausgeführte Vorsatz, in welchem sich eine besondre Achtung Wielands für Lessing ausspricht, wurde freilich in ihm durch den von Sulzer ihm beigebrachten Verdacht erregt, als ob Lessing bei allen diesen Kritiken die Hand im Spiele habe; kein Verdacht aber war je ungegründeter, es müßte den der seyn, daß Lessing in seinen Beurtheilungen sich von Leidenschaft und Parteigeist leiten lasse. Wielanden sollte über die Grundlosigkeit dieses Verdachts kein Zweifel bleiben; denn wie Lessing der Erste war, dessen Kritik nicht innerhalb der Schranken einer einseitigen Theorie sich hielt, so war er auch der Erste und beinahe der Einzige, der, ohne in der mindesten Berührung mit Wieland zu stehen, die Gelegenheit

sogar aufsuchte, ihm Gerechtigkeit zu verschaffen. Nicht nur erklärte er sich über die Uebersetzung Shakespeare's der Billigkeit gemäß, sondern sprach sogar mit Entrüstung über die Aufnahme, welche Agathon gefunden. „Von diesem Werke will ich, sagt er, lieber nicht an dem schicklichsten Orte, lieber hier, als gar nicht, sagen, wie sehr ich es bewundere, da ich mit der äußersten Befremdung wahrnehme, welches tiefe Stillschweigen unsere Kunstrichter darüber beobachten, oder in welchem kalten und gleichgültigen Tone sie davon sprechen. Es ist der erste und einzige Roman für den denkenden Kopf von klassischem Geschmacke."

Diese Anerkennung von Lessing, so wie die von Meinhard, in der Vorrede zu dessen Uebersetzung des griechischen Romans Theagenes und Chariklea, waren für Wieland um so erfreulicher, je mehr er sich überall verkannt sehen mußte, und der Wunsch eines Ideentausches mit solchen Männern wurde immer lebendiger in ihm. Seit Hagedorns Tode hatte er mit keinem einzigen teutschen Schriftsteller in Verbindung gestanden. Hundert Andre würden schon aus Klugheit Bekanntschaften angeknüpft haben, um doch wenigstens Einer Partei gewiß zu seyn; Wielanden fiel dies gar nicht ein, und selbst jetzo, da ein edleres Bedürfniß ihm den Wunsch danach erregte; blieb es bei dem Wunsche. Im Jahre 1768 schrieb er an Gleim: „Der Gedanke, daß die besten Geister

unsrer Nazion, daß ein Gleim, ein Uz, ein Lessing, ein Moses Mendelssohn mich lieben, meine Freunde seyn würden, wenn ich das Glück hätte, ihnen genauer und persönlich bekannt zu seyn, dieser vielleicht allzuschmeichelhafte Gedanke ist seit vielen Jahren eine Art von Bezauberungsmittel gegen den Unmuth gewesen, dessen ich mich in dieser gänzlichen Verbannung von den Musen und der Freundschaft, worin ich zu leben verurtheilt bin, nicht allezeit erwehren kann. Tausendmal wünschte ich, die traurige Entbehrung des persönlichen Umgangs durch einen Briefwechsel ersetzen zu können, dem ich meinen Umständen nach zwar nur Augenblicke, aber doch die kostbarsten und angenehmsten meines Lebens, hätte widmen können; allein eine gewisse vielleicht unartige Schüchternheit, die Besorgniß beschwerlich zu seyn, und oft, ich gestehe es, auch die muthlose Indolenz, die sich wider Willen meiner zu bemächtigen pflegt, hielten mich allemal zurück, so oft ich die Feder ansetzen wollte." Daß er jetzt Gleimen schrieb, dazu hatte er eine besondre Veranlassung durch einen teutschen Schriftsteller erhalten, der an ihn geschrieben hatte, wodurch sich zwischen beiden ein freundschaftliches Verhältniß anknüpfte, welches nicht ohne Folgen für Wielands Leben blieb, und sein Verhältniß zur damaligen ästhetischen Kritik vollends bestimmte.

Dieser Schriftsteller war Friedrich Just Riedel, damals Professor an der Universität zu Erfurt, ein guter Kopf mit sehr glücklichen Anlagen, den aber eine zu sanguinische Lebendigkeit an der Beharrlichkeit des Studiums, ohne die man nicht in die Tiefe dringt, verhinderte. Sein ihm nicht abzuleugnendes, vielversprechendes, in dem Kreise seines Umgangs aber vielleicht überschätztes, Talent, und die Leichtigkeit, womit er auffaßte und arbeitete, verführten ihn wohl zu der Meinung, ohne große Mühe dasselbe Ansehn im Publikum erhalten zu können, worin er bei seinen Freunden und Bekannten stand. In der That gelang es ihm auch bald genug, eine gewisse Berühmtheit zu erlangen, denn er ergriff Mittel, wobei man allezeit der Erreichung dieses Zweckes, wenigstens eine Zeitlang, gewiß seyn konnte; er schrieb Satyren, verband sich mit mehreren Zeitschriften, errichtete selbst kritische Tribunale, fing Streitigkeiten an, und wußte sich das Ansehn zu geben, als sey er mit allen berühmten Männern befreundet. Im Jahre 1767 gab er eine Theorie der schönen Künste und Wissenschaften (eigentlich nur den ersten Theil derselben) heraus, und diese mußte schon darum einige Aufmerksamkeit erregen, weil sie die erste war, welche in Teutschland erschien. War sie gleich nur, wie der Titel selbst sagte, ein Auszug aus den Werken verschiedener Schriftsteller, so konnte doch manchem schon lieb

seyn, die Resultate von den Forschungen eines Home, Mendelssohn, Lessing, Winkelmann und Andere hier beisammen zu finden; Reiz zum eigne Nachdenken gab es doch überall; eignes philosophisches Talent konnte man dem Verfasser auch nicht absprechen, und es ist nicht zu leugnen, daß seine Ansicht von der Aesthetik als einer philosophischen Wissenschaft, wenn gleich noch keineswegs völlig richtig, doch richtiger war als bei manchem seiner Nachfolger, die übrigens ihren Plan auch nicht zweckmäßiger anlegten als Riedel gethan hatte. Anstatt nun aber mit Ernst an der Vollendung eines Unternehmens zu arbeiten, wobei ein dauernder Ruhm zu erwerben gewesen wäre, ließ er es dabei bewenden, einen flüchtigen Einfall flüchtig ausgeführt zu haben, und schrieb Briefe über das Publikum an einige Glieder desselben (1768). Jeder Brief war an einen in der literarischen Welt berühmten oder namhaften Zeitgenossen gerichtet, tadelnd oder lobend, zuweilen auch kritisirend, um das Urtheil des Publikums in zweifelhaften Fällen sicherer zu stellen. Wäre dies öfter und mit eindringendem Geiste geschehen, wie viel Nutzen hätten solche Briefe stiften können! Aber Riedel hatte ja auch eine Philosophische Bibliothek herauszugeben, mit dem Antikritikus einen Briefwechsel zu führen, an der Leipziger Neuen Bibliothek, an Klotzens Bibliothek der schönen Wissenschaften und noch

andern Zeitschriften mitzuarbeiten; wo hätte er die Muße hernehmen sollen, um seine Briefe über das Publikum anders als flüchtig auszuarbeiten!

Das war nun der Mann, der sich jetzt durch einen Briefwechsel an Wieland näher anschloß. Wieland kannte Riedeln bereits aus seiner Theorie. Es mag seyn, daß sie Wielanden schon darum angenehm war, weil sie eine ziemlich vertraute Bekanntschaft mit den Komischen Erzählungen verräth; denn der Erste, der einen Dichter in einer Theorie neben einer Menge anderer für klassisch anerkannter aufführt, und seine Sätze mit Stellen aus seinen Gedichten belegt, darf wohl auf eine kleine Erkenntlichkeit des Dichters rechnen; und gewiß auf eine weit größere, wenn solche Gedichte von andern angefochten wurden, und der Theorist nun eine andre Ansicht davon gibt, die mit der des Dichters näher zusammentrifft, oder er sie gegen Anderer Angriffe in Schutz nimmt. Dies war nun offenbar Wielands Fall mit Riedel, und Wieland fühlte sich daher sehr angenehm überrascht, da dieser, als ein Wohlmeinender und Gleichgesinnter, der sich zugleich als einen Freund des von ihm sehr geschätzten, eben damals verstorbenen, Meinhard ankündigte, mit ungewohnter Freundschaftlichkeit ihm entgegen kam. Der Gedanke, nun doch wenigstens Einen gefunden zu haben, der ihn besser zu verstehen fähig wäre, und ohne Nebenrücksichten zu beurtheilen den guten Willen hätte, trug

auch das Seinige bei, den Werth dieser Bekanntschaft in seinen Augen zu erhöhen. Vielleicht war Riedel, als er an Wieland schrieb, nicht ganz ohne Nebenrücksichten; er suchte durch Wieland seine Partei zu verstärken, die eben jetzt einer Verstärkung sehr bedurfte. Riedel war nämlich ein vertrauter Freund des geheimen Rathes Klotz, Professors zu Halle, der mit ihm vieles gemein hatte. Klotz hatte frühzeitig als eleganter Lateinschreiber und lateinischer Dichter Ruf erworben, es mangelte ihm nicht an philologischer Gelehrsamkeit, Geschmack und Talenten, und der Gebrauch, den er von diesen machte, die Pedanterie unter den sogenannten Humanisten zu verdrängen und die Alten auch aus ästhetischem Gesichtspunkte betrachten zu lassen, verdiente den Beifall, den er fand. War es nun aber dieser Beifall, der ihn berauschte, oder die Bewunderung die der junge Professor bei den Studirenden fand, deren vielen er, so wie Riedel, durch etwas Renomistisches vielleicht um so besser gefiel, oder seine merkurialische Natur, oder noch wahrscheinlicher alles dies zusammen, genug er fing in eben dem Grade an sich zu vernachläßigen, in welchem sein Dünkel stieg. Vielleicht glaubte er schon hinlänglich zu glänzen, da er sich in das Gebiet der Archäologie warf, auf welches Winkelmann, ein zweiter Kolumbus für dasselbe, kurz zuvor Aller Augen gerichtet hatte. Der Eifer, der eben damals für das

Studium der Antike erwacht war, wurde durch manche erscheinende Kupferwerke, durch Lipperts Daktyliothek und manches Andere noch vermehrt, und die Philologen wurden vielfach dadurch angeregt, auf neue Entdeckungen in der alten Welt auszugehen. Klotz war unter den ersten in Teutschland, die darauf ausgingen, aber — nicht auf Winkelmanns Weise. Er machte sichs viel zu leicht, und mußte dies wohl, da er sich in den Kopf gesetzt hatte, den Diktator in der Gelehrtenwelt vorzustellen, was ihn immer mehr nöthigte, seine Kraft zu zersplittern. Auch er wählte das Mittel kritischer Tribunale zu Erreichung seines Zweckes, redigirte die Halleschen gelehrten Zeitungen, begann nachher (1767) eine Teutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften und acta literaria, um wo möglich das ganze Gebiet der Literatur zu beherrschen. Dabei lag ihm daran, Aufsehn zu erregen, und er stellte sich daher jedem Mitbewerber um ein gleiches Ansehn mit keckem Muth, oft wohl auch muthwillig neckend, entgegen. Dies that er besonders in Ansehung der A. D. Bibliothek, zuerst Jahre lang, bei gefundener oder gesuchter Gelegenheit, in den Halleschen gelehrten Zeitungen, bis er seine eigne Bibliothek geradezu mit einer förmlichen Kriegserklärung gegen jene begann. Einer seiner Korrespondenten schrieb ihm darüber: „Mir begegnete ein Freund. — Lesen Sie Klotzens Bibliothek, fragt er mich, und die Halleschen Zeitungen?

Da ist nun ein Krieg zwischen den schönen Geistern und Kunstrichtern, der lustig genug für den ist, der nicht mit zu Felde zieht. Was Klotz für Truppen hat, wäre ich begierig zu wissen. Moses, Ramler, die Literaturbriefe, alles ist auf einmal angegriffen, überfallen worden, und die Landmiliz G * * *, in der letzten Halleschen Zeitung gänzlich in die Pfanne gehauen! Ich bitte Sie, lesen Sie das alles; es ist in der That merkwürdig. Meiner Meinung nach werden die Hallenser doch den kürzeren ziehen; wie es heißt, ist auch schon ein guter Waffenvorrath in Berlin, und es muß bald zu einer entscheidenden Schlacht kommen." *) Diese zwar erfolgte nicht, wenn gleich die Berliner Bibliothek alles Mögliche that, Klotzens angemaßten Ruhm zu verringern; Lessing aber sendete seine antiquarischen Briefe aus, und niemals hat ein Gelehrter eine entscheidendere Niederlage erlitten, als Klotz durch sie. Von Riedel urtheilte Lessing in eben diesen Briefen, er habe ihn aus seiner Theorie als einen jungen Mann kennen lernen, der einen trefflichen Denker verspreche; verspreche, indem er sich in vielen Stücken bereits als einen solchen zeige. Ich traue ihm zu, sagt Lessing, daß er in den folgenden

---

*) Briefe an Klotz, herausg. von dem Kön. Preuß. Lieutenant v. Hagen. Halle 1773. Bd. 2. S. 41. fgg.

Theilen (der Theorie) ganz Wort halten wird, wo er auf Materien stoßen muß, in welchen er weniger vorgearbeitet findet. — Hielt Riedel nun nicht, was er versprochen hatte, so wußte er, was von Lessing für ihn zu erwarten war.

Noch waren zwar, als Riedel an Wieland schrieb, die antiquarischen Briefe nicht erschienen, die beiden verbündeten Freunde aber konnten schon wissen, daß Lessing sich zu einem Feldzuge rüste, — der auch wirklich nur wenige Wochen darauf begann, — und so mochten sie um so mehr auf Verstärkung sinnen, und auch Wielanden in ihr Interesse zu ziehen suchen, der jedoch ihren Erwartungen nicht ganz entsprach. Seine Antwort an Riedel verdient bemerkt zu werden. „Erlauben Sie mir, schrieb er, daß ich mich dem angenehmen Gedanken, in einem so aufgeklärten und schönen Geist, wie der Ihrige, einen Freund gefunden zu haben, etliche Augenblicke überlasse. Dieses Glück ist mir desto schätzbarer, da, ich gestehe es, meine kleine Eitelkeit sich schon eine geraume Zeit daran geärgert hat, daß in ganz Sachsen und Niederteutschland, ungeachtet die Journalisten und Kunstrichter seit vielen Jahren so viel von mir geschwatzt haben, nichts unbekannter scheint, als mein wahrer Charakter und mein literarisches Leben. Man scheint eine unendliche Menge falscher Begriffe von mir gefaßt zu haben, die mir doch, alles überlegt, nicht immer gleichgültig seyn können, noch sollen. Ich

schmeichle mir, der Briefwechsel, der nach meinem Wunsch unter uns fortdauern soll, werde dazu dienen, daß Sie mich nach und nach noch so werden kennen lernen, wie ich wirklich bin, und das wird in der Folge dazu dienen, auch Andern, quibus placuisse laus est, besser bekannt zu werden. Es erfreut mich zu vernehmen, daß Sie ein Mitarbeiter an des Herrn geheimen Rath Klotzens Bibliothek sind. Sey'n Sie ja so gütig, diesen Mann, der unserer Nazion eine so vorzügliche und seltene Ehre macht, meiner unendlichen Hochachtung zu versichern. Ich gestehe Ihnen indessen doch, daß es mir leid thun sollte, wenn Sie mit den Berlinern in einen kritischen Krieg verwickelt würden. Ich schätze Ramlern und Lessingen so hoch, daß es kaum möglich ist, daß diese Herren sich selbst noch mehr sollten hochachten können, — und, die Wahrheit zu sagen, mich däucht, es sey dem Ersteren in der Recension, welche in der Hallischen Bibliothek von seinen Oden gemacht worden, einiges Unrecht geschehen. Der Tadel däucht mich zuweilen von eben dieser Art, wie Herr Abbt einige Stellen in den komischen Erzählungen hat, — damit man tadle, und weil man nun schlechterdings was zu tadeln haben will. Doch ferne sey es von mir, vor der Zeit zu urtheilen. Ich werde, wie eine neutrale Reichsstadt, diesem Kriege, so lange es möglich ist, ruhig zusehen, und mir in quemcunque casum nur das Recht vorbe-

halten, den Mittelsmann abzugeben. Ich danke Ihnen verbindlichst für das Anerbieten, ein Mitarbeiter mit so vortrefflichen Männern zu seyn; aber meine Umstände gestatten mir diese Ehre nicht."

Wieß nun aber Wieland gleich die Theilnahme an der Kritik dieser Männer von sich, so wuchs doch seine Theilnahme an Riedel. „Ich liebe Sie mehr, schrieb er ihm, als ich jemals einen vom Weibe Gebornen geliebt habe; denn niemals habe ich noch den gefunden, dessen Seelengesicht dem meinigen so ähnlich gesehen hätte, als das Ihrige. — Hudibras und Tristram sind Ihre Leibbücher! — Und Sie haben eine Dunciade fertig liegen, — und Sie haben den Trappen geschossen, *) der mir, in spite of all the Nicolaits and Sosias in Christendom, gefallen hat, ehe ich wußte, wer der Autor war, u. s. w. Gesegnet seyen Sie mir, mein Bruder, mein Jonathan, Mann nach meinem Herzen, den mir die Gunst der Musen zu einer Zeit zugeführt hat, da ich, wie Elias, beinahe der Einzige in meiner Art zu seyn glaubte. Alle Ihre Urtheile von Personen, Büchern und Sachen, sind so sehr nach meinem Sinn, daß ichs Ihnen nicht genug sagen

---

*) Der Trappenschütz, ein komisch-satyrisches Gedicht, wozu eine Jenaische Anekdote Veranlaßung gegeben hatte, war damals erschienen und Riedel war dessen Verfasser.

kann. — Nicht als ob ich deswegen in Allem allezeit vollkommen Ihrer Meinung wäre; — aber ich finde die ganze Anlage in Ihnen, wie sie, meinen Ideen nach, erfordert wird, um binnen itzt und Ihrem dreißigsten Jahre, welches mit Ihrer Erlaubniß die Zeit ist, da sich der wahre Charakter unsers Kopfs und Herzens zu fixiren anfängt, sich selber durch unmerkliche Entwickelungen und Reflexionen über sich selbst und die Dinge um sich herum zu einem wahren καλος και ἀγαθος und einem juste appreciateur des choses d' ici bas, de quelque espece qu' elles soyent, auszubilden. — Was für eine Freude für mich, daß Sie erst 25 Jahre haben! In Ihrem Alter war ich noch weit davon, einen so richtigen Geschmack und eine so gesetzte Denkungsart zu haben. Und doch war es um dieselbe Zeit, da eine große Revoluzion in mir vorging." Bei so vorausgesetzter Gleichheit mit diesem Manne von unleugbaren Talenten, der sich mit Herzlichkeit an ihn anschloß, dessen Leben und Sitten aber ihm ganz unbekannt waren, ist es nicht zu verwundern, daß Wielands Verbindung mit ihm immer inniger und vertrauter wurde, und daß er, was eine Folge von jenem ist, dessen literarisches Treiben im günstigsten Lichte sah. Daß er deshalb doch keineswegs alles billigte, beweisen, außer der angeführten Stelle, noch viele Winke; er konnte nicht einmal das über ihn selbst gefällte Urtheil unterschreiben. So schrieb er ihm z. B. über die

Briefe über das Publikum: „In Ihrem Brief an Klotz ist der Einfall, die aus dem Umgang der Satyrn mit den Musen entsprungenen Mittelwesen zu klassifiziren, unvergleichlich, — und würdig, besser ausgeführt zu werden; würdig und fähig; — denn, ne vous deplaise, diese allgemeine Eintheilung ist noch einiger Subdivisionen fähig. Rabelais, Moscherosch und Wieland — quelle association! Es ist wahr, man kann ihren gemeinschaftlichen Ursprung von dem Sokratischen Genius, diesem liebenswürdigen εἴρων, ableiten; aber wie ungleich werden durch den gothischen Geschmack ihres Zeitalters Rabelais und Moscherosch Ihrem attischen Freunde, dessen Satyre eher der Sohn eines Liebesgotts und einer Grazie, als eines Satyrs und einer Muse ist; aber eines Liebesgotts wie Coypel's seiner, cela s' entend! — Vater Bodmer hat einige Züchtigung verdient; aber Sie nehmen es mit dem alten Manne ein wenig zu genau. Ich liebe Sie darum, daß Sie im Briefe an Kästner wieder freundlicher pro aequanimitate mit ihm verfahren; und doch dünkt mich, daß Sie ihm dadurch noch nicht alle gebührende Gerechtigkeit anthun." Ein andermal schrieb er ihm: „Wie ist es möglich, daß Sie so gut schreiben, da Sie so viel schreiben? Und doch, wenn ich wünschen dürfte, wollte ich wünschen, daß Sie, anstatt Ihren Geist in so vielerlei und meistens kritischen Beschäftigungen zu

dissipiren, sich irgend ein Ihrem Genie vorzüglich angemessenes großes Werk vornehmen, und mit allen Kräften, fein langsam und geduldig daran arbeiten möchten.“

Alle diese Verschiedenheit der Meinungen und Urtheile und selbst die Erkenntniß des Mangelnden konnte aber nicht hindern, daß Wieland Riedeln nicht hätte lieben sollen. Er liebte ihn, und man muß gestehen, daß Riedel von seiner Seite auch alles that, um seine Liebe zu beweisen. In allen den kritischen Blättern, die ihm zu Gebote standen, in allen seinen Schriften bis auf die Bibliothek elender Skribenten, ließ er Wielands Ruhm sich höchst angelegen seyn, ja ging darin sogar weiter, als Wielanden selbst lieb war. „Ueber Ihre Briefe über das Publikum, schrieb er ihm, sollte ich eigentlich gar keine Stimme zu geben haben, denn ich selbst, ego homuncio, bin zu meiner Beschämung fast auf allen Blättern, bald allein, bald in Gesellschaft (nicht eben meiner Pairs, aber doch in guter Gesellschaft) darin in einem Ton angepriesen, worin, außer unserm Meinhard noch keiner, als Sie, öffentlich zu sprechen beliebt hat; wenigstens so viel ich weiß: — denn, unter uns, es ist meine wenigste Sorge in der Welt, was Leute, die keinen Einfluß auf meinen äußerlichen Wohlstand haben können, von mir wähnen, schwatzen und schmieren, und daher lebe ich auch in der größten Unwissenheit

der Deraissonnemens der Ziegra *) und aller Zeitungsschreiber und Journalisten, quibus nil salit in laeva parte mamillae; — dagegen aber bekenne ich Ihnen eben so aufrichtig, daß ich von einem Manne, wie Sie, gerne so gelobt bin, wie Sie mich auf der 64en und 84en Seite gelobt haben. Noch angenehmer würde mirs gewesen seyn, wenn Sie es dabei, oder à peu près, hätten bewenden lassen, denn ich besorge, daß Ihr Eifer für meinen Ruhm, der sich fast auf allen Blättern zeigt, Ihnen den Vorwurf einer allzuparteilichen Freundschaft zuziehen, und mir vielleicht eben dadurch bei manchen wunderlichen Leuten nachtheilig seyn möchte."

Diese Ruhmpreisungen von Riedel selbst waren nun aber auch das Einzige, was Wieland von dessen Partei gewann; die Klotzische Bibliothek konnte weder noch wollte sie ihm Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Sie konnte nicht, denn die Beurtheiler Wielands in ihr zeigen nirgend, daß sie tiefer eingedrungen wären als die in der Berliner Bibliothek; sie wollte nicht, denn bei aller anscheinend freundlichen

---

*) M. Christian Ziegra, Kanonikus minor der Domkirche zu Hamburg, gest. 1778, war zu jener Zeit der Herausgeber und vornehmste Verfasser der Hamburgischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit, welche man damals, ihrer gallichten Natur halber, die schwarze Zeitung nannte.

Behandlung ist doch nicht zu verkennen, daß sie auch gegen ihn nur parteiisch verfuhr. Er wurde in Schutz genommen gegen den Tadel der Berliner; kaum aber hatte Lessing den Agathon für einen Roman für den denkenden Kopf von klassischem Geschmack erklärt, als man hier zu beweisen suchte, daß Agathon kein klassischer Roman sey. Wieland war auch über diese Beurtheilung, von welcher er erwartet hatte, daß sie endlich seinen Zweck richtig angeben werde, aufgebrachter als fast über jede andre. "Mes honneurs, schrieb er an Riedel, au Seigneur Klotz, que j' estime de grand coeur. Dem ungeachtet will ich wissen, wer der Rezensent meines Agathon in der Klotzischen Bibliothek ist!" An Zimmermann schrieb er: „das Lob des Agathon in der Bibliothek des Seigneur Klotz, qui d' ailleurs est fort de mes amis, schmeichelt mir weniger, als die zum Theil albernen Kritiken mir misfallen. Wahrlich ich begreife unsre sogenannten Kritiker nicht, sie durchblättern ein Buch, das sie selbst für eine neue Erscheinung erklären, sagen Gutes und Böses, wie's eben trifft, thun Amtshalber Richtersprüche, beweisen nichts, und sind zufrieden, wenn sie dem Verleger die nöthige Anzahl Blätter geliefert haben. Ich bewundre die Herren, die den Agathon rühmen, und zugleich den wahren Geist und Zweck desselben verkennen; von Philosophen dieses Schlags ist es gesagt: Sie sehn den Wald vor lauter Bäumen nicht."

Bei allem dem hielt doch Wieland die Klotzisch-Riedelsche Partei, bis sich nachher Klotz und Riedel selbst entzweiten, für die einzige ihm befreundete, und war weit entfernt zu ahnen, daß ihm dies nachtheiliger als vortheilhaft seyn könne. Die zunehmende Freundschaft zwischen ihm und Riedel führte eine immer größere Vertraulichkeit herbei; Wieland theilte ihm so manche Nachricht aus seinem Leben, alle seine Plane und Entwürfe, ja selbst manches Bruchstück aus seinen neuen Gedichten mit, woraus dieser dem Publikum kein Geheimniß machte. So erhielt das Publikum jede Kunde über Wieland von dieser Partei; und Wieland selbst bekannte öffentlich seine Freundschaft für Riedel dadurch, daß er der ersten Ausgabe seines Idris ein Sendschreiben an Herrn P (rofessor) R (iedel) in E (rfurt) vorsetzte. Diese Partei war nun aber nicht blos eben so wenig, als irgend eine andre, fähig, den Gesichtspunkt aufzufinden, aus welchem Wieland seine neueren Werke betrachtet wissen wollte, und konnte also in dieser Hinsicht nichts für ihn thun, sondern die Häupter derselben, Klotz und Riedel, standen auch ihrer Lebensweise halber nicht in vortheilhaftem Rufe, und konnten also leicht gegen ihn dienen, wenn Uebelwollende einen Beweis von der eignen Gesinnung aus der Gesinnung der Freunde führen wollten. Wie es wahrscheinlich ist, daß Riedel und Klotz in dem Wahne stehen mochten, als sey Wieland ihres

Gleichen, so mußte wohl auch ein Theil des Publikums auf denselben Wahn gerathen, da es das Ansehen hatte, als sey er dieser Gesellschaft gänzlich ergeben. Für einen Dichter, dessen sittliches Leben niemand kannte, dessen Gedichte aber dasselbe in ein wenigstens zweideutiges Licht zu stellen wohl fähig waren, — jeder Billige wird es zugestehen, — war dies gewiß ein Unglück. Jetzt ging seine Hoffnung, auf ein wenig Weisheit mehr Kredit zu erhalten, als ihm an der Stirn geschrieben stände, noch weniger in Erfüllung, und dazu trugen seine Freunde noch mehr bei als seine Feinde, die er zu haben wenigstens überredet wurde.

Kann es wohl je einen sonderbareren Spielball des Zufalls gegeben haben, als Wieland unter allen diesen kritischen Parteien erscheint? Er tritt als Bodmerianer auf, und ein Spott der Gottschedianer, schließen sich alle Freunde Bodmers mit Liebe an ihn an; nur Klopstock, von ihm aufs innigste verehrt, bleibt ihm fern und fremd. Gegen Bodmer tritt Nicolai's Partei auf, und Wieland muß für Bodmer streiten, und deshalb mit ihm und für ihn büßen, und fast allein halten Bodmer und Sulzer an ihm fest. Er entfernt sich allmählig von Bodmer, Nicolai's Partei sieht erfüllt, was sie von ihm erwartet hatte, Sulzer läßt ihn nur seine Feinde in ihr sehen, und einen Verdacht in ihm gegen sie wurzeln, worin ihn die Nichtkenntniß der Verhältnisse bestärkt, und

den keine Zeit völlig vertilgt. Er betritt eine der vorigen ganz entgegengesetzte Bahn, und Bodmer verkündigt von ihm *)

Was er itzt singt, das wäre mit besserem Ruhme geschwiegen;
Neige das Ohr nicht zu seinen Gesängen, gesittetes Mädchen,
Flieh sie, gesitteter Jüngling, du Mündel der himmlischen Liebe!

Bodmer greift ihn, der einst um seinetwillen den so unbesonnenen Angriff auf Uz machte und dafür dessen bittern Spott erfuhr, jetzt weiter an in einer Schrift von den Grazien des Kleinen (1769), und macht noch andere Spottgedichte auf den sonstigen Liebling, während Sulzer in seiner Theorie sich immer mehr gegen den Abtrünnigen rüstet, der zu eben der Zeit, da er alle ehemalige Gunst der Schweizer verscherzt hat, vergebens strebt mit Uz sich zu versöhnen. Kaum hat es hierauf den Anschein, als ob er sich stillschweigend zu Nicolai's Partei gewendet habe, so bildet im Norden unter Klopstocks Aegide sich eine Partei gegen diese, und wirft ihm seine Nachgiebigkeit gegen dieselbe, wie die frühere Anhänglichkeit an

*) Bodmers Apollinarien herausg. v. G. F. Stäudlin S. 282 fgg. in einem Gedicht vom Jahre 1766.

Bodmer, gleich bitter vor. Nirgend zeigen sich Freunde für ihn; die Berliner, die es noch am meisten sind, hält er aber, aus eingewurzeltem Verdacht, für seine Feinde; wird zuletzt der Freund von den Feinden dieser vermeinten Feinde, und — die Freunde machen's ihm um nichts besser, als die Feinde.

Nur Einen gab es, der ihn zu jeder Zeit gerecht würdigte, nur Einen, der die Ungerechtigkeit gegen ihn rügte; aber dieser Eine war — Lessing.

II.

Das Publikum war der Meinung Lessings; die neuen Auflagen, welche für seine jetzigen Schriften bald nöthig wurden, und die französischen Uebersetzungen, welche vom Don Silvio, Agathon, Musarion, den Grazien, schnell nach den Originalen erschienen, (um etwas später erst von den Komischen Erzählungen,) bewiesen den Beifall, den sie fanden.

Freilich wohl war das Publikum für diese Schriften ein ganz anderes als sein ehemaliges. Vordem fand man seine Sympathien und Christlichen Empfindungen auf den Nachttischen solcher frommen Schönen, die doch auch in der Frömmigkeit nicht hinter der Mode zurückbleiben wollten, und in den Händen aller neu-

modischen Kandidaten, die jetzigen aber — für wen eigneten sich die?

Der Beurtheiler der Komischen Erzählungen in der Leipziger Bibliothek bemerkte, der Dichter habe seine Sujets alle aus der Mythologie genommen, und gesteht, nicht zu wissen, ob er darin wohl gethan. „Will er, heißt es, blos von Dichtern und Gelehrten gelesen seyn, so haben wir nichts dawider: außerdem stehen wir dafür, daß für den größten Theil der Leser und Leserinnen zu viel heidnische Gelehrsamkeit darin ausgeschüttet ist, als daß sie ein Fremdling darin mit eben der Lust, als die Lafontaineschen oder Rostischen lesen wird, weil solche von den meisten ohne mythologisches Wörterbuch nicht möchten verstanden werden. Man muß mit der ärgerlichen Geschichte des ganzen Himmels bekannt seyn, man muß die alten Dichter, wenigstens den Ovid, fleißig gelesen haben, um alle Anspielungen und kleinen Spöttereien zu verstehen.“ — Ganz recht! Der Dichter wird also schwerlich auf das große Lesepublikum gerechnet haben; er konnte nur auf sogenannte Leser von klassischer Bildung rechnen, worunter man in der Regel blos solche versteht, die mit der alten Literatur bekannt sind. Von diesen nun aber die Dichter? — Die lasen ihn vielleicht; aber die Gelehrten? — Er hat sich schlechten Dank bei ihnen verdient, der arme Dichter; schwerlich aber auch auf den Dank der Herren gerechnet. Auf wen

denn aber konnte er nun noch rechnen? — Die französischen Uebersetzungen, die von seinen Schriften erschienen, dürften wohl sicher auf die Klasse von Lesern hinweißen, welche Wieland fand und, bei gewissen Gedichten wenigstens, auch zunächst im Auge hatte, und darum auch wirklich die Gefahr nicht von ihnen besorgen konnte, die sie vielleicht veranlaßt haben möchten, wenn er gethan hätte, was man, nicht gethan zu haben, ihm zum Vorwurf machte. Kurz also, er dachte sich dabei Leser — von französischer Bildung der damaligen Zeit.

Es war im Zeitalter Friedrichs des Großen, als Wieland diese Werke schrieb, in dem Zeitalter also, worin der Größte unter Teutschlands Regenten, dessen Beispiel am einflußreichsten war, die teutsche Literatur verachtete, worin die Mitglieder seiner Akademie französisch schrieben und Er sich mit französischen Dichtern und Philosophen umgab, worin man an keinem teutschen Hofe anders als in französischer Sprache redete, worin keine Gesellschaft, die auf guten und feinen Ton Anspruch machte, in einer andern Sprache redete, worin die teutschen Kinder, so wie sie lallen konnten, von französischen Gouvernanten eingeübt wurden, worin man allein galant, artig und witzig sich ausdrücken zu können glaubte. Wenn die große, die feine, die galante Welt nun auch der französischen Literatur vor der vaterländischen den Vorzug gab, so that

sie nichts anders als die Gelehrten, wenn sie der lateinischen Sprache und Literatur den Vorzug gaben; beide hatten einerlei Grund und ungefähr auch gleich viel Recht; wir können nicht leugnen, unsre Sprache und Literatur waren damals zurück, und es war keinem Mann von Geist und Geschmack zu verdenken, wenn er sich lieber an die fremde hielt. Kurz vor und in dem siebenjährigen Kriege hatte dies bedeutend sich verändert, und es macht dem teutschen Genius und dem teutschen Patriotismus Ehre, daß sie im rühmlichen Streben nach Auszeichnung nicht nachließen, wenn gleich der gefeierte Held seinen Tyrtäus-Gleim und Horaz-Ramler unbemerkt ließ. Ohne Verdruß ließ es indeß doch die Berliner und die übrigen Dichter und Gelehrten nicht, ihren Werth so verkannt, und Ausländern sich hintangesetzt zu sehen. Wer die Gelehrtengeschichte jener Zeit genauer kennt, der weiß es, wie sehr man sich angelegen seyn ließ, das Lob der wirklichen und der teutschen Franzosen zu erhalten. Einige suchten das Vaterland durch Lob der teutschen Literatur in französischen Journalen für diese zu gewinnen; Andre hätten gern den Franzosen, welche Friedrich umgaben, wenn nicht Geschmack an unsern Dichtern, doch eine gute Meinung von denselben beigebracht, wovon sie bei Gelegenheit gute Wirkung hofften; noch Andre spotteten über Teutschlands Unteutschheit und verhöhnten die Literatur und den Geschmack der Franzosen, um für

die unsrigen Gerechtigkeit zu erzwingen, oder wenigstens Rache zu nehmen: aber alles dies wirkte nicht da, wo es hätte wirken sollen. Als Lessing über die laue Theilnahme, welche der Agathon in Teutschland fand, sich entrüstete, sagte er: „Für das teutsche Publikum scheint er noch viel zu früh geschrieben zu seyn. In Frankreich und England würde er das äußerste Aufsehen gemacht haben; der Name seines Verfassers würde auf Aller Zungen seyn. Aber bei uns? Wir haben ihn, und damit gut. Unsre Großen lernen fürs Erste an den * * * kauen; und freilich ist der Saft aus einem französischen Roman lieblicher und verdaulicher. Wenn ihr Gebiß schärfer, und ihr Magen stärker geworden, wenn sie indeß Teutsch gelernt haben, so kommen sie wohl auch einmal über den — Agathon."

Teutsch also sollten sie lernen, unsre Großen. Wie aber sollte dies geschehen, wenn sie nicht von dem Vorurtheile geheilt waren, daß sich in dieser Sprache nichts schreiben lasse, was nicht nur eben so leicht und gefällig, sondern auch eben so geistreich und artig wäre, als in der französischen? Dies war es nun einmal, was man vor allem andern erforderte, und woran man nicht glaubte. Man weiß, wie der Graf Stadion, als ihm eine von Wielands Erzählungen vorgelesen wurde, voll Erstaunen erklärte, daß er so etwas in unserer Sprache für unmöglich gehalten habe. So ging es den Meisten,

und es bedurfte wohl noch mancher besondern Veranlassung, um es dahin zu bringen, daß Wieland in den Zirkeln der Großen den Glauben an jene Unmöglichkeit durch die That widerlegen konnte. In Wien wenigstens war dies der Fall.

Um die Zeit, als Wielands Grazien erschienen, hielt sich zu Wien der Marquis Boufflers auf, als geistreicher angenehmer Gesellschafter und heiterer gefälliger Dichter am Hofe und in den ersten Zirkeln ungemein beliebt. Diese Grazien kamen ihm in die Hände, und da sie niemand kannte, so übersetzte er sie stückweise ins Französische, und las sie einigen Damen vom ersten Range vor. Sie fanden vielen Beifall; Boufleurs aber enthielt sich dabei nicht, den Damen tüchtig den Text zu lesen, daß sie, als teutsche Frauen, ihren Landsmann, der solche Verse zu machen wüßte, und den er einen Günstling der Grazien nannte, erst durch einen Franzosen müßten kennen lernen. Dies verschaffte Wielanden zu Wien bedeutendes Ansehn, so daß er bald darauf in keiner Stadt Teutschlands mehr und wärmere Leser und Freunde hatte, als in Wien. Anderwärts lernte man ihn wohl zum Theil früher aus den französischen Uebersetzungen seiner Werke kennen, und fand sich erst späterhin mit der Entdeckung überrascht, daß diese Uebersetzungen weit hinter den Originalen zurückblieben.

So gelang denn Wielanden, wonach Andre vergebens strebten, und was manche nur zu verschmähen schienen, weil es ihnen nicht gelang, auch wohl nicht gelingen konnte. Ihm gelang es dadurch, daß er den rechten Ton traf, und die rechte Manier hatte, wie sie bei unsern französisch gebildeten Großen erfodert wurden, um Eingang zu finden. Diejenigen, welche dies für gleichgültig halten, oder gar in dünkelnder Teutschheit ausrufen, daß man um solche entartete Unteutsche sich nicht hätte bekümmern sollen, wissen nicht, was sie reden, und erwägen die wichtigen Folgen nicht, welche dies gehabt hat, und welche wir und — sie zunächst Wielanden verdanken.

Sonderbar genug ist's freilich, daß der Größte von Teutschlands damals lebenden Dichtern für Werke, auf die das Vaterland stolz war, von einem Dänischen König unterstützt wurde, während der teutsche König, in dessen Lande die vaterländische Poesie sich an ihm heraufbildete, nicht einmal Kunde von ihr nehmen wollte, und der Dichter, mit dessen Einfluß die französische Literatur an unsern Höfen und bei unsern Großen aufhören sollte vorherrschend zu werden, von Franzosen empfohlen werden mußte als derjenige, der sich auf den Ton der feinen Gesellschaft und der großen Welt so gut verstehe als ein Mitglied der Bureaux d' Esprit von Paris. Gibt es noch etwas Sonderbareres hiebei, so ist es dies, daß Wieland dieser Dichter war, dessen

ganzes Jugendleben in der Einsamkeit verflossen war, der nie in einer Hauptstadt, in der Nähe eines Hofes gelebt hatte, und der als Mann seine meiste Zeit in die Kanzlei, die Rathssessionen und seinen Aktentisch theilen mußte, ohne am Abend andre Gesellschaft zu finden als an einem L'hombretisch, oder auf dem Rathskeller, den er vermied, oder in häuslichen Zirkeln, die wenigstens keine Bureaux d' Esprit waren. Was er von der großen Welt gesehen, von dem Tone der großen Welt kennen gelernt hat, das hat er allein in Warthausen gesehen und kennen gelernt; außerdem kennt er sie nur sehr aus der Ferne, aus Büchern, und kann aus denen Büchern, die in ihr den meisten Beifall finden, den Geschmack und die Neigungen derselben beurtheilen. Eben diese Bücher aber sind es, die nicht unbedingt seinen Beifall haben. Zwar ist er weit entfernt, das Schätzenswerthe an einem Schriftsteller zu verkennen, weil ihm dies oder jenes an ihm nicht gefällt oder wohl gar misfällt, und noch weiter entfernt davon, über die ganze Literatur eines Volkes den Stab zu brechen, weil sie nicht so ist, wie sie — nicht seyn kann: gewiß aber ist es, daß er, anstatt für die poetische Literatur der Franzosen überhaupt, oder für einen ihrer Dichter, die er sich hauptsächlich zu Mustern gewählt haben soll, eine überwiegende Vorliebe zu haben, vielmehr die Italiener und Engländer vor Augen hatte, und unter diesen gerade für solche

die meiste Vorliebe bewieß, für welche der französische Geschmack sich nie entschieden hat. Es würde daher befremden müssen, wie gerade Er derjenige seyn sollte, der zuerst auf den französisch gebildeten Theil des Publikums einwirken, und der nachher stets mit französischen Schriftstellern verglichen werden konnte, wenn es nicht einigermaßen daraus erklärbar würde, daß er auch seine engländischen und italienischen Muster nicht unbedingt nachahmte. Hätte er einen unbedingt nachahmen können, so würde es Sterne gewesen seyn, den er damals über alle andern hochschätzte, aber er that es nur — auf seine Manier, und wußte sehr genau, warum er dies that. Bei allem dem mußte freilich seine Manier etwas Französisches haben, allein die Aehnlichkeit, welche sie damit hat, war nur zum kleinsten Theil angebildet, zum weit größeren Theile Natur; aber gerade darum war der Eindruck davon um so stärker. Was ihn noch mehr verstärkte, war Wielands zufälliges Zusammentreffen mit dem Geiste der Philosophie des Lebens, die sich von Frankreich aus immer mehr verbreitete. Wie sehr zufällig dieses Zusammentreffen war, muß jeder sehen, der seiner bisherigen Bildungsgeschichte achtsam gefolgt ist; damals konnte es ihm leicht das Ansehen eines Apostels jener französischen Philosophen geben, die auch an Friedrichs Hofe den Ton angaben. Daß Wieland, ungeachtet er Helvetius hoch hielt, ohne durchaus seiner Mei=

nung zu seyn, doch ein ganz anderes Ziel im Auge hatte, würde sein Agathon noch deutlicher gezeigt haben, wenn er ihn schon damals seiner Idee gemäß ausgeführt gehabt hätte. Selbst seine Musarion hätte darauf aufmerksam machen können, denn die Stelle, wo Fanias meint, daß Musarion den Pythagoreer verspottet habe, diese aber erwiedert:

Den Mann, nicht seine Lehren;
Das Wahre nicht, obgleich (nach aller Schwärmer Art)
Sein glühendes Gehirn es mit Schimären paart;
Nur diese trifft der Spott;

diese Stelle allein — die längere vorhergehende nicht einmal gerechnet — wäre bedeutend genug gewesen. Wie leicht ist aber solch eine kleine Stelle übersehen! Genug, Wieland kam in den Ruf, auch als Philosoph den französischen Philosophen jener Zeit zu gleichen, und davon mochte man nun denken, wie man wollte, so mußte man ihm zugestehen, daß er im Vortrag der Philosophie auch dem Franzosen, der sie am gefälligsten, man möchte sagen einzuschmeicheln wußte, nicht nachstand. Es gab sogar Manche, die ihm den Vorzug gaben. Bei einer Anzeige der neuen Auflage der Musarion sagte der Herausgeber des Almanachs der deutschen Musen (Lpz. 1770): „Unsre Sprache hat kein Gedicht, wo

alle die mannigfaltigen Reize der Dichtkunst so glücklich vereint, und Scherz mit Weisheit so vortrefflich vermählt wäre. Wie fad sind dagegen so viele Franzosen, deren jeder ein Philosoph der Grazien seyn will! Aber Wieland ist auch unter uns der einzige, der so tief in die Philosophie gedrungen, und dem dennoch die Grazien so hold sind. Der Weise wird hier erheitert, und der Fröhliche lernt Weisheit!" Zuverläßig hatte in Teutschland noch keine Philosophie eine so heitere Miene gehabt, als die Wielandische, und die Anzahl seiner Freunde auch in dem größeren Publikum mußte dadurch in eben dem Grade zunehmen, als Pedanterie von der einen und Kopfhängerei von der andern Seite gerade damals abnahmen. Der Eindruck, den dies, zumal bei der jüngeren und empfänglicheren Generazion, machte, war bedeutend, und zum Glück hat der Vorzüglichste seine Bemerkungen darüber mitgetheilt.

Göthe studirte damals zu Leipzig. In seinem Leben theilt er seine Beobachtungen über die zu jener Zeit einflußreichsten Dichter und ihr Wirken mit. „Ganz ohne Frage, sagt er da (Bd. 2. S. 136.), besaß Wieland unter allen das schönste Naturell. Er hatte sich früh in jenen idellen Regionen ausgebildet, wo die Jugend so gern verweilt; da ihm aber diese durch das, was man Erfahrung nennt, durch Begegnisse an Welt und Weibern verleidet wurden, so warf er sich auf die Seite des Wirklichen,

und gefiel sich und Andern im Widerstreit beider Welten, wo sich zwischen Scherz und Ernst, im leichten Gefecht, sein Talent am allerschönsten zeigte. Wie manche seiner glänzenden Produkzionen fallen in die Zeit meiner akademischen Jahre. Musarion wirkte am meisten auf mich, und ich kann mich noch des Ortes und der Stelle erinnern, wo ich den ersten Aushängebogen zu Gesicht bekam, welchen mir Oeser mittheilte. Hier war es, wo ich das Antike lebendig und neu wieder zu sehen glaubte. Alles was in Wielands Genie plastisch ist, zeigte sich hier aufs vollkommenste, und da jener zur unglücklichen Nüchternheit verdammte Phanias-Timon sich zulezt wieder mit seinem Mädchen und der Welt versöhnt, so mag man die menschenfeindliche Epoche wohl auch mit ihm durchleben. Uebrigens gab man diesen Werken sehr gern einen heitern Widerwillen gegen erhöhte Gesinnungen zu, welche, bei leicht verfehlter Anwendung aufs Leben, öfters der Schwärmerei verdächtig werden. Man verzieh dem Autor, wenn er das, was man für wahr und ehrwürdig hielt, mit Spott verfolgte, um so eher, als er dadurch zu erkennen gab, daß es ihm selbst immerfort zu schaffen mache."

12.

Wußte Wieland nun aber äußerst wenig von dem Gange der teutschen Literatur und von den Parteien der Kunstrichter, so wußte er doch noch weniger von dem Eindruck, den seine Schriften auf das Publikum gemacht hatten, und die Kunstrichter hatten dafür gesorgt, daß er sich denselben nicht allzugroß vorstellen konnte. Dies erwartete er auch weder, denn er dachte bei allem gerechten Selbstgefühl doch sehr bescheiden von sich, noch kümmerte es ihn sonderlich, denn die Hauptsache war ihm doch die Freude, die ihm das eigne Hervorbringen gewährte. Es war ihm daher so neu als überraschend, als Riedel ihm in seinem ersten Briefe schrieb, daß seine neuen Schriften ihm großen Beifall und Berühmtheit in Teutschland erworben hätten. Einen überzeugenden Beweis davon sollte er nicht lange darauf erhalten.

Der damalige Churfürst von Mainz Emmerich Joseph wünschte die Universität zu Erfurt aus ihrer Versunkenheit zu retten, und als ein Hauptmittel dazu erschien die Berufung jüngerer, thätiger Professoren. Zufälliger Weise sprach hierüber der Kammergerichts-Assessor v. Loskant mit Wieland, und äußerte, daß eine Professorstelle zu Erfurt ihm doch viel annehmlicher seyn müsse, als seine jetzige Stelle. Wieland, der hiebei zunächst an seinen Freund Riedel

dachte, erwiederte: wenn er irgendwo in der Welt eine akademische Stelle bekleiden wollte, so würde es in Erfurt seyn. Mit der größten Wärme ergriff jener dieses Wort, und ließ nun nicht ab, bis Wieland darüber mit la Roche sprach, welcher bald darauf Gelegenheit hatte, dies dem ersten Minister und Großhofmeister, Freiherrn v. Großschlag, vorzutragen. Dieser, — nach Wielands Ausdruck ein arbiter elegantiarum, wie es seit Zeiten des Petronius irgend einen gegeben, — hatte Wielanden zu Warthausen persönlich kennen gelernt, gehörte selbst zu denen, die dessen Schriften mit dem größten Beifall aufnahmen, und war daher über diesen Vorschlag hoch erfreut, denn von dem Ruhme Wielands hoffte er viel für das Gelingen des für Erfurt gemachten Plans und schrieb im ersten Feuer deshalb sogleich an den Statthalter zu Erfurt. Riedel, dem sehr viel daran lag, Wielanden zum Kollegen zu erhalten, wirkte indeß in und von Erfurt aus mit freundschaftlichem Eifer für denselben Zweck, und so gedieh diese Angelegenheit schnell um vieles weiter, als Wielanden selbst lieb war.

Selbst in der schlimmsten Zeit, die er zu Biberach verlebt hatte, schrieb er an Zimmermann: „Wenn ich auch zuweilen schwermüthig werde, und mit dem Strumpfband in der Hand mich nach einem tauglichen Nagel umzusehen anfange, so besinne ich mich doch allemal so lange, bis wieder nichts daraus

wird; ein überzeugender Beweis, daß ich noch etwas in meinem Zustand finde, das der Versuchung mich aufzuhängen wenigstens das Gleichgewicht hält." Nach seiner Verheirathung konnte er immer heiterer lächeln „über die seltsame Figur, die er unter einem Haufen hungriger Kanzellisten und Schreiber, mit der Feder hinterm Ohr," machte, und seine Zufriedenheit hatte fortwährend zugenommen. „Was meine Kanzlei betrifft, schrieb er an Riedel, so müssen Sie sich die Sachen eben nicht so gar gräßlich vorstellen. Ordentlicher Weise habe ich die meisten Nachmittage zu meiner Disposizion, und meine Geschäfte gehen mir leicht von der Hand; dafür bin ich aber auch, ohne Ruhm zu melden, einer der expeditivsten Leute im ganzen Schwabenland. Nur ein kleines Tuskulanum geht mir noch ab, und bis ich erben werde, (wozu in den nächsten zwanzig Jahren wenig Hoffnung ist) sehe ich auch keine Möglichkeit, eines zu bekommen. In Ermangelung dessen habe ich ganz nahe an unserer Stadt, aber doch in einem etwas einsamen Orte, ein artiges Gartenhaus gemiethet, wo ich die angenehmste Landaussicht von der Welt habe, und, so nahe es meinem Hause in der Stadt ist, doch völlig auf dem Lande bin. Hier bringe ich des Sommers meine meisten müßigen Stunden zu, solus cum sola, oder ganz allein mit den Musen, Faunen und Grasnymphen, deren ich von Zeit zu Zeit einige im Gesicht habe, welche auch den enthalt-

samsten Einsiedler unversucht lassen würden. Hier sehe ich die Knaben baden, keine Nymphen; ich rieche den lieblich erfrischenden Geruch des Heues; ich sehe schneiden und Flachs bereiten; auf der einen Seite erinnert mich aus der Ferne der Kirchhof, wo die Gebeine meiner Voreltern liegen, daß ich leben soll, so lange und so gut ich kann; — auf der andern lockt mir ein durch Gebüsche halb verdeckter Galgen fernher den Wunsch ab, daß ein halb Dutzend Schurken, die ich ganz trotzig tête levée herumgehen sehe, daran hängen möchten. Ich sehe Mühlen, Dörfer, einzelne Höfe, ein langes angenehmes Thal, das sich mit einem zwischen Bäumen hervorragenden Dorfe mit einem schönen, schneeweißen Kirchthurm endet, und über demselben eine Reihe ferner, blauer Berge, aus denen im Abendstrahl Horn, ein uraltes, seit Kurzem von den jetzigen Besitzern neu aufgebautes, Schlößchen hervorglänzt. Das alles macht eine Aussicht, über der ich Alles, was mir unangenehm seyn kann, vergesse, und, mit diesem Prospekt vor mir, sitze ich an einem kleinen Tisch und — reime." Er erkannte sogar, „daß, nachdem er Gelegenheit gehabt, mit der Welt besser bekannt zu werden als ehedem, die Einsamkeit, worin er zu Biberach lebe, für seinen dichterischen Geist wenigstens, vortheilhaft sey." Seine ökonomischen Verhältnisse waren von der Art, daß sie ihm die Aussicht gewährten, in einigen Jahren, von seinen Amtspflichten unge-

hindert, nach seinem Geschmacke zu leben; seine bürgerlichen Verhältnisse waren die friedlichsten, denn er hatte sich nach und nach das Zutrauen beider Religionsparteien erworben; seine häuslichen Verhältnisse machten seine stille Glückseligkeit vollkommen, besonders nachdem ihm eine Tochter war geboren worden, und er „über den Freuden der Paternität in der Wochenstube sogar die Musen vergessen hatte, oder diese ihn, da sie doch zu sehr Demoisellen sind, um sich in eine Wochenstube zu wagen."

Wenn er diese seine Lage bedachte, alle Familienverhältnisse, Aeltern, Schwiegerältern und Frau berücksichtigte, besonders den Schmerz, den die Trennung seinem alten Vater verursachen würde, und dagegen erwog, daß seine neue Lage viele noch ungeahnete Unannehmlichkeiten für ihn herbeiführen könne, so bereute er, auf den Vorschlag einer Veränderung seiner Lage eingegangen zu seyn. Ein Unangenehmes, welches er gleich voraus sah, war die Magisterpromozion, wegen deren er Riedeln schrieb: „Magister zu werden, will sich für mich um so weniger schicken, als ich die Ehre habe Comes Palatii Caesarei zu seyn, und vermöge meines Diplomatis selbst fähig bin, Meister der freien Künste zu kreiren; welche zwar nur Magistri per bullam sind, aber doch immer unter Meister und Gesellen passirt werden müssen. Wäre es nicht allenfalls eine Höflichkeit, wenn mir die Fakultät ein kleines Präsent mit

dem Diplome machte? . . . „Doch das Beste ist, gar nichts dergleichen.“ Ungeachtet aller der Schwierigkeiten, die er sich vorstellte, zog doch der erste Schritt den zweiten nach sich. Riedel suchte nicht nur alle Hindernisse bei Seite zu schaffen, sondern sendete ihm auch einen von Erfurt ausgefertigten förmlichen Antrag zu, mit Anerbieten, die sich nicht so schlechthin von der Hand weisen ließen. Laroche rieth nun, an den Minister selbst zu schreiben, und Wielands Brief an denselben ging wirklich am 26. Januar 1769 nach Mainz ab. Nichts desto weniger war er noch nicht fest entschlossen. „Ich habe, schrieb er Riedeln, allem Ansehen nach schon lange über die Hälfte meines Lebens gelebt, und ich sitze, was das Aeußerliche betrifft, da, wo ich jetzt sitze, gut, — et si qua sede sedes — das wissen Sie. Es ist also sehr vonnöthen, alle möglichen Präkauzionen zu nehmen, damit man nichts thue, das uns wieder reuen möchte. Denn meine Vaterstadt ist für mich wie meiner Mutter Leib; wenn ich einmal d'raus bin, so komme ich nicht wieder hinein; und wenn ich mich nicht wirklich omnimodo verbessere, so wäre ich ein Sot et demi, wenn ich den Hund im Nil agiren wollte.“ Der Churfürst selbst, der Minister und der Statthalter kamen aber den Wünschen Wielands so entgegen, daß ihm kein Bedenken bleiben konnte. Im Februar erhielt er den Ruf als erster Professor der Philosophie mit dem Charakter eines Chur-

fürstlich Mainzischen Regierungsrathes und einem Gehalt von 600 Thalern. Man gab ihm zu verstehen, daß man ihn nur um seines Namens willen haben wolle, und daß man zufrieden sey, wenn er komme, sollte er gleich auch nichts andres thun — als da seyn, und machen, was ihm selbst gefalle. Da war ihm denn auf einmal die längst ersehnte Muße zugesichert, sein Wunsch, dem Mittelpunkte der teutschen Literatur und denen, die sie damals vorzüglich förderten, besonders auch seinem Freunde Riedel näher zu seyn, erfüllt; er erwog nun blos, was er unter so viel günstigeren Umständen mehr würde leisten können, und dies überwog alle seine Bedenklichkeiten, sogar wegen der Magisterpromozion. „Muß es seyn, — schrieb er an Riedel — à la bonne heure, so werde ich, wie Don Quixote vor dem Wirth, von dem er zum Ritter geschlagen wurde, vor Ew. Liebden niederknieen, und nach Empfang so vieler Schläge als Sie wollen, und nachdem ich die Wache der Waffen, oder welche andre Buße Sie mir auflegen werden, prästirt haben werde, um die Kollazion dieses edlen Ehrenzeichens der gebenedeiten Mantille (welche sich gegen das alte pallium philosophicum à peu près verhält, wie sich die Magistri nostri gegen die alten Philosophen verhalten), aus Ihren magisterlichen Händen zu empfangen.“ — Er nahm den Ruf an.

Riedel versäumte auch diese Gelegenheit nicht, seinem Freunde einen Beweis von Freundschaft zu

geben, und kündigte unterm 3. März in dem achtzehnten Stücke der Erfurtischen gelehrten Zeitung, die er seit dem Jahre 1769 herausgab, dies Ereigniß auf eine pomphafte Weise an. „In dieser Zeitung, schrieb er, habe ich noch keine so interessante und für alle, die sie lesen und nicht lesen, so wichtige Nachricht ankündigen können, als folgende: Derjenige unsrer Teutschen Schriftsteller, mit dem wir am meisten gegen die Ausländer trotzen können, dieses vaste Genie, wie es der selige Meinhard nennte, der Verfasser der Natur der Dinge, der Sympathien, des Agathon, der komischen Erzählungen, des Don Silvio von Rosalva, der Musarion, des Idris, — mit Einem Worte Herr Wieland ist von Sr. Churfürstlichen Gnaden zum ersten Professor der Philosophie, mit dem Charakter eines Regierungsraths, und einem überaus ansehnlichen Gehalte (?) *), ernennt worden. Er hat den Ruf angenommen, und wird im Monat Mai seine Vorlesungen über Iselins vortreffliche Geschichte der Menschheit und über andre wichtige Bücher anfangen. Diese Acquisizion ist so beträchtlich, daß sie allein, wenn auch vorher nichts wäre gethan worden, unserer Universität einen Glanz verschafft, in

*) Wieland konnte das Einkommen von seinem bisherigen Amte auf 1000 Gulden anschlagen, und „hielt daher für billig, wenn ihm weniger nicht als 600 Reichsthaler Gehalt angeboten würden."

welchem sie gegen ihre Schwestern stolz seyn kann. Ich glaube, daß der Ton, in welchem ich diese Neuigkeit ankündige, nicht unschicklich ist, und es wäre kein Parenthyrsus gewesen, wenn ich angefangen hätte:

Dicam insigne, recens, indictum
Adhuc ore alio.

Auswärtige Leser können nach dieser Nachricht urtheilen, mit welchen scharfsichtigen Blicken unser gnädigster Churfürst und sein erlauchter Herr Statthalter die Verdienste beurtheilen.“

Am 24sten März erhielt Wieland das Churfürstliche Dekret nebst einer im höchsten Grade verbindlichen Zuschrift des Statthalters, die demselben sein ganzes Herz gewann. In Biberach, wo er sich so mühselig in seine bisherige Stelle hatte hineinkämpfen müssen, entließ man ihn jetzt sehr ungern, und es geschah mit allen möglichen Merkmalen, daß, wie er Geßnern schrieb, seine Herren und Obern sich ein wenig auf ihren Landsmann einbildeten. Sie haben's, fügt er hinzu, recht hübsch gemacht.“

Wie überhäuft er auch bei seinem bevorstehenden Abzuge mit Geschäften war, so benutzte er doch die noch wenigen Wochen seines Aufenthalts in Biberach zur Verbesserung seiner früheren poetischen Schriften, wovon eine neue Auflage erscheinen sollte, denn, so schrieb er Geßnern, diese Verbesse-

rung ist eine Pflicht, welche ein Autor dem Publikum und sich selbst schuldig ist. Die Vorrede zu dieser Auflage schließt mit einer zur Charakteristik Wielands merkwürdigen Stelle.

„Ich widme, schreibt er, diese Gedichte meinen alten und ehrwürdigen Freunden, dem Herrn Kanonikus Breitinger und dem Herrn Professor Bodmer in Zürich, zum öffentlichen Zeichen der dankbaren Erinnerung an die unverdiente Güte, womit sie mich in meinen glücklichen Jünglingsjahren überhäuft, und der Freundschaft, deren sie mich zu einer Zeit, da die Welt noch nichts von mir wußte, gewürdiget haben. Mit Vergnügen ergreife ich diese Gelegenheit zu gestehen, daß, wenn ich einiges Verdienst habe, es hauptsächlich dem vieljährigen vertrauten Umgang mit diesen zween vortrefflichen Männern, und dem mannigfaltigen Nutzen, den ich daraus gezogen, beizumessen ist; aber mit gleicher Freimüthigkeit erkläre ich auch, daß ich diesen besondern Beweggrund nicht vonnöthen habe, um ihrem Geist, ihrem Charakter, und ihren wahren Verdiensten um die Philosophie und den Geschmack, Verdiensten, welche die Zeit immer reiner glänzen machen wird, eine Hochachtung zu widmen, die nur mit meinem Leben aufhören kann."

Dieses schrieb Wieland zu einer Zeit, wo alle teutschen Kritiker, und auch sein Freund Riedel, über Bodmers verfehltes poetisches Streben, seine

steifen politischen Trauerspiele und verunglückten Parodien, mit bitterem Tadel sich ergossen. Daß Wieland hiebei nicht etwa zu kurzsichtig war, erhellt aus dem, was er damals an Geßner schrieb. „Ich werde den Beleidigungen eines alten Freundes nicht gleichgültig zusehen, aber ich gestehe Ihnen, daß ich eben so wenig gleichgültig dabei bin, daß er sich diese bösen Händel selbst zuzieht, und dem Herrn Weiße, den ich ehre und liebe, weil er beides verdient, so schlecht begegnet, daß es kein Wunder ist, wenn seinen Freunden die Geduld endlich ausgeht.“ Ein kluger Mann würde in Wielands Lage von Bodmer jetzt zum wenigsten geschwiegen haben, Wieland folgte den Eingebungen seines Herzens als ein guter Mensch, und suchte, dankbar der Vergangenheit eingedenk, dem Greise zu eben der Zeit Achtung zu beweisen, als man ihn ganz niederdrücken wollte, und ihm Frieden zu verschaffen, während dieser Spottgedichte auf ihn verfertigte.

Diese Arbeit war beendigt, die Kanzleigeschäfte, die er noch selbst besorgen mußte, waren abgethan, die ökonomischen Angelegenheiten besorgt, die schönere Jahreszeit, die er besonders um seines lieben Mädchens von 23 Wochen willen abwarten wollte, war eingetreten, als Wieland zwei Tage nach Pfingsten die Reise nach dem Orte seiner neuen Bestimmung antrat. Mit ihm wanderte eine kleine Kolonie; denn außer Frau und Tochter begleitete ihn ein

Sohn von Laroche (Fritz) und ein Phönix von Haus-aufseherin, eine schon etwas betagte Jungfrau, welche an zwanzig Jahre in Diensten seiner Familie gewesen war, und die er so wenig zurücklassen, als sie zurückbleiben wollte.

Während seiner Reise über Augsburg, Nürnberg, Erlangen, Koburg, Frauenwalde, Ilmenau, Arnstadt, nach Erfurt *), wo er, „einem Ritter von der traurigen Gestalt um ein gut Theil ähnlicher, als irgend einem von den sieben Weisen aus Griechenland,“ am 1. Junius 1769 anlangte, mußte ihn, trotz Hitze, Staub und andern Plagen der Reise, der Gedanke nicht blos an seine nächsten Verhältnisse in Erfurt, sondern auch an die weiteren in Nordteutschland, in die er mit Dichtern, Philosophen und Kritikern nun kommen würde, wol beschäftigen, und Entschließungen deshalb in ihm veranlassen. Zum Glück läßt sich das, was ein fehlendes Tagebuch darüber enthalten würde, wenigstens einigermaßen ersetzen.

Wir sind nun, lieber Riedel, dem Augenblick, der uns für den Rest des Lebens vereinigen wird,

*) Diese Reiseroute beweißt, daß der Brief über Wielands Reise, welchen Herr Horn vermuthlich in das Jahr 1769 setzt, gewiß nicht in diesem Jahre geschrieben ist, was, wegen des Inhalts, einen kleinen Unterschied macht.

nahe. Ich sehne mich nach ihm, und doch lasse ich die Hälfte meines Herzens zu Warthausen zurück. — — — Glauben Sie, daß Sie einen Freund, der alle Proben hält, in mir gefunden haben.

Die Damen kenne ich, das ist wahr; in diesem Stück ist schwerlich ein Professor philosophiae in Europa, der es mit mir aufnehmen dürfte. Aber das thut nichts; ich bin demungeachtet so zahm wie ein Lamm, und glaube an die Tugend, so gut als einer. Ich hoffe, Ihre Geliebte wird meine Freundin seyn; ich bin paucissimorum hominum, aber die ich liebe, liebe ich vom Herzensgrunde.

Ich bin froh, daß Sie sich von dem Cavalierischen, Petitmaitrischen, auf seinen geheimen Rathstitel und kleinen Hof von jungen Autoren und bärtigen Schulknaben so eingebildeten Klotz losgewunden haben. Wir wollen sehen, ob der kleine zwergische Diktator sich durch Lessings Peitsche, die er freilich sehr grob finden wird, weiser machen läßt; wo nicht, so wird sein Schicksal leicht voraus zu sehen seyn. Indessen wünsche ich doch selbst, auch mit diesem Kritikaster, so wie mit Jedermann Frieden zu haben.

Fahren Sie mir säuberlich mit Lessing, welcher zwar kein Winkelmann, aber doch als Lessing

einer der besten Köpfe Teutschlands ist. Klotzen wird in der teutschen Bibliothek begegnet, wie er es verdient, und es muß weit mit ihm gekommen seyn, wenn er genöthigt ist, sein letztes Heil durch skurrilische Briefe *) zu versuchen. L' impertinent!

Uzens Brief an Herrn Weiße in der neuen Auflage von seinen Gedichten hat mich geärgert. Kann etwas Elenderes seyn, als der Grund, womit Uz diese armselige Unversöhnlichkeit rechtfertigen will? — Bei alledem ist es mir ordentlich unerträglich, mit diesem Uz, der in meinen Augen einer der schönsten Geister unserer Zeit ist, in solchen terminis zu stehen. Wer kann aber helfen?

Ich habe nie einen Kopf gekannt, in welchem Metaphysik und Phantasie und Witz und griechische Literatur und Geschmack und Laune auf eine aben-

---

*) Die Briefe skurrilischen Inhalts, angeblich von namhaften Gelehrten geschrieben, die von sich selbst Anekdoten erzählen, welche sie nur lächerlich oder verächtlich machen können, erschienen i. J. 1769, und haben wohl meist Klotzen zum Verfasser. Man hatte damals auch Riedeln in Verdacht, Antheil an denselben zu haben. Wie es scheint, war dieser Verdacht ungegründet, Wieland aber wußte auch von diesem nicht.

teuerlichere Weise durch einander gährt, als Herders. Der Ton, worin dieser seltsame Mensch von mir und andern ehrlichen Leuten spricht, däucht mich das lustigste dabei. Ich bin begierig zu sehen, was noch aus ihm werden wird. — Ein sehr großer Schriftsteller oder — ein ausgemachter Narr. Tertium non datur.

Ich hoffe zu Gott, daß Herder, wenn der Schwindel einmal bei ihm vorüber ist, und er menschlich denken und schreiben gelernt haben wird, noch einen vortrefflichen Mann abgeben kann. — — — Verfahren Sie ja säuberlich mit ihm, denn der kann und wird noch ein Mann werden!

Weiße ist wirklich ein vortreffliches Genie, dessen Freundschaft ich mir wünsche und zu kultiviren gedenke. Seine allzugroße Nachsicht gegen gewisse Leute bedaure ich.

Der neuen Auflage meiner Musarion habe ich einen Brief an Weiße vorgesetzt. Sie werden mit mir zufrieden seyn, denn ich rede durchaus gelassen, und in der Sprache eines Biedermanns, der ich auch bin.

Mündlich sollen Sie von mir hören, warum ich unmöglich gleichgültig noch ruhig bleiben kann, wenn Bodmern gar zu übel mitgespielt wird. Ich bitte Sie an Ihrem Theil, es bei dem, was Sie in den

Briefen über das Publikum gethan haben, bewenden zu lassen. Ich möchte, wo es möglich ist, der Mittelsmann seyn, Euch wieder auszusöhnen. — — —

Ein ganz sanfter Scherz ist alles, was ich Ihnen und jedem Andern gegen Bodmer erlaube, und mir selbst nicht einmal so viel, öffentlich nämlich.

Briefe über die Literatur zu schreiben, und sie in kleinen Bändchen in die Welt fliegen zu lassen, — — noch niemals ist der Zeitpunkt, durch einen Versuch von dieser Art der Nazion nützlich zu werden, günstiger gewesen. Der Ton, dadurch wir uns von dem oft impertinenten Persifleurton der allgemeinen Bibliothek und der Klotzischen unterscheiden werden, der Ton der politen, sokratischen Philosophie, der sanften, mehr wohlthätigen als boshaften Ironie, eines Geschmackes, der sich auf Einsichten mehr als launische Empfindung gründet, wird ein solches Werk unter andern dieser Art, wie ich hoffe, hervorstechend machen.

Welche Figur werde ich unter den neumodischen, süßen, philosophischen, literarischen Kleinmeistern machen, womit die Baumgartensche, Meinhardische und Klotzische Schule Sachsen angefüllt haben! Ich verspreche, mich so ganz leidlich aus der Sache zu

ziehen, und vielleicht, ohne große Bewegungen und viele Maschinen dazu zu gebrauchen, den Sachen eine andre Gestalt zu geben, als sie dermalen haben.

* * *

Mit solchen Ansichten und Entschlüssen kehrte Wieland, durch eine eigne Verkettung seines Schicksals, an den Ort zurück, wohin er als Jüngling gezogen war um Philosophie zu studiren, und wo er zu der späteren Richtung seines Geistes den ersten Anstoß erhalten hatte. Er wurde jetzt, und wurde gern, was zu werden er ehedem nie Neigung gehabt, und eben dieses sollte wieder das Mittel werden, ihn an ein Ziel zu bringen, welches, wie sehr auch früher von ihm ersehnt, er zu erreichen doch keine Hoffnung zu haben schien.

Viertes Buch.

I.

Vieles vereinigte sich, was Wielanden seine neue Lage zu verleiden nur allzusehr geeignet war.

Die Universität, an die er berufen worden, war gemischt aus katholischen und protestantischen Lehrern und Studirenden. Dieses Verhältniß war ihm von seiner Vaterstadt her nicht neu; neu aber war ihm der Unterschied, den es macht, ob Menschen von verschiedenen Religionsparteien in Geschäften oder in Meinungen zusammen stehen sollen. Es waren indeß keineswegs vorzugsweise die katholischen Lehrer, bei denen er Anstoß fand, die protestantischen waren nicht weniger mistrauisch gegen ihn, und ein Prediger rief einst warnend seinen Zuhörern zu: „Geliebte, laßt uns den Kelch des Leidens trinken, indeß Andre mit Wein und Rosen und Grazien und Liebesgöttern ihre Lebenszeit verscherzen!“ Unter seinen Kollegen machte, und die vorzügliche Achtung, welche die Regierung ihm bewieß, manches Gemüth ihm abgeneigt. Eben damals waren mehrere jüngere Gelehrte als Professoren angestellt worden, außer Riedeln selbst, Meusel, der als Literator und Sta-

tistiker sich nachmals so vielen Ruhm erwarb, Christian Heinrich Schmid, dessen Fach eigentlich die elegante Jurisprudenz war, der aber weit mehr mit Belletristik sich beschäftigte, und zum Unterschiede von seinen vielen Namensverwandten, nach seiner Theorie der Poesie, gewöhnlich nur Theorien-Schmid genannt wurde, und der gleich berühmte und berüchtigte Bahrdt. Von ihnen hoffte die Regierung vorzüglich das neue Aufblühen der Universität, jedoch von keinem mehr als von Wieland, den man auch als den Einzigen unter diesen, dessen Ruf schon begründet war, ausgezeichnet hatte *). Seine Anstellung als erster Professor der Philosophie hatte aber den Neid seiner Kollegen erregt, wenn gleich diese Ehre mehr scheinbar war als wirklich, weil nach der Abgeschlossenheit der Fakultäten, deren Mitglieder sich aus ihrem eigenen Fiskus selbst besoldeten, bei eintretenden Vakanzen auch durch eigne Wahl sich ergänzten, wobei der Churfürst nicht ein-

---

*) Unterm 27. Febr. 1769 hatte der Statthalter an den Churfürsten berichtet, daß der „seiner vortrefflichen Schriften halber weit und breit berühmte Kanzleidirektor der fr. R. St. Biberach, Ch. M. Wieland, angelegentlichst an ihn ergangene Vocation als Prof. Phil. Prim., gegen einen jährlichen Gehalt von 500 Thalern nebst 2 Malter Korn, 2 Malter Gerste und 4 Klaftern Holz, wirklich angenommen habe.“

mal allezeit das Bestätigungsrecht ausübte, jene neu Angestellten gar nicht Mitglieder der Fakultät im engeren Sinne waren. Da nun auch nur diese älteren Fakultätsmitglieder das Concilium bildeten, und allein darin verfassungsmäßig Sitz und Stimme hatten, so war Wieland in seinen Verhältnissen zur Korporazion eigentlich nur als ein außerordentlicher Professor zu betrachten. Er wurde darum auch nach Verlauf von sieben Monaten erst durch besondre churfürstliche Verfügung zum außerordentlichen Beisitzer des concilii academici und zum Mitgliede der churfürstlichen Kommission bei der Akademie ernannt, was freilich dem Neide, statt ihn zu tilgen, neue Nahrung gab. Dazu kam das Gerücht, es sey im Werke, Wieland und Riedel an die Spitze der ganzen Universität zu stellen; ein Plan, der nie officiell zur Sprache gekommen ist, und daher wohl nirgend anders als in den Köpfen von Riedel und dem Regierungsrath Genau — der eine Art von Kurator der Universität, jedoch nur als Liebling des Statthalters, Freiherrn v. Breidbach, war, — existirt hat, der aber hauptsächlich zur Gegenwirkung gegen diese reizte. Wieland spricht davon als von einer Kabale, von deren Umständen er jedoch wenig oder falsch unterrichtet war *). Er glaubte selbst, daß

*) S. Brief 35 in der Sammlung von Horn.

in Folge derselben der Professor der Medizin Nunn seiner Stelle entsetzt worden sey, was aber eigentlich nur die Folge einer groben Ungehörigkeit gegen den Rk. Genau war. Unter den Professoren war daher Riedel der Einzige, an den er sich anfangs näher anschloß; Einige lernte er nur erst späterhin genauer kennen und hochachten, von Andern, mit denen er wissenschaftliche Berührungspunkte gehabt haben würde, zog er sich bald zurück, von Herel, wegen seines schmutzigen Geizes, von Schmid, weil dessen belletristisches Streben etwas Marktschreierisches hatte, was Wieland nicht leiden konnte, von Bahrdt, weil er schon damals eine würdige Haltung nicht zu behaupten wußte. Er kam indeß doch mit diesen in einer Abendgesellschaft zusammen, an welcher auch Baumer, Schorch, Turin und Jordan Simon Theil nahmen, und worin jeder sich seinem Witz und seiner Laune überließ. Nicht in genauere Verhältnisse kam Wieland mit den Gesellschaften der Stadt, denn die plump ehrliche Teutschheit der einen behagte ihm so wenig als die genial seyn sollende Unverschämtheit der andern. Er zog sich daher sogleich auch von den Zirkeln eines Hauses zurück, welches in dem Rufe stand, täglich alles zu versammeln, was auf Witz, Geschmack und Weltton Anspruch mache, und man mußte bald bemerken, daß man in Wieland sich sehr getäuscht habe, als man

glaubte der Verfasser der komischen Erzählungen werde in solchen Zirkeln sich gefallen.

Offenbar hatte also Wieland an dem was man gewöhnlich Freuden des geselligen Lebens nennt, in Erfurt wenig gewonnen, allein er suchte diese auch nicht, und seine immer genügsamen Wünsche waren befriedigt, als er im Herbst eine bequeme und anständige Wohnung mit einem artigen Garten, im Gasthofe zum Schwane hinter dem Schottenkloster, fand. Zurückgezogen wie immer lebte er hier den Musen und seiner Familie, und empfand ganz das süße Glück, dies nun ungestörter zu können. Weil indeß die Wenigsten sich einbilden konnten, daß ein Mann wie Wieland unter solchen Umständen sich sehr glücklich fühlen könne, hatte sich das Gerücht verbreitet, er sehne sich von Erfurt hinweg. Gleim, der davon auch gehört hatte, schrieb ihm deshalb, aber Wieland antwortete ihm (9. Dec. 1769): „der Rapporteur, der Ihnen gesagt hat, ich gefalle mir hier so schlecht, daß ich meine jetzige Stelle gegen die schlechteste in Halle vertauschte, hat Ihnen eine insolente Unwahrheit gesagt. Ich begreife nicht, woher solche Gerüchte kommen können, und schreibe sie Leuten zu, welche der hiesigen Akademie nicht viel Gutes gönnen. Ich habe alle ersinnliche Ursachen, gerne hier zu seyn. Der Churfürst gibt mir alle Proben von Distinktion und Vertrauen, die ich nur wünschen kann; sein erster Minister, B. v.

Großschlag liebt mich, und schreibt mir Briefe, welche des Druckes würdig sind. Unser Statthalter überhäuft mich mit Merkmalen einer freundschaftlichen Gewogenheit. Ich lebe in der vollkommensten Freiheit, und was ich für die Akademie thue, wird mir mehr für ein Verdienst als für eine Schuldigkeit angerechnet, — — mit einem Worte, ich bin so zufrieden mit meinem Schicksal, als man es seyn kann, und habe noch nie daran gedacht, meine Stelle selbst gegen die beste an irgend einem Orte zu vertauschen. — — So lange der Himmel unsern vortrefflichen Churfürsten erhält, habe ich nichts zu besorgen, und würde undankbar seyn, an eine Veränderung zu denken."

Die Veranlaßung, welche Wieland doch wohl selbst zu solch einem Gerüchte gegeben haben konnte, mochte ihm vielleicht nicht mehr erinnerlich seyn. Er war im Anfange höchst unzufrieden, aber nicht mit seiner Lage überhaupt, sondern mit dem Geist und Tone, den er unter den Studirenden fand. Da schrieb er im raschen Unmuth an Geßner: „Wolle der Himmel nicht, daß meine Gebeine in dem Lande liegen müßen, wohin mich mein Schicksal geführt hat! Was für Leute, was für Köpfe, welche Sitten, welche Rohheit, Geist-Herz- und Geschmacklosigkeit! — Zu Menschen soll ich sie bilden, diese Leute! Bona verba quaeso! Was für ein Thaumaturge müßte ich seyn. Das wäre alles, was eine Kolonie

von Lavater, die zu uns käme, zu unternehmen wagen möchte; Leute, welche Glauben haben, um Berge zu versetzen!“ Indeß verließ ihn auch dieser Unmuth, sobald er bemerkte, daß seine Einwirkung auch hier nicht ohne erfreuliche Folgen bleiben werde.

Ungeachtet man ihm in Mainz von allen Lehrvorträgen so gut wie entbunden hatte, so war er doch nicht der Mann, der sich von den Pflichten eines übernommenen Amtes selbst entbinden konnte, und er strebte daher mit allem Eifer, die Absicht seiner Gönner, den Flor der Universität zu befördern, auch durch seine Vorlesungen erreichen zu helfen. Im ersten Jahre seines Professorlebens hielt er Vorträge über die Geschichte der Menschheit, wol die ersten, welche über diesen Gegenstand gehalten wurden, und hiebei legte er Iselins bekanntes Werk zum Grunde, wenn dieses gleich ihn selbst nicht durchaus, und am wenigsten in seinem metaphysischen Theile, befriedigte. Gewissermaßen um zu ergänzen, was hiebei fehlen mochte, erläuterte er zugleich Montesquieu's ihm selbst so interessanten Esprit des loix. Während der zwei übrigen Jahre, die er noch in Erfurt verlebte, hielt er Vorlesungen über Geschichte der Philosophie nach Formey's Grundriß, über allgemeine Theorie und Geschichte der schönen Künste, über einzelne Komödien des Aristophanes, die Horazischen Briefe überhaupt und den über die Dicht-

kunst insbesondre, über Cicero's Werk von den Pflichten. Er theilte eine kritische Kenntniß der besten griechischen, lateinischen, italienischen, engländischen und französischen Schriftsteller mit, und wurde dadurch eben so nützlich als durch seine Vorträge über verschiedene Theile der praktischen Philosophie, insbesondre durch seine Lehre von der Natur, den Kräften, Bewegungen, Tugenden, Lastern und Krankheiten der menschlichen Seele und von Heilung der letztern. Mit großem Beifall zahlreicher Zuhörer hielt er einmal auch Vorlesungen über den Don Quixote. Nicht aber blos diese, sondern alle seine Vorlesungen fanden den größten Beifall, und der Prälat Muth, Erhard, die beiden Lossius, welche Wieland noch gehört hatten, konnten seinen eben so Sach- und Gedankenreichen als hinreißenden Vortrag nicht genug rühmen.

Wenn man auch nur diese einfache Anzeige seiner gehaltenen Vorträge ansieht, wird man gestehen müssen, daß es nicht leicht einen fleißigeren Professor gegeben habe. Der angestrengte Fleiß, womit er seine Pflicht zu erfüllen suchte, hatte den glücklichsten Erfolg. Nicht nur vermehrte sein Ruf bedeutend die Anzahl der Studierenden *), sondern alle

*) Einer von Wielands unter den Obigen genannten

besseren Köpfe unter denselben schlossen sich innig an ihn an. Wilhelm Heinse schrieb zu Ende des Jahres 1770 an Gleim: „Mein guter Genius zeigte mir den Weg nach Erfurt, und hier lehrte mich Wieland — hier kann ich nicht weiter schreiben! — — — Sie kennen den großen Mann! Ihr Genius und der Wielandische sind in dem Griechenlande des Platonischen Himmels von den Musen und Grazien auf Rosen erzogen, und nach einander auf diese Unterwelt, — nicht wegen begangener Sünden — sondern wegen ihres großen Adels herabgesandt worden, um das menschliche Geschlecht glückselig zu machen.“ Sehr wahrscheinlich regte Wieland nicht in allen seinen Zuhörern so viel an, als in dem genialen Verfasser des Ardinghello, allein sein Einfluß auf die Geister und selbst auf die Sitten seiner Zuhörer war im Allgemeinen nicht gering, denn er lehrte nicht nur eine ersprießliche Weisheit des Lebens, — wie er denn auch bei seinen Erklärungen der Horazischen Briefe theils auf die darin enthaltenen Maximen, theils auf die Bildung des Geschmacks eine besondre Rücksicht nahm, — sondern er zeigte sie auch als bewährt durch sein Leben selbst.

Ueber seine Lebensweise schrieb Heinse an Gleim:

Zuhörern in Erfurt schrieb mir: Mit ihm und wegen ihm zogen Hunderte der auswärtigen Musensöhne nach Erfurt.

„Unser theuerster Wieland ist in Erfurt fast ganz gesellschaftslos. Er käme wol Monate lang nicht vor seine Hausthür, wenn er nicht Sonntags in die Kirche gehen müßte.“ „Unser liebster Wieland hat zwei Töchterchen; mit diesen scherzt, plaudert und kurzweilt er. O könnten Sie nur minutenlang das Vergnügen genießen, ihm hiebei zuzusehen. Jedes Lallen, jedes Wörtchen, jeder Blick, jede Miene, jede Geberde ist dem tiefsehenden Manne eine neue Entdeckung in der Philosophie des menschlichen Herzens und der musikalischen Sprache. Mit einem Blicke, nur mit einem einzigen sollte der Bürger von Genf, der Verfasser der Schrift über die Ungleichheit der Menschen, diese Vaterliebe sehen; reisen durch ganz Europa würde er dann gewiß, und stehlen und verbrennen dieses sein Buch! — wenigstens würd' er widerrufen, daß die vage Liebe des vaterlosen wilden Zustandes des menschlichen Geschlechts die glückselig machende Liebe sey!“

Dieser Umgang mit seiner Familie und Fritz Laroche, für dessen Ausbildung er sorgte, als ob er sein Sohn wäre, waren die einzigen Erholungen Wielands, der, um jede Kabale unbekümmert, stets seinen geraden Weg fortging, und auch hiedurch glücklich bewirkte, daß er an seinem Schreibtische nie von seiner heiteren Laune verlassen ward.

2.

Noch während des Sommers 1769 schrieb er hier die Dialogen (Nachlaß) des Diogenes, arbeitete während der Wintermonate die zweite Hälfte des Amadis aus, und vollendete vom April bis Julius des Jahres 1770 die Grazien. Seit dieser Zeit fing er zwar wohl zuweilen noch ein Gedicht an, aber ohne eins zu vollenden; es ist jedoch nicht überflüssig zu bemerken, daß er i. J. 1771 den Plan zu seinem Verklagten Amor und früher noch zu Endymions Traum entwarf. Von jenem ließ er ein Bruchstück in den Hirtenliedern von Werthes abdrucken, und vollendete erst späterhin das Ganze; *) von diesem erschien ein Bruchstück im Göttinger

*) „Tausend Dank, mein Bester, für Ihren verklagten Amor. Unaussprechliches Vergnügen hat mir dieses Fragment gemacht, und wenn mein Bitten etwas über Sie vermag, so werden Sie es nicht unvollendet lassen. Der ganze Dialog der Dienerschaft der Götter ist ein Meisterstück von gutem Scherz. Jeder Zug darin ist eben so fein, als treffend, und ich zweifle, ob je ein Erdensohn in eine lachende Miene und so wenig Worte so viel wahre Philosophie zusammengedrängt habe.“

Fr. H. Jacobi.

Musen-Almanach von 1773, das Leben ein Traum, und es ist bei diesem Bruchstück geblieben. Mit diesen in Erfurt verfaßten Gedichten schließt sich die zweite Periode seines Dichterlebens. Man wird zwischen Wieland in Biberach und in Erfurt keinen Unterschied bemerken, wenn man den einzigen übersieht, daß, mit Ausnahme des Amadis, alle seine in Erfurt niedergeschriebenen Dichtungen nicht blos eine gewisse Richtung zum Didaktischen haben, sondern mehr oder minder gerade darauf abzielen, die Wielandischen Dichtungen dieser Periode zu rechtfertigen. Das geschah denn freilich theils auf eine so versteckte, theils auf eine so heitere, ja schalkhafte Weise, daß die Meisten es nicht merkten, und die Ernsthafteren nicht geneigt wurden, sich von ihm bekehren zu lassen.

Bei Uebersendung seiner Grazien schrieb er seiner Freundin Laroche: „Sie werden keine Spur vom Uebelbefinden weder des Körpers noch des Geistes darin finden. Die Grazien sind für mich sehr wesentliche Gottheiten, sie thun mir unendlich viel Gutes; sie geben meinen Gedichten Reiz, mir zuweilen Heiterkeit und noch öfter Zufriedenheit mit meinem Zustande; sie machen, daß ich das Vergnügen, mit meinen kleinen Kindern zu spielen, allem Vergnügen der Welt vorziehe; kurz, sie sind meine Schutzgöttinnen, und ich werde ihnen bis zum letzten Lebensaugenblicke dienen.“ Ob

er indeß seine Freundin bekehren würde, war ihm selbst zweifelhaft, denn ein andermal schrieb er ihr: „Mir scheint, daß Sie seit langem sich gewöhnt haben, ich weiß nicht welchen Unterschied unter den Grazien zu machen. Sie nennen welche mit jenem verdammten Shaftesbury moralische Grazien, und möchten diese gern von den drei Grazien Homers unterscheiden, von den Gefährtinnen der liebenswürdigen Venus und den Göttinnen, welche allem vorstehen, was das Leben und die Gesellschaft begehrenswerth machen. Wissen Sie aber, daß diese Unterscheidung eine Ketzerei ist, und daß die moralischen Grazien die nämlichen sind, welche die Göttin der Schönheit für das berüchtigte Urtheil des Paris schmücken, und welche der gute Homer auf dem Gipfel des Parnaß mit Minerva und den Musen hat tanzen sehen.“ — — — — „Nie, mit Gottes und meines gesunden Menschenverstandes Hülfe, werde ich eine andre als die Philosophie der Grazien, haben. Ich betrachte alles, so viel ich kann, im mildesten Lichte, in einer Art von Helldunkel oder Mondlicht, welches mir viele Fehler verbirgt und die Schönheiten rührender macht. — Ich bin vielleicht in meinen Phantasien und Gefühlen eben so idealisch, d. i. eben so thöricht, als der entschiedenste Enthusiast; aber meine Thorheit thut mir wohl an Seel und Leib, und niemals übel.“

In eben dem Lichte, von welchem er hier spricht,

sah Wieland auch den Diogenes, einen von den Anekdotenkrämern bis zum Unkenntlichen verunstalteten Charakter. Wenn ihn sonst auch nichts an ihn gezogen hätte; so würde schon Luzians Vorliebe für denselben ihm ein Interesse zu der Untersuchung eingeflößt haben, wie ein Mann wol hätte seyn können, von welchem man so seltsame und einander so widersprechende Gerichte erzählte. Es lag ihm nun aber nicht daran, durch eine kritische Richtung der Anekdoten und ihrer Quellen auszumitteln, was in diesem Falle wol als das Wahrscheinlichste anzunehmen sey, wie er als Geschichtschreiber gethan haben würde, sondern als Dichter wählte er unter mehreren möglichen Gestalten für seinen Diogenes diejenige aus, die seinem Zweck am besten zusagte. Er schildert ihn, als einen Sonderling zwar, aber mit einem großen Theil Cynismus weniger und echter Weisheit mehr, als man ihm gewöhnlich zugestand. Ohne ihn die Natürlichkeit bis zur Verleugnung aller Sitte und des Anstandes treiben zu lassen, stellt er sie in ihm der konvenzionellen Künstelei und dem Luxus entgegen, und deutet auf sie als Ziel der Weisheit hin, ja er stellt sie als Weisheit selbst auf, indem er das Beharren bei ihr aus einem starken, festen Willen hervorgehen läßt, der in seinem Diogenes sich mit einem hellen Geiste und den liebenswürdigsten Eigenschaften des Herzens vereinigt. Indeß sollte doch dieser Diogenes nicht das Ideal

eines Weisen werden, sondern Individualität behalten. Wieland stellte sie dar unter dem Charakter eines Humoristen, und da er in einer Reihe lebenvoller Scenen ziemlich alles, was die Leser von Sterne's Werken am meisten angezogen hatte, glücklich vereinigte, so fand dieses kleine Werk, durch dessen abwechselnd ernste und komische, sentimentale und satyrische Schilderungen ein feiner Faden Sokratischer Philosophie sich hindurchschlingt, allgemeinen Beifall.

„Ich scheue mich nicht, — schrieb er an Frau v. Laroche, — Ihnen meine ganze Freude über die gute Aufnahme, welche Diogenes in Warthausen gefunden hat, sehen zu lassen. Es ist natürlich, daß wir denen am meisten zu gefallen wünschen, die wir am meisten lieben. In hiesigen Landen wird diesem Sokratischen Diogenes von allen Seiten, Orten und Enden her entgegen gejauchzet. Hingegen sind die Mönche desto weniger mit der Vorrede zufrieden. Sie sollen unter der Hand ihre Klagelieder schon an den Herrn Statthalter gebracht haben, und es ist kein Zweifel, daß sie ein noch jämmerlicheres Miserere zu Mainz anstimmen werden. *) Ich weiß nicht,

*) Eine eigne Art von Rache der Mönche scheint es gewesen zu seyn, daß sich das Gerücht verbreitete, W. sey katholisch geworden, wegen welches Gerüchtes W. die Frau v. Laroche bat, seine Eltern vorläufig zu beruhigen. Br. 54. b. Horn.

inwiefern Sie Gehör finden, aber ich werde Ihnen einen Detail von Umständen vorlegen, woraus Sie mit mir begreifen werden, daß man leichter einen Mohren weiß waschen, als die — — empor bringen könnte. Man soll den Pelz waschen, aber er soll nicht naß werden. — — — Wenn ich ruhig leben wollte, müßte ich meinem Geist und meinem Humor, meiner Philosophie und meiner Denkart, meiner Liebe zur Literatur, meinem Geschmack, kurz meinem ganzen Ich entsagen, wie man in der Taufe dem Teufel und allen seinen Werken und Wesen entsagt. — Man ist so klug, daß man mich äußerlich sehr menagirt, und ich folge diesem Beispiel. — — Daß gerade die Stücke vom Diogenes, welche Sie mir genennt haben, Ihnen und Laroche am besten gefallen würden, habe ich vorausgesehen. Begierig bin ich zu hören, was Laroche zu der Republik sagen wird. Ich halte sie für mein Meisterstück. Die meisten Leser sind Köpfe — wie die Kohlköpfe, hauptsächlich unter dem gelehrten Volke. Alle diese Leute bewundern die Rede über den Mann im Monde — als eine Satyre gegen die alten Sophisten, und die Republik des Diogenes als eine Satyre gegen die Republik des Plato. Und das sind Leute, die sich mit dieser Entdeckung für sehr feinsinnig halten. — Unendlich schmeichelhaft ist mir der Beifall Ihrer vortrefflichen Gräfin gewesen. Das Wort, welches ihr misfällt, würde nicht in meinem Buche

seyn, wenn ich selbst spräche, allein Diogenes der Cyniker ist's, welcher spricht, den ich so verschönert habe, daß ich wohl hie und da einen Zug von Cynismus anbringen mußte, um den Mann für die Herren Gelehrten nicht ganz unkenntlich zu machen. Laroche hat einen Akt von Gerechtigkeit ausgeübt, da er sich dieses Wortes annahm, welches doch nur darum gemein (vilain) ist, weil es eine gemeine Sache bezeichnet.«

In der Hoffnung, daß man von dem humoristischen Diogenes die Anwendung auf ihn selbst als humoristischen Schriftsteller, — als welchen er sich betrachtete, und wozu er gewiß auch die meisten Anlagen besaß, — machen würde, fand sich Wieland getäuscht, und erreichte also in dieser Hinsicht seinen Zweck mit Diogenes nicht. Gegen seine Freundin konnte er sich darüber eine kleine Herzenserleichterung nicht versagen. „Ich habe Ihnen, schrieb er ihr, nie verborgen, daß ich über manche Dinge, die sich auf den moralischen Theil unsers Wesens beziehen, nicht völlig eben so denke wie Sie. Ich z. B. liebe die Klarissen, die Karl Grandisons und Henrietten Byrons nicht, aus dem einzigen Grunde, weil sie mir zu vollkommen sind. Vielleicht habe ich Unrecht; wenigstens habe ich jetzt nicht Muße genug, um meine Denkart zu rechtfertigen. Sollte ich aber Recht haben, wie ich denn in der That glaube, so spotte ich doch der Ihrigen nicht; ich

halte vielmehr dafür, daß die Verschiedenheit der Ansichten der Dinge von der Natur herrührt und ihr nicht weniger gemäß ist, als der Unterschied, den sie in den Gesichtern, in den Temperamenten und in allem, was darauf in Beziehung steht, und wofern die öffentliche Ruhe und das allgemeine Wohl der Menschen nicht darunter leidet, behaupte ich, es müsse erlaubt seyn, daß der Eine für heilig halte, was dem Andern als sehr profan erscheint, daß der Eine mit dem ein Spiel treibt, was der Andre für sehr ernst und wichtig nimmt u. s. w. Sie sehen, daß die Philosophie des Diogenes weit mehr die meinige ist, als Sie mir in einem Ihrer letzten Briefe glauben zu wollen schienen; und gewiß, Sie sollten darüber nicht verwundert seyn."

Er selbst bemerkte indeß sehr bald, daß es Leute gab, welche die bisherige Art seiner Schriften mit seiner gegenwärtigen Stellung für unverträglich hielten. „Ich sehe nur zu gut, schrieb er, daß man, um solche Werke herauszugeben, nicht Professor zu Erfurt seyn müßte, denn man glaubt hier seit undenklichen Zeiten, die Geistesschwere, gewöhnlich Gravität genannt, sey eine wesentliche Eigenschaft eines akademischen Lehrers, und man kann oder will nicht sehen, daß ein Autor, der für das Publikum und für Menschen von Geist schreibt, nicht wie ein Schulmeister schreiben darf." Ungeachtet dieser seiner Meinung wünschte er indeß doch jeden

Anstoß nach Möglichkeit zu vermeiden, und entschloß sich daher zu gewissen Vorsichts-Maasregeln wegen seines Amadis. „Ich bringe jetzt, schrieb er, den größten Theil meiner Zeit mit einer antisentimentalischen Arbeit zu, mit dem Neuen Amadis nämlich. Ich muß in Einem Zuge daran arbeiten, aus Besorgniß, daß ich bald den Geschmack verlieren möchte, ihn zu beendigen. Mein Muße soll meinen Poesien à la Hogarth gewidmet seyn. Indeß ist meine Absicht nicht, den Amadis sofort drucken zu lassen. Er soll in meinem Pulte bleiben, bis der erste Theil einer Geschichte des menschlichen Geistes erschienen ist, die ich zu schreiben und dem Churfürsten zuzueignen gedenke.“ Der Amadis erschien nun zwar, ohne daß dieser Vorsatz war ausgeführt worden, allein dieser blieb doch keineswegs ohne Folgen.

Unter den Beweggründen, welche Wieland bestimmten, jene Geschichte vor seinem Amadis erscheinen zu lassen, hatte wohl der kein geringes Gewicht, daß er hoffte, seinem eigenthümlichen Dichterberuf um so ungestörter leben zu können, wenn er seinen Beruf als Professor gerechtfertigt hatte. Ungeachtet sein Agathon hinlänglich bewieß, wie vertraut er mit der Philosophie sey, so galt er doch wohl Manchem nur für einen sogenannten schönen Geist, von dem nicht recht begreiflich sey, wie man ihn zum Professor der Philosophie, und gar zum ersten, habe machen können. Dies wollte er denn

vor allen Dingen zeigen, und hoffte es durch eine Geschichte des menschlichen Geistes am sichersten. Als er sich vorgenommen hatte, über Iseliens Geschichte der Menschheit Vorlesungen zu halten, schrieb er an Bodmer: „Gefällt Ihnen dieses Vorhaben, so würden Sie mich sehr verbinden, wenn Sie mir aus dem reichen Schatz Ihrer Lektüre, Erfahrung und Meditazion gelegentlich einen Beitrag thun wollten. Denn ich möchte nicht gern einen Philosophen von der Art agiren, in welche Aristophanes den ehrlichen Sokrates travestirt hat. Das bene mereri de humano genere hat einen mächtigern Reiz für mich als jemals." Hierin spricht sich seine Abneigung gegen die Metaphysik und das Verfahren vieler Metaphysiker aus, die er in der Rede über den Mann im Monde persiflirte, und seine Hinneigung zu jener Weisheit, die aus Erfahrung geschöpft wird, und durch Erfahrung sich bewährt. Dies war völlig gemäß der Philosophie jener Zeit, die auch er in Teutschland immer mehr verbreitete, und die wir schon aus diesem Grunde hier genauer ins Auge fassen müssen.

3.

Die Umgestaltung der Philosophie seit Wiederherstellung der Wissenschaften begann mit der Umgestaltung der Naturwissenschaften, und wurde vollendet

durch die Aufstellung einer geläuterteren Psychologie in dem Zeitraume von Kopernikus und Bako bis auf Wolf, dessen philosophisches System, seit seiner Rückkehr nach Halle, in Teutschland das herrschende geworden war. Wie man auch über dasselbe urtheilen möge, so wird man doch nicht leugnen können, daß es den Geist philosophischer Selbstständigkeit beförderte, eine große Masse reinerer Kentnisse und hellerer Begriffe verbreitete, und auch durch seine gediegene Sprache der scholastischen Barbarei in Teutschland vollends ein Ende machte. Wolf war i. J. 1754. gestorben, aber noch lebte er in mehreren Anhängern fort, wie denn neben Wieland von Mehreren die Wolfische Philosophie vorgetragen wurde, selbst im ersten Jahre noch von Baumer, seinem Lehrer in derselben. Die bedeutendsten Wolfianer vermieden indeß nicht nur das allzu Formelle in Wolfs Vortrag und seine nicht selten ermüdende Weitschweifigkeit, sondern näherten sich auch in gewissen Punkten einem andern System, wozu Wolf selbst die Veranlassung gegeben hatte.

Während der Herrschaft der Wolfischen Philosophie in Teutschland war in England die von John Locke allgemein verbreitet. „Ich glaubte, sagt dieser Denker in seinem berühmtesten Werke, dem Versuch über den menschlichen Verstand, das erste was man thun müßte, um den Hang nach verschiedenen Untersuchungen, in welche sich der Verstand so gern ein-

läßt, zu befriedigen, bestehe darin, einen forschenden Blick auf unser Verstandesvermögen zu werfen, unsre eignen Kräfte zu prüfen, und die Dinge, denen sie angemessen sind, zu untersuchen. Es kam mir vor, als wenn man, so lange das nicht gethan ist, die Sache am unrechten Ende angreife, und als wenn das Streben nach Befriedigung durch einen ruhigen und sichern Besitz der Wahrheiten, die uns interessiren, so lange vergeblich sey, als man seine Gedanken regellos auf dem unermeßlichen Ozean der Dinge herumschwärmen lasse, gerade als wenn der Verstand in dem natürlichen und unbezweifelten Besitz dieses grenzenlosen Reiches wäre, als wenn alles in demselben seiner Entscheidung sich unterwerfen müßte, und nichts seiner Einsicht entgehen könnte. Wenn die Menschen auf diese Art ihr Nachforschen über die Grenzen ihrer Fähigkeit ausdehnen, und ihre Gedanken in die Tiefen versteigen lassen, wo sie keinen sichern Grund finden können, so ist es kein Wunder, wenn sie Fragen über Fragen erheben, und die Streitigkeiten vermehren, welche, da sie nie zu einer klaren Entscheidung kommen, nur dazu dienen, ihren Zweifeln Nahrung zu geben, und sie am Ende in einem vollkommenen Skeptizismus zu befestigen. Wäre daher die Fähigkeit unsers Verstandes gründlich untersucht, der Umfang unsrer Erkenntniß nur einmal entdeckt, und der Horizont gefunden, welcher die Grenze zwischen der bekannten und unbekannten Welt des

Verstandes, zwischen dem, was für uns begreiflich und unbegreiflich ist, bestimmt, so würden sich die Menschen vielleicht mit weniger Unruhe bei der erkannten Unwissenheit über die eine Welt beruhigen, und in der andern mit mehr Vortheil und Beruhigung ihr Denkvermögen beschäftigen.“ Locke's Versuch, dieses Bedürfniß zu befriedigen, war nun zwar keineswegs etwas ganz Neues weder der Idee noch seiner Grundansicht nach, allein noch hatte kein Philosoph diese Untersuchung mit größerer Vollständigkeit durchgeführt, und niemals hatten vielleicht philosophische Grundsätze eine empfänglichere Zeit gefunden, als die seinigen.

Seit Platon und Aristoteles hatten immer zwei philosophische Parteien in dieser Beziehung sich gegenüber gestanden, deren eine die Erkenntniß des Uebersinnlichen behauptete und auf das Daseyn gewisser der Seele angeborner Ideen stützte, die andre hergegen, wenn auch eine Erkenntniß des Uebersinnlichen nicht geradezu leugnete, doch den angegebenen Grund verwarf, und angeborne Ideen nicht zugab. Jene stellte sich die Seele als eine wächserne Tafel vor, worein wesentlich gewisse Züge schon eingegraben wären, diese als eine leere Tafel, die erst durch Erfahrung beschrieben werde. Auf die Seite dieser Aristotelischen Partei schlug sich nun auch Locke, entgegen den damaligen Hauptsystemen von Descartes und Leibnitz, die sich auch bei Wolf

einander begegnen. Gegen Descartes behauptete er, daß in der Seele nichts ursprünglich vorhanden, gegen Leibnitz, daß ohne Bewußtseyn keine Vorstellung möglich sey; die Seele sey ein bloßes Vermögen, die einzige Quelle der menschlichen Erkenntniß die Erfahrung, und mithin der ganze Inhalt des menschlichen Wissens bedingt durch den äußeren oder inneren Sinn. Wie man nun hierüber auch denken mochte, so mußte sich Locke's Werk doch jedem Unbefangenen vielfach empfehlen, durch die feine psychologische Selbstbeobachtung im Ganzen und durch wichtige Abschnitte im Einzelnen, unter denen man seine Lehre von der Ideenverbindung und das Buch vom Gebrauch und Misbrauch der Worte von jeher ausgezeichnet hat. Es war daher gewiß nicht blos der klassische Styl, noch die an Popularität grenzende Gemeinverständlichkeit, sondern mehr noch das Lehrreiche, welches dem Lockeschen Werke den Beifall seines Zeitalters in hohem Grad erwarb: allein dies alles würde doch nicht hingereicht haben, es zur Grundlage einer Philosophie zu machen, welche über halb Europa sich verbreitete, und wenigstens in England und Frankreich vollkommen herrschend wurde. Der Grund hievon liegt tiefer.

Seit durch Bako von Verulam die Beobachtung in ihre Rechte wieder eingesetzt war, hatte die spekulative Philosophie noch keineswegs den Vortheil davon gezogen, der auch für sie davon zu er=

warten war, desto mehr aber war die Naturkunde auf dem Wege der Beobachtung einer immer höheren Vollkommenheit entgegen geschritten, und schien in Newtons mathematischen Prinzipien der Naturwissenschaft ihren Gipfel erreicht zu haben. Die Entdeckungen und Erfindungen, die sich einander drängten, mußten unausbleiblich eine ganz andere, als die bisher gewöhnliche, Weltanschauung bewirken. Was aber hiedurch für Betrachtung der materiellen Welt geschah, das erfolgte von einer andern Seite für die Betrachtung der geistigen und moralischen Welt. Die Entdeckung eines fünften Welttheils und dessen Vergleichung mit Amerika, die immer mehr erweiterte Länder- und Völkerkunde, der Reichthum von Materialien, welche die Reisebeschreiber lieferten, die Menge von ganz neuen Erfahrungen, welche man über menschliche Lebensweise und Sitte, Religionen und Verfassungen machte, mußten endlich zu Vergleichungen und Raisonnement führen, bei denen unmöglich alles Alte in den Köpfen niet- und nagelfest bleiben konnte. Ein Zustand des Skeptizismus mußte eintreten, aber eben dieser führte die philosophischen Köpfe auch immer mehr auf die verlassene Bahn Bako's zurück, und man hielt sich nun immer fester an dessen Ausspruch, die Grundlage, worauf das ganze Gebäude der Philosophie ruhe müsse, sey die Beobachtung der Thatsachen. „Sind die Erfahrungen gesammelt, sagte er, so wird man

sie vergleichen, zergliedern, ordnen, ihre Analogie bemerken, und auf diese Art durch eine stufenweise Abstrakzion auf die allgemeinen Gesetze gelangen, und dies allein sind die Wahrheiten, Axiome, Prinzipien, die uns belehren können. So werden sich Wissenschaften als eben so viele Piramiden erheben, deren Grundsätze die Erfahrung, deren Spitze die Axiome ausmachen. Die Philosophie wird nichts anders als die Auslegerin der Natur seyn." Gerade solch einer Philosophie bedurfte nun aber jenes Zeitalter, und so war es nicht zu verwundern, daß man die Lockesche zur Grundlage machte, da sie am meisten geeignet war, das gefühlte Bedürfniß zu befriedigen; und wenn es ein Verdienst ist, statt der Dämonologie die Anthropologie, statt der Pneumatologie die Psychologie hervorgezogen zu haben, so hat kein Philosoph gegründetere Ansprüche auf dasselbe, als Locke durch sein Festhalten an Beobachtung und Erfahrung.

Die Metaphysik, bisher die Königin im Gebiete der Philosophie, wurde freilich durch diese neue Erfahrungs-Philosophie beeinträchtigt, und verlor an ihrem Ansehn; jedoch war die Gefahr für sie keineswegs so groß, als Manche vorgegeben haben, und es war gewiß von Vortheil, daß die Philosophie jetzt einmal eine andre Richtung nahm. Zuerst in England zeigte sich ihr Absehen weit mehr auf das Praktische gerichtet, und statt metaphysischer Spekula-

zion findet man von nun an alle philosophischen Köpfe mit Untersuchungen über Anthropologie und Moralphilosophie beschäftigt, für welche letzte man, nach dem Einflusse, den der sokratische Shaftesbury auf ihre Behandlung gehabt hatte, ein neues Interesse erhalten mußte, als sich seit Hutcheson und Ferguson zwei entgegen gesetzte Moralprinzipe, das des Wohlwollens und das der Selbstliebe, einander gegenüber traten.

Der Einfluß von Locke's Philosophie ward noch größer, als diese den Weg nach Frankreich gefunden hatte, wo Voltaire zuerst Aufmerksamkeit auf sie erregte, aber der Abbé Condillac (geb. 1715 gest. 1780) sie hauptsächlich verbreitete, in dem wesentlichen Punkte von ihr abweichend, daß er blos aus Empfindung (Sensazionen) alle Vermögen und Zustände des menschlichen Gemüths entspringen ließ, in andern Punkten sie mehr ausbildend und vervollständigend. Die Gabe der Klarheit und das Talent eines geschmackvollen Vortrags eigneten diesen Denker ganz dazu, diese Philosophie in seinem Vaterland einheimisch zu machen, wo sie seit Montagne, Charron und Gassendi vorbereitet war. Die einflußreichsten Denker bekannten sich zu ihr, Rousseau, die Herausgeber der Encyklopädie d'Alembert und Diderot, Helvetius. Man kann sagen, daß bei Allen als Grundsatz galt, was Diderot

aussprach *): „Wir haben drei Hauptmittel, um zur Erkenntniß zu gelangen, Beobachtung der Natur, Reflexion und Erfahrung. Die Beobachtung sammelt die Thatsachen, die Reflexion verbindet sie, die Erfahrung bewährt das Ergebniß der Verbindung. Die Beobachtung muß anhaltend, die Reflexion tief, die Erfahrung genau seyn.“ Das Verfahren nach diesem Grundsatz rief unaufhörlich Newtons Warnung ins Gedächtniß, daß die Physik sich vor der Metaphysik in Acht nehmen solle, und es ist wol nicht zu leugnen, daß sie gerade hiedurch nicht wenig ist gefördert worden. Denselben Grundsatz befolgte man nun aber auch in Ansehung der inneren Welt des menschlichen Gemüths, und es hat Vielen geschienen, daß hier seine Anwendung sehr verderblich gewesen sey. Fast Alle jedoch, die hierüber klagen, haben den einzigen Helvetius im Sinne und den Einfluß von dessen Untersuchungen auf die Moralphilosophie. Es ist nicht zu leugnen, daß das Prinzip der Selbstliebe in der Moral schwerlich von einem weiter ausgebildet, und mit dem Prinzip der Locke-Condillacschen Philosophie in genauere Verbindung gebracht worden ist, als von dem Verfasser der Werke über den Geist und von dem Menschen. „Da in dem Menschen alles zurückgeführt werden muß auf physi-

*) Pensées sur l' interpretation de la Nature XV. T, 3 p. 273.

sche Empfindung, so kann auch allein das physische Interesse die Triebfeder seines Handelns seyn; und das gemeinschaftliche Interesse bestimmt die Urtheile der Menschen im gesellschaftlichen Zustande über das Gute, Gerechte und Schöne.“ Zu solchen Resultaten gelangte ein Mann, dessen Leben selbst sein System der Lüge zeiht. Wäre es um seine Vertheidigung zu thun; so könnte man ihn leicht auf dieselbe Weise vertheidigen, wie man es bei Macchiavelli und Mandeville gethan hat; wozu aber dies? Sein Landsmann Degerando hat Recht, wenn er sagt: „Die Philosophie des Helvetius ist die Frucht einer großen Weltkenntniß, aber einer sehr unvollkommenen Kenntniß des Menschen. Sie enthält mehr Sinngedichte gegen unsre Laster, als Data über unsre Natur. Als ein geschmackvoller Gelehrter, aber wenig geübter Logiker, malt er mit Feinheit, und schließt mit Flüchtigkeit; er urtheilt richtig über die Gegenstände des Details, aber verallgemeinert ohne Maas, und vergleicht ohne Vorsicht.“ Mit großem Unrecht hätte man ihm also vorgeworfen, daß sein System eine Sittenverderbniß hervorgebracht habe, da im Gegentheil die Sittenverderbniß der Zeit sein System hervorgebracht hatte. Man muß die Memoiren von der Zeit Ludwigs XIV an bis zu den neuesten der Frau von Campan lesen, um zu begreifen, wie Helvetius mit einer aus solcher Beobachtung geschöpften Weltkenntniß nicht

anders schildern konnte, Rousseau aber, von der Beobachtung eben dieser Welt erbittert, zu dem entgegengesetzten Extrem kommen mußte; er setzt der verbildeten Welt die Natur entgegen. Wie wunderlich und seltsam auch manche seiner Meinungen aussehen mögen, ein der Menschheit würdiger Zweck liegt ihnen zum Grunde, und bei allen seinen Schriften ist es Eine Idee, die ihn begeistert, das verfassungsmäßige Böse nachzuweisen, und die Mittel anzugeben, um es hinweg zu schaffen.

Muß nun aber dieser Ruhm dem Bürger von Genf gleich in einem vorzüglichen Grade zugestanden werden, so gebührt er doch auch überhaupt jener ganzen Periode, in welcher der regste Eifer für das Interesse der Menschheit nur von solchen geleugnet werden kann, denen dieses Interesse sehr — unbequem ist. Auch dieser Eifer aber ging von Locke aus.

Was seit dem Untergange der Selbstständigkeit griechischer Philosophie bis nach der Reformazion fast unerhört gewesen war, Untersuchungen über Staatsverfassung, Menschen- und Völkerrechte, dafür zeigte sich der größte Eifer zuerst in England, nachdem die Stuarts den Thron bestiegen (1603) und Jakob I., der Verfassung des Reiches Hohn sprechend, erklärt hatte, die königliche Gewalt stamme von Gott und sey deshalb uneingeschränkt, was man Rechte des Volks und Parlamentes nenne, seyen nur von den Königen ertheilte Privilegien, welche zurück

zu nehmen deshalb auch in der Macht des Königs stehe. Es fehlte nicht an solchen, welche diesem Grundsatze beitraten. Nach Filmer, dessen Schrift der verdienten Vergessenheit nicht entgangen ist *), trat Hobbes mit seinem Werke über den Bürger und seinem Leviathan hervor, worin zuerst die Lehre von einem Naturstande aufgestellt wurde, von einem früheren Zustande des Menschen außerhalb einer Staatsgesellschaft, welcher dem rechtlichen Zustande im Staate entgegen stehe. Nach Hobbes war jener Naturstand ein Krieg Aller gegen Alle; der Mensch suchte deshalb aus ihm heraus zu treten, und dies geschah durch einen Vertrag. Alle kamen überein, ihren Privatwillen dem Willen von Einem zu unterwerfen, wodurch dessen Wille der allgemeine Wille wurde. So überkam er die Majestät, wurde Souverain, die Andern aber Unterthanen, welche die ertheilte Gewalt nicht wieder zurücknehmen können. Gegen diese Theorie nun trat Locke auf in seinen zwei Abhandlungen über die Regierung, worin er von dem Naturstande ein ganz anderes Bild entwarf als Hobbes, und zuerst die Lehre von ursprünglichen Menschenrechten vortrug. Bei dem Uebergange aus dem Naturstande in den Staat ließ er diese nicht verloren gehen, und erklärte nur eine

*) S. in Bd. 42 die Anmerkungen zu dem Aufsatz über das göttliche Recht der Obrigkeit.

solche Verfassung für eine rechtmäßige, worin gesetzgebende und ausübende Gewalt getrennt seyen. Je mehr dies der Verfassung von England selbst zusagte, und je mehr man daselbst an Jakobs Aeußerungen Anstoß hatte nehmen müssen, desto größeren Eindruck mußte diese Lehre Locke's machen, auf die man sich im Parlament wie auf ein Orakel berief. Sie blieb aber nicht innerhalb der Grenzen ihres Vaterlandes beschränkt, sondern war bestimmt, auch anderwärts die Denkweise in Ansehung politischer Gegenstände umzugestalten. Wie damals immer der Philosophie die Geschichte die Hand bieten mußte, — denn sie enthält ja die Summe menschlicher Erfahrung aus der moralischen Welt, — so auch hier; Montesquieu's Werk, wie viel man in ihm auch in philosophischer Hinsicht vermisse, war trefflich geeignet, zu Vergleichungen und weiterem Nachdenken einzuladen. Man vergesse auch hier nicht, was in Frankreich, seit Ludwigs XIV. L'état, c'est moi! alles hinzukam, um Betrachtungen hierüber anzuregen, bis endlich Rousseau, nach seiner Weise, auch hier zu einem Extrem schritt und in seinem Contrat social sich als den völligen Antipoden von Hobbes darstellte. Auf jeden Fall sah er ein, daß wenigstens ein ganz andres Geschlecht dazu gehöre, wenn seine Theorie Heil bringen solle, und dies brachte ihn dahin, noch auf andre Weise mit Locke zu wetteifern. Wie dieser gethan hatte, so richtete auch er sein Auegnmerk auf die Erziehung,

für welche mit Erscheinung seines Emil eine neue Periode begann. Sollte und konnte der Mensch dem verlassenen Stande der Natur wieder näher gebracht werden, so war es nur durch Erziehung zu bewirken; mehr als jemals einer vor ihm zeigte er nun, wie sie seyn müsse, wenn die Natur sich nicht von einem Geschöpf lossagen solle, das sie nicht mehr für das ihrige anerkennen kann. Der Mensch, sagte er, wie er aus den Händen der Natur hervorgeht, ist gut, erst durch schlechte Führung und schlechte bürgerliche Verfassung entartet er von Geschlechte zu Geschlechte.

Beförderung der Menschenkenntniß, Begründung einer selbstständigen Moralphilosophie, Anbau des Naturrechts und Reformazion der Pädagogik waren die Gegenstände des eifrigsten Strebens jener Periode, deren Geist Plattner sehr treffend charakterisirte, als er sagte: „daß Spekulazion zwar nicht unnütz, aber doch Erfahrung, gemeiner Menschensinn und Moralität das Beste unserer ganzen irdischen Weltweisheit seyen.“ An die Stelle der Spekulazion im strengsten Sinne trat Raisonnement, welchem man seine Stelle zwischen Beobachtung und Erfahrung anwieß. Wie zur vollständigen Erfahrung auch die Geschichte hülfreiche Hand bieten mußte, haben wir schon bemerkt; der Beistand aber, welchen die Philosophie von der Geschichte erhielt, blieb dieser nicht unvergolten, denn der Geist der Philosophie wendete sich wiederum zur Geschichte hin, und als Resultat

der vielen neuen Beobachtungen, welche Weltumsegler und Missionarien mitgetheilt, der Vergleichungen, welche man angestellt, der Erfahrungen, welche man geordnet hatte, ging eine bis dahin völlig unbekannte Wissenschaft, die Geschichte der Menschheit, hervor. Goguets interessantes Werk über den Ursprung der Gesetze, Künste und Wissenschaften hatte wohl die Idee zu solch einer Geschichte veranlaßt, ein Schweizer, Iselin, und ein Italiener, Zambaldi (saggi per servire alla storia dell' Uomo Venedig 1767) lieferten dazu den ersten Grundriß. Andre Werke, selbst solche, die nur einzelne Abschnitte aus dieser Geschichte behandelten, erschienen erst später; blos Fergusons Geschichte der bürgerlichen Verfassung kann hier noch genannt werden. Aus welchem Gesichtspunkte man diese Geschichte betrachtete, hat Zambaldi's Uebersetzer, der Prof. Cäsar in Leipzig, gezeigt. „Wenn, sagt er, der nützlichste und schätzbarste Theil des menschlichen Wissens Kenntniß des Menschen ist, wenn echte Kenntniß des Menschen ohne Einsicht in die physischen und moralischen Ursachen, welche auf die Entwicklung des menschlichen Geistes und auf die Bildung seines Charakters einen beträchtlichen Einfluß haben, gar nicht möglich ist, und wenn endlich die Geschichte der Menschheit gerade dieses sich zu ihrem vorzüglichsten Augenmerke setzt, uns mit jenen Ursachen bekannt zu machen, so ist der Werth derselben sehr entschieden.

Die Beobachtungen des Physiologen, die Entdeckungen des Psychologen, die Naturgeschichte des Menschen, die Geschichte kultivirter und roher Nazionen, der Religionen, der Gesetzgebungen, der Künste und Wissenschaften, alles wird von ihr zu Hülfe gerufen, um den Menschen über die Absichten des Schöpfers, der ihm die Erde zum Wohnplatz anwieß, über den Werth und die Folgen menschlicher Einrichtungen, Gesetze, Religionen und Verfassungen, über die Hindernisse, welche seiner Vervollkommung im Wege stehen, über die Mittel, jene Hindernisse entweder ganz zu heben oder sie doch zu verringern, kurz, über seine wichtigsten Angelegenheiten auf die unterhaltendste Art zu unterrichten. Durch sie empfängt die eigentliche Geschichte erst Interesse und Leben, jedes Faktum erhält durch sie eine größere Wichtigkeit, wird Nahrung und Stoff für den denkenden Geist, wird Bestätigung irgend einer schon vermutheten nützlichen Wahrheit, oder ein fruchtbarer Keim lehrreicher Folgerungen; sie verwandelt die Geschichte in eine Art von Philosophie, und die Leser in Philosophen."

Auch wer es nicht weiß, daß Herder schon damals ähnliche Gedanken in seinem Geist herum trug, wird hieraus erkennen, daß der Geist jener engländisch-französischen Philosophie sich auch über Teutschland verbreitet hatte. Zwar konnte hier das Lockesche System nicht leicht unbedingte Anhänger

finden, schon weil das, was ihm fehlte, gleich anfangs von Leibnitz gezeigt worden war, und Wolf, Leibnitzen folgend, einen entgegen gesetzten Weg eingeschlagen hatte. Indeß führte doch Wolf selbst, freilich ohne seine Absicht, zu jener Philosophie hin. Er hatte auch die praktische Philosophie in ihrem ganzen Umfang aufgestellt, und die Psychologie so, wie vor ihm noch kein Einziger. Sein Verdienst um beide ist nicht gering, sowohl durch das, was er selbst darin geleistet, als durch das, was er in Andern angeregt hat. Das Unbestimmte in dem, was er als höchstes Sittengesetz aufgestellt; „Mache dich selbst vollkommen." nöthigte schon an sich zu weiteren Untersuchungen über die menschliche Natur, und vorzüglich über die sittlichen Anlagen derselben. Daß Wolf hier oft lückenhaft und unbefriedigend war, konnte nicht lange verborgen bleiben, und man sah ein, daß man nur durch immer größeren Anbau des Gebietes der Psychologie dem erwünschten Ziele sich mehr nähern könne. Am mangelhaftesten war die Wolfische Psychologie in Ansehung der Theorie der Empfindungen. Wolfs scharfsinniger Schüler Baumgarten half hier zuerst nach durch Aufstellung der damals ganz neuen Wissenschaft der Aesthetik, die auf jeden Fall eine Hauptveranlassung wurde, sich dem Lockeschen System und dem, was dessen Anhänger hauptsächlich in England so angelegentlich gefördert hatten, mehr

und mehr anzunähern. Wir finden dies, wenigstens von dieser Seite, bei allen sonst strengen Wolfianern, welche zugleich für die Aesthetik ein Interesse gefaßt hatten, bei Mendelssohn, Sulzer, und bald darauf auch Eberhard. Daß aber diese Annäherung noch weiter führen mußte, darauf war bereits seit geraumer Zeit durch einen achtbaren Gegner Wolfs, Joh. Franz Budde (Buddeus, gest. 1729.), hingearbeitet. Er muß als der Urheber jener eklektischen Philosophie betrachtet werden, welche nach Wolfs Tode in Teutschland das Uebergewicht erhielt. Das Studium der Geschichte der Philosophie, welches er zuerst beförderte, hatte ihm die Ueberzeugung gegeben, daß nie Ein Mann die Wahrheit allein besessen habe, und in dieser Ueberzeugung empfahl er, Freiheit und Unbefangenheit des Geistes sich erhaltend, die Wahrheit überall zu suchen, wo sie sich auch zeigen möge; ein Grundsatz, der gewiß ganz gut ist für jeden, der — ein sicheres Kriterium der Wahrheit hat. Von allen Schriften dieses Mannes hat vielleicht keine einen größeren, aber kaum je erwogenen, Einfluß gehabt, — man müßte denn das abrechnen, was er auf Brucker gewirkt hat, — als seine Elemente der praktischen Philosophie, worin er als Ziel alles menschlichen Thuns und Lassens die Glückseligkeit aufstellte. Die höchste menschliche Glückseligkeit betrachtete er als Gesundheit des Verstandes und Willens, welcher er die Krankheit

derselben entgegen stellte. Aus diesem Gesichtspunkt entwickelte er alle Tugenden, Thorheiten und Laster, deren Ursachen in der menschlichen Natur, und die Heilmittel, die verlorene Gesundheit wieder herzustellen. Was hier Budde für die Moralphilosophie gethan hatte, das versuchte Schmauß für das Naturrecht. Was man von Pufendorf bis Wolf dafür ausgegeben habe, behauptete er, und wol nicht ganz mit Unrecht, sey meist nur allgemeines positives Recht gewesen; er selbst suchte es auf die Triebe des Menschen zu gründen.

Ohne Zweifel trug die Hinneigung Friedrichs des Großen zu der engländisch-französischen Philosophie nicht wenig bei, deren Verbreitung in Teutschland mehr zu befördern, und die Berliner Akademie der Wissenschaften lenkte die Aufmerksamkeit durch ihre Aufgaben und Abhandlungen, von denen wir nur an die von Castillon, Merian, Formey und Ancillon erinnern, so oft von neuem darauf hin, daß dies unmöglich ohne Folgen bleiben konnte. Die Hauptfolge war ein Streben nach immer größerer Ausbildung der Anthropologie, um dadurch eine Basis für die ganze Philosophie zu erhalten, und es war gewiß von Bedeutung was bald hierauf von Totens, Irwing, Herder Platner u. A. dafür geleistet wurde. Ganz unbedingte Anhänger gewann das Lockesche System in Teutschland nicht, wenn gleich Einige mehr, Andre weniger zu demsel-

ben hinneigten; im Allgemeinen befolgte man Budde's eklektische Methode, und Feder war es, der jetzt voranging. In der praktischen Philosophie gingen Er und Garve den Weg der Engländer, und Basedow, der als Pädagog bald darauf Rousseau's Ideen ins Leben zu bringen trachtete, verkündigte die Beförderung der allgemeinen Glückseligkeit als das höchste moralische Gesetz. Zur Beförderung derselben strebte man in der That mit dem besten Willen von allen Seiten, und suchte zu diesem Behuf auch die Gewalt der Vorurtheile zu brechen, die ihr nur zu lange entgegen gewirkt hatten. Die praktische Tendenz wurde daher auch hier vorwaltend. Wurde nun gleich die Metaphysik aus den Schulen der Philosophen keineswegs verdrängt, so war man doch darauf bedacht, auch hier die Resultate der Erfahrung, welche man durch Naturforscher und Psychologen gewonnen hatte und immer mehr gewann, — man denke nur an Buffon, Bonnet, Lambert, Reimarus u. A. — mehr zu Rathe zu ziehen. Je größeren Einfluß die Beobachtung nun aber auch hier gewann, desto mehr wuchs der Zweifel an den dogmatischen Behauptungen der Metaphysiker und der metaphysischen Spekulazion überhaupt. Die Meinung Friedrichs hierüber wurde die Meinung nicht Weniger. „Wenn man, sagte er, alle diese abgezogenen Materien lange genug durchgedacht hat, ist man endlich genöthigt auf Montaigne's: Was

weiß ich? zurück zu kommen. Man kann sich ohne Nachtheil über solche Gegenstände irren; der Mensch ist gemacht, zu handeln. — Bei den Metaphysikern lernt man nichts, als die Unbegreiflichkeit einer Menge von Gegenständen, welche die Natur der Fassungskraft unsers Geistes entzogen hat. — — Die Metaphysik ist wie ein Graben, je mehr man schöpft, desto tiefer. Wir können viel Dinge ohne Gefahr nicht wissen: das Wichtigste ist, gut zu leben, gesund zu seyn, Freunde zu besitzen, und ein ruhiges Herz zu haben.“ — „Was man von der Philosophie zu fodern hat, ist, daß sie eben so viel Einfluß auf die Sitten gewinnen möchte, als die der Alten.“

4.

In solcher Krisis befand sich die Philosophie in Teutschland um die Zeit, als Wieland Lehrer derselben war. Wir wissen, wie er in früheren Jahren so gern in den Gebieten der Metaphysik herum schweifte, und so dogmatisch behaupten konnte, als irgend einer. Selbst zu der Zeit aber, da er mit voller Seele an Platon und Leibnitz hing, vermochte er sich nicht immer der Zweifel zu erwehren, und das fleißige Lesen des Bayleschen Wörterbuchs, welches ihm großen Genuß gewährte, verfehlte auch auf

ihn die Wirkung nicht, die es auf das ganze Zeitalter hatte. Der Zweifel richtete sich bei ihm gleich anfangs auf die Platonische Ideenlehre; und wer es weiß, welchen Einfluß diese, besonders durch den in Alexandria ausgebildeten Neu-Platonismus und dessen Uebergang auch in das Christenthum, auf die Ansichten ganzer Jahrhunderte gehabt hat, der wird gestehen, daß er damit auf einen Hauptpunkt traf, und daß die Meinung, die er hievon faßte, für das ganze System seiner Ueberzeugungen von den wichtigsten Folgen seyn mußte. Dem Festhalten an jener Ideenlehre kann nichts ungünstiger seyn, als ein fortgesetztes Studium des Aristoteles, und da Wieland dieses zu verschiedenen Zeiten mit anhaltendem Eifer und großem Ernste betrieb, so konnte er die Frage nicht von sich abhalten: woher denn Platon alles das wisse, was nur ein solcher wissen könne, der in die Geheimnisse der Gottheit eingedrungen sey? Zu nahe, als sie abhalten zu können, lag dann eine zweite Frage: ob es dem Menschen denn überhaupt möglich sey, in diese Geheimnisse einzudringen? Kein echter Schüler des Aristoteles wird diese Frage mit Ja beantworten, und dann muß ihm das metaphysische System von Platon und von Leibnitz mehr im Lichte der Poesie als der wirklichen Philosophie, erscheinen. Von Aristoteles auf den Weg der Beobachtung und kritischen Forschung geleitet, und die Methode dieses Denkers befolgend, wird er, je

sorgfältiger er die Geschichte der Philosophie durchforscht, um so mehr zu der Bescheidenheit und Verfahrungsweise des Sokrates hinneigen. Ein Freund des Xenophontischen Sokrates, der zugleich ein Schüler des Aristoteles ist, befindet sich nun aber schon auf halbem Wege zu Bako und Locke, und dies war Wielands Fall, als ihm in der Schweiz Hartley's Werk in die Hände kam. Sein Urtheil über dasselbe *) zeigt zugleich, wie abgeneigt er dem Materialismus, geneigt aber der Methode der Beobachtung war. Bald darauf lernte er Helvetius kennen, der ihn weit mehr ansprach, ohne Zweifel schon darum, weil dieser mehr als bloßer Psycholog verfuhr. Er gesteht, daß er zwar nicht in allem, aber doch in dem Meisten ihm beistimme, und es ist nicht zweifelhaft, daß er ihm seinen Beifall nicht als Moralisten, sondern als Schriftsteller von großer Weltkenntniß gab. Weit entfernt, die Moralität für nichts als eine aus blos sinnlichem Interesse berechnende Klugheit zu halten, schlug er sich vielmehr auf die Seite jener engländischen Moralphilosophen, die in dem sympathetischen Gefühl ein Gegengewicht gegen die Ausschweifungen der, übrigens allerdings ganz natürlichen, Selbstliebe fanden. Von seinem Freunde Zimmermann selbst noch weiter fort geleitet auf den Weg der Erfahrung, hütete er sich

*) S. Buch 2. Abschnitt 5.

doch wohl, zu keinem unwissenschaftlichen Verfahren verleitet zu werden. Als er, schon früher, seinen Freund in dieser Gefahr sah, schrieb er ihm: „Sie müssen sich hüten, Ihren Lucius über die Logik — lachen zu lassen. Wie gefiele es Ihnen, wenn ich Ihnen sagte: ich lache der Wissenschaft, die mich die Regeln lehrt, nach denen mein Verstand wirken muß, wenn er das Wahre zum Ziele hat, die mir praktische Regeln giebt, deren habitueller Gebrauch mich in tausend Fällen untrüglich macht. Wenn die Logik deswegen lächerlich ist, weil man ohne sie vernünftig seyn kann, so wollen wir aus gleichem Grunde alle andre Scienzen und Prinzipien auszischen.“ Was er nun aber in Ansehung der Logik nicht dulden wollte, dessen machte er sich in Ansehung der Metaphysik selbst schuldig. Es begreift sich, daß ihm dies von allen denen übel genommen werden mußte, welche gewohnt waren, diese Wissenschaft schon um ihrer erhabenen und wichtigen Gegenstände willen hochzuschätzen. Hält man aber darum diese Gegenstände für weniger wichtig, wenn man sich überzeugt hat, daß sich das von ihnen nicht beweisen lasse, was man doch beweisen will, und daß die Art der Beweisführung etwas Lächerliches an sich habe? Dies Letzte recht augenscheinlich zu machen, war Wielands Absicht bei der Rede seines Diogenes über den Mann im Monde, ohne daß er darum die Gegenstände der Metaphysik für einen solchen Mann

im Monde hätte ausgeben wollen. Er war in Ansehung ihrer, Skeptiker geworden, nicht als ob er an dem Daseyn von Welt, Seele und Gottheit gezweifelt hätte; nur an den dogmatischen Behauptungen über sie und an der Zulänglichkeit der menschlichen Erkenntnißkraft zur wirklichen Erkenntniß derselben zweifelte er. Je problematischer diese Wissenschaft durch grundlose und willkührliche Behauptungen geworden war, um so nöthiger erschien nun aber von der andern Seite auch der Versuch, zu sehen, wie sie aus der Erfahrung sich ersetzen lasse, durch äußere, auf dem Wege der Naturforschung, und durch innere, auf dem Wege der Seelenforschung. Von beiden Wegen her begegnete man sich in der Anthropologie; auch Wieland fühlte sich zu dieser vorzüglich hingezogen.

Was hätte für ihn unter solchen Umständen wichtiger seyn können, als eine Geschichte des menschlichen Geistes? Hätte er sie geschrieben, so würde er in derselben uns zugleich den besten Schlüssel zu allen seinen übrigen Werken gegeben haben, dessen wir nun entbehren, da jene Idee, vielleicht weil er auf anfangs nicht geahnete Schwierigkeiten stieß, unausgeführt geblieben ist. Indeß sind gewissermaßen alle die Werke, die er in den Jahren 1770 — 1772 schrieb, als Bruchstücke jenes Werkes zu betrachten, und durch das Studium, welches ihm sein Beruf als Lehrer der Philosophie

nothwendig machte, veranlaßt. Aus diesem Grunde sind auch die meisten in Prosa geschrieben.

Zwei wichtige Fragen legte er sich vor: Was ist Wahrheit? und: Welchen Zweck hat die Philosophie? Gewiß bildete er sich nicht ein, mit den kurzen Antworten, die er darauf gab *), den Gegenstand erschöpft zu haben; vielmehr kam es ihm hiemit nur darauf an, gewisse Philosophen aus ihrer vornehmen Ruhe ein wenig aufzurütteln, und seinen eignen Standpunkt zu vertheidigen. Indem er bei Beantwortung der ersten Frage den bescheidenen Skeptizismus gegen die stolzen Anmaßungen des Dogmatismus in Schutz nimmt, deutet er seinen eignen Gesichtspunkt nur leise an, daß er nämlich nicht glaube, es gebe für den Menschen eine andre als menschliche Wahrheit, welche weit weniger durch Grübelei ermittelt werde als durch schlichten Menschensinn. Keineswegs verwirft er die Spekulazion über die Gegenstände der Metaphysik, sondern verlangt für diese nur Freiheit, die man einander gegenseitig zugestehen solle. Er leugnet nicht, daß auch in Ansehung ihrer die Wahrheit am Ende nur Eine seyn könne und werde, aber er leugnet, daß die Kräfte des Menschen zureichen, diese Eine Wahrheit zu erkennen, wie schon daraus zu ersehen sey, daß mit erweiterter Kenntniß der Natur und

*) Die beiden letzten Aufsätze in Bd. 30.

mit dem Anwachs unsrer Erfahrungen unsre Ansichten sich nothwendig verändern. Deshalb redet er aber dem Zweifel nicht das Wort, denn dieser, aus der subtilsten und kaltblütigsten Vernunft hervorgehend, „ist von jeher am geschäftigsten gewesen, Glauben und Liebe, die einzigen Stützen unsers armen Erdenlebens, zu untergraben und umzustürzen.“ Ohne nun zu verkennen, was und wie viel der Mensch der Vernunft dankt, entscheidet er doch dafür, daß sie nicht die einzige Führerin des Lebens seyn könne, und erklärt für das unleugbar sicherste Kennzeichen der Wahrheit — das innige Bewußtseyn dessen, was wir fühlen, vorausgesetzt, daß ein Mensch überhaupt gesund, und des Unterschieds seiner Empfindungen und Einbildungen sich bewußt sey. Wenn er dabei zugiebt, daß auch das Gefühl sich irren könne, und die Fälle für verdächtig erklärt, wo einer bei Berufung auf sein Gefühl das Urtheil aller Vernünftigen gegen sich hat; so sieht man, daß er wol noch eine Instanz hätte annehmen müssen. Diese giebt er nicht an, sondern stellt blos die Frage auf: Wo ist der Areopagus, wo sind die Amfiktionen, deren Ausspruch man in solchen Fällen sich unterwerfen könnte, wollte, müßte? — Natürlich werden wir hier die Frage hinzusetzen: Wird denn nun der Zweifel mit seiner vollen Kraft nicht wieder eintreten, wenn es eine solche Instanz nicht giebt? — Wieland, wenn

er sich gleich hier nicht darauf einläßt, sah dies so gut als einer, und der sicherste Beweis dafür ist, daß er schon viel früher diese letzte Instanz selbst angegeben hat. Bereits in dem Don Sylvio (B. 6. K. 3.) hatte er erklärt: „Daß alles und jedes, was keine Uebereinstimmung mit dem ordentlichen Laufe der Natur, insofern sie unter unsern Sinnen liegt, oder mit demjenigen hat, was der größte Theil des menschlichen Geschlechts alle Tage erfährt, eben deswegen die allerstärkste und gewissermaßen eine unendliche Präsumzion der Unwahrheit wider sich habe," und diesen Grundsatz, fügte er hinzu, „rechtfertige das allgemeine Gefühl des menschlichen Geschlechts." Hieraus geht hervor, daß er für das echte Kennzeichen der dem Menschen erkennbaren Wahrheit, die Allgemeinheit der Erfahrung und des Gefühls hielt. Befriedigt scheint ihn jedoch auch dieses nicht zu haben, denn theils finden sich mancherlei skeptische Aeußerungen über eben jene Allgemeinheit gerade in den Schriften aus jener Zeit bei ihm, theils deutet er auf Gesetze hin, welche die Philosophie zu ihrem Nachtheil nicht ermittelt habe. „Es war bequemer, sagt er, schimärische Welten in seinem Kabinette nach selbsterfundenen Gesetzen zu bauen, als mühsame und langwierige Beobachtungen anzustellen, um heraus zu bringen, nach welchen Gesetzen die wirkliche Welt gebaut sey." Er fügt hinzu: „Das System der Menschheit hat die seinigen, wie

jedes andere besondere System in der Natur.“ *) Wie es scheint, hätte Wieland in jenen zweifelhaften Fällen sich auf diese Gesetze berufen müssen, — warum that er dies nicht? Die einfache, aber gewiß vollgiltige, Ursache war seine Ueberzeugung, daß man von diesen Gesetzen noch zu wenig wisse, und wahrscheinlich mit der Ermittelung derselben noch lange Zeit zu thun haben werde. Woran sollte man sich nun inzwischen halten? Dies war ja der Punkt, der alle Philosophen von jeher in Verlegenheit gesetzt hat, und wenn Wieland schwankend gewesen wäre, wie er darüber entscheiden solle, so könnte das ihm unmöglich zum Nachtheil gereichen. Alle Philosophen, welche keine Pantheisten waren, theilen sich hierüber in drei Hauptparteien, und man kann bemerken, daß jede derselben vorzüglich auf einen der drei Haupttheile der Metaphysik baut, — Psychologie, Kosmologie, Theologie. Je nachdem einer seinen festen Standpunkt in der einen oder der andern wählt, wird seine Ansicht von der der übrigen verschieden seyn, und — was hier die Hauptsache ist — er wird uns allezeit ein anderes Kriterium der Wahrheit nennen. Wieland ahnete dies mehr, als daß er es bestimmt eingesehen hätte; er wechselte Standpunkt und Ansicht, bis er zuletzt seinen bleibenden Standpunkt im Gebiete der Psychologie wählte, nur nicht jener, allein in die

---

*) Korkor Abschn. 20.

Metaphysik aufgenommenen, razionalen, die, wie die Sachen einmal standen, schon durch ihren Zusammenhang mit der Pneumatologie und Dämonenlehre verdächtig geworden war. „Seit der Erfindung der Vergrößerungsgläser, sagte Wieland, haben die unsichtbaren Dinge ein böses Spiel, und man braucht nur ein Geist zu seyn, um alle Mühe von der Welt zu haben, die Leute von seinem Daseyn zu überzeugen.“ *) Dieser scherzhafte Ausspruch ist nicht ohne Wahrheit, denn durch die Fortschritte, welche man durch Beobachtung in der Kenntniß der Natur und ihrer Gesetze gemacht hatte, waren die Geister, die man ehedem systematisirte, wie nun Linné die Pflanzen, und beschrieb, wie nun Buffon die Thiere, fast um alles ihr Ansehn gekommen, und man sprach es immer deutlicher aus, daß der einzige Geist, von dem man wirklich etwas kenne, der menschliche sey, daß man aber selbst diesen nicht nach seiner Substanz, seinem Sitz u. s. w. kenne, sondern lediglich nach seiner Wirksamkeit in der Verbindung mit dem organischen Körper, und mithin ganz eigentlich nur als unser Ich. Dieses Ich mußte der Mittelpunkt der Philosophie werden, und wurde es namentlich bei Wieland.

Ließt man seinen Aufsatz: Philosophie, als Kunst zu leben und Heilkunst der Seele

*) Don Sylvio B. 1. K. 12.

betrachtet, nur vereinzelt, so kann man leicht zweifelhaft über die Absicht des Verfassers und den Verfasser selbst werden, selbst dann noch, wenn man bemerkt hat, daß hier Ironie herrsche. Was wollte er nun aber eigentlich? Beweisen, daß die Philosophie etwas andres seyn solle, als eine Kunst zu leben und eine Heilkunst der Seele? — Das hat er nicht gethan. — Beweisen, daß man auch ohne Philosophie leben und gesund seyn könne? — Dann hätte er sich auch seine eigenen Vorträge ersparen können, in denen er die Philosophie aus dem Gesichtspunkte der Lebens- kunst und Seelenheilkunst betrachtete. Gleichwohl scheint er dies beweisen zu wollen; — aber mit welchen Beweisen! Weil alle Wilden bis zu den Bewohnern des Feuerlandes, „die kaum etwas mehr als Seekälber sind," ohne Philosophie leben und gesund sind, darum soll es der Philosophie hiezu nicht bedürfen? — Dies konnte doch unmöglich der Mann im Ernste sagen, welcher in dem gleichzeitigen Aufsatz: *) Ob ungehemmte Ausbildung der menschlichen Gattung schädlich sey? die Sache der Humanität mit so edler Wärme führt, von dem Bunde der Religion, Wissenschaften und Künste allein „das einzige Werk, was würdig ist jede fühlende und denkende Seele zu begeistern, einen allgemeinen Tempel der Glückselig-

*) Bd. 31.

keit des menschlichen Geschlechts aufgeführt" zu sehen erwartet, und am Ende damit schließt: „Schwärme ich? — Es sollte mir leid seyn, wenn nur Einer von denen, welche vorzüglich dazu berufen sind auf ein so edles Ziel hin zu arbeiten, denken könnte, daß der einzige allgemeine Endzweck der Natur, der sich denken läßt, wenn überall ein Plan und eine Absicht in ihren Werken ist, eine Schimäre sey. — Ist es eine Schimäre, — — so sind alle Narren weise Leute, und die Sokrates und Aristoteles, die Epaminondas und Timoleon, von jeher die einzigen Narren in der Welt gewesen! Welches der Himmel verhüten wolle!" Derselbe nun, der mit so zuversichtlicher Hoffnung auf die dereinstige Verwirklichung solch eines Ideals rechnete, und solche Mittel dazu angab, konnte fürwahr nicht wollen, daß der Mensch im Zustande der Seekälber bleibe, und die Philosophie konnte ihm nicht als unnütz und überflüßig erscheinen. Wol aber konnte es ihm scheinen, als ob die Philosophie noch nicht den richtigen Weg eingeschlagen habe, um die Menschheit jenem Ziele näher zu führen. Daß dies nun Wielands Fall war, wird keinem zweifelhaft bleiben, welcher versteht, was er mit folgender Aeußerung sagen wollte. „Bei allem dem, sagt er, ist meine Meinung keinesweges, der wol gedachten Kunst zu leben ihren Werth, so viel sie dessen haben mag, streitig zu machen. Es ist irgendwo gesagt worden: die Kunst sey im

Grunde nichts anders als die Natur selbst, die durch den Menschen, als ihr vollkommenstes Werkzeug, dasjenige, was sie gleichsam nur flüchtig entworfen oder angefangen, unter einem andern Namen, ausbilde und zur Vollkommenheit bringe. — Wenn die Kunst das ist, und insofern sie das ist, gebührt ihr alle Achtung." Wie es scheint, wird also dieses hier angeführte Irgendwo den Ausschlag geben. Dieses aber haben wir nirgend anders zu suchen als — bei Wieland selbst, und der muß denn wol der beste Erklärer seiner eigenen Worte seyn.

Der Kommentar also zu diesen Worten ist enthalten in dem sechszehnten und siebzehnten Abschnitt des kleinen Romans Koxkox und Kikequetzel, worin Wieland erklärt, „daß dasjenige, was wir Kunst nennen, — es sey nun, daß sie die zerstreuten Schätze und Schönheiten der Natur in einen engern Raum, oder unter einen besondern Augenpunkt, zu irgend einem besondern Zweck zusammen ordnet, — Oder, daß sie den rohen Stoff der Natur ausarbeitet, und was diese gleichsam ohne Form gelassen hat, bildet, — Oder, daß sie die Anlagen der Natur anbaut, den Keim ihrer verborgenen Kräfte und Tugenden entwickelt, und dasjenige schleift, polirt, zeitigt oder vollendet, was die Natur roh, wild, unreif und mangelhaft hervorgebracht hat, — daß die Kunst in allen diesen Fällen nichts anders

ist, als die Natur selbst, insofern sie den Menschen — entweder durch die Noth, oder den Reiz des Vergnügens, oder die Liebe zum Schönen — veranlaßt und antreibt, entweder ihre Werke nach seinen besondern Absichten umzuschaffen, oder sie durch Versetzung in einen andern Boden, durch besondere Wartung und befördernde Mittel, zu einer Vollkommenheit zu bringen, wovon zwar die Anlage in ihnen schlummert, die Entwickelung aber dem Witz und Fleiß des Menschen überlassen ist." Zu dem, was nur durch Kunst vollendet werden kann, gehört — der Mensch selbst. „Der Mensch, so wie er der plastischen Hand der Natur entschlüpft, ist beinahe nichts als Fähigkeit. Er muß sich selbst entwickeln, sich selbst ausbilden, sich selbst die letzte Feile geben, welche Glanz und Grazie über ihn ausgießt, — kurz, der Mensch muß gewissermaßen sein eigener zweiter Schöpfer seyn. Oder vielmehr — wenn es die Natur ist, die im Feuer leuchtet, im Krystall sechseckig anschießt, in der Pflanze vegetirt, im Wurme sich einspinnt, in der Biene Wachs und Honig in geometrisch gebaute Zellen sammelt, im Biber mit anscheinender Vorsicht des Zukünftigen Wohnungen von etlichen Stockwerken an Seen und Flüssen baut, und in diesen sowohl als vielen andern Thierarten mit einer so zweckmäßigen und abgezirkelten Geschicklichkeit wirkt, daß sie den Instinkt zu Kunst in ihnen zu erhöhen scheint, warum

sollte es nicht auch die Natur seyn, welche im Menschen nach bestimmten und gleichförmigen Gesetzen, diese Entwickelung und Ausbildung seiner Fähigkeiten veranstaltet? Dergestalt, daß, sobald er unterläßt, in allen, was er unternimmt, auf ihren Fingerzeig zu merken, sobald er, aus unbehutsamem Vertrauen auf seine Vernunft, sich von dem Plan entfernt, den sie ihm vorgezeichnet hat, — von diesem Augenblick an Irrthum und Verderbniß die Strafe ist, welche unmittelbar auf eine solche Abweichung folget."

Wem kann nun Wielands wahre Meinung noch zweifelhaft seyn, wenn er die Philosophie als Kunst zu leben, nicht will gelten lassen? Nur diejenige Kunst verwirft er, die, verlockt von einer grübelnden Vernunft, den Menschen vom Pfade der Natur entfernt, und den Anlagen des Menschen eine einseitige oder falsche Richtung giebt, wobei die Menschennatur nie zu ihrer wahren Vollendung gedeihen kann. Nur insofern verwirft er diese Kunst, als sie der Natur „unbesonnener Weise entgegen arbeitet, indem sie dieselbe nach willkührlichen und misverstandenen Gesetzen verbessern will." Ganz aus demselben Grunde will er auch die Philosophie nicht als Heilkunst der Seele gelten lassen, und man wird nun wol einsehen, was er mit folgender Stelle in dem besagten Aufsatz wollte. „Ist es, sagt er, bei einem Volke mit der Verfeine-

rung so weit gekommen, daß Leib und Seele — anstatt daß beide nur Eine Person seyn sollten — als zwei Mächte von verschiedenem Interesse behandelt werden, wo (wie bei unartigen Eheleuten) jedes seine eigne Wirthschaft hat: was ist natürlicher, als daß aus einer so heillosen Ehe böse Folgen entstehen müssen? der Mensch ist dann nicht mehr das edle Geschöpf, an dem alles Sinn und Kraft und Seele, oder (so zu sagen) alles Körperliche geistig und alles Geistige körperlich ist; er ist ein unnatürlicher Centaurischer Zwitter von Thier und von Geist, wo eines auf Unkosten des andern lebt; das Thier sich Bedürfnisse, der Geist Leidenschaften, Entwürfe und Entzwecke macht, die der Naturmensch nicht kannte; jedes das andre nach Vermögen drückt, zerrt, ängstigt und erschöpft, und endlich eine ungeheure Menge Leibes- und Seelenkrankheiten die Früchte sind dieser Scheidung dessen, was Gott zusammen gefügt hat.“ Er wollte also den Menschen nur nicht als reinen Geist behandelt wissen. „Die Klasse von Wesen, sagt er (im Koxkox), welche zugleich empfinden, denken und mit Willkühr handeln können, ist, wenn wir dem Plotinus und dem Grafen von Gabalis glauben, sehr weitläufig, gleichwohl aber, die reine Wahrheit zu gestehen, kennen wir keine andre Gattung davon, — wenigstens so gut, daß wir, ohne lächerlich zu

seyn, darüber philosophiren dürften, — als diejenige, wozu wir selbst zu gehören die Ehre haben, — den Menschen," und dieser ist nicht, wie es im besagten Aufsatz heißt, eine Seele an und für sich, sondern immer ein Mensch aus Einem Stück.

Hienach unterliegt es nun keinem Zweifel, wie Wieland sich das Ich; welches ihm Mittelpunkt der ganzen Philosophie wurde, gedacht habe; keineswegs in Fichtescher Abstrakzion, sondern aus echt anthropologischem Gesichtspunkte, als den ganzen Menschen in organischer Einheit nach Leib und Seele, und nichts weniger als herausgerissen aus dem System der Natur.

Das Studium der Menschennatur wurde nun sein angelegentlichstes Geschäft. Längst schon hatte er sie zu erforschen gestrebt, durch Selbstbeobachtung, durch Vergleichung Anderer mit sich, in Dichtern und in der Geschichte; jetzt wurde der Kreis seiner Beobachtung erweitert durch — Kinder. Sie brachten ihn auf den Weg, den schon die ältere Akademie als den zweckmäßigsten einschlug um die Bestimmung des Menschen zu erkennen. Wie diese, so war auch Er der Meinung, daß sich an Kindern die Entwickelung der menschlichen Natur gleichsam über der That belauschen lasse, und seine Beobachtungen führten ihn zu denselben Resultaten, daß der Mensch zum Handeln geboren sey, und daß die Natur das Vorzüglichste und Beste ihm nur als Anlage gegeben, die

er selbst auszubilden habe. Für das, was er auf diesem Wege gefunden, erhielt er Bestätigung durch die Reisebeschreiber, die ihn auf den damals noch wenig betretenen Weg der Geschichte der Menschheit führten, auf welchem er das wieder zu gewinnen hoffte, was der Zweifel ihm geraubt hatte. Nachdem er nämlich die menschliche Natur, deren Kräfte und Wirkungsgesetze, zunächst an das eigne Gefühl und das Selbstbewußtseyn sich haltend, zu erforschen gestrebt hatte, gedachte er auch des Zweckes, wozu sie bestimmt sey.

Die meisten Forscher, welche sich mit Lösung dieses Problems beschäftigt haben, sahen das menschliche Geschlecht in einer nicht eben erfreulichen Mitte zwischen zwei Paradiesen stehen, einem verlorenen und einem wieder zu gewinnenden, nur die Ideale von den Zuständen am Anfang und am Ende malte man verschieden aus. Eine von den Folgen der durch die Reisebeschreiber erweiterten Menschenkunde war Zweifel über die bis daher gangbare Meinung von dem ursprünglichen Zustande des Menschengeschlechts, welche der Annahme weichen mußte, daß dieser Zustand kein anderer, als der Zustand der sogenannten Wildheit, gewesen sey. Man weiß, daß kein Philosoph diese Annahme so sonderbar benutzte, als Rousseau. Wenn Andere jenen Zustand der Wildheit mit dem Zustande der Kindheit in Parallele stellten, so schuf er ihn vielmehr zu einem Zustande

bloßer Thierheit um, und stellte gleichwol diesen als das Ideal des Menschenlebens und der menschlichen Glückseligkeit, als das verlorne Paradies dar. Die beiden Preisschriften des berühmten Genfers erregten, wie sich erwarten ließ, großes Aufsehen, und sind am nützlichsten geworden durch die Prüfungen derselben. Solche Prüfung lag nun aber keinem näher als Wielanden, und wie sehr sie ihn beschäftigt habe, zeigen die verschiedenen Aufsätze, die er zu jener Zeit dieser Prüfung widmete. Nicht nur zeigt er die Unausführbarkeit der von Rousseau vorgeschlagenen Versuche, den wahren Stand der Natur des Menschen zu entdecken, sondern stellte auch eigene Betrachtungen über Rousseau's ursprünglichen Zustand des Menschen an, zu denen sein Aufsatz über die Behauptung, daß ungehemmte Ausbildung der menschlichen Gattung nachtheilig sey, als Ergänzung gehört. *) Um das Naturwidrige in diesen Ideen Rousseau's auch in Beispielen zu zeigen, dichtete er den kleinen philosophischen Roman Koxkox und Kikequetzel (Bd. 12.), seine satyrisch gemeinte Republik des Diogenes (Bd. 13), und die Reisen und Bekenntnisse des Priesters Abulfauaris (Bd. 31.).

„Nein, lieber Rousseau! — ruft er aus — so

---

*) Alle diese Aufsätze s. Bd. 31.

arme Wichte wir immer seyn mögen, so sind wir es doch nicht in einem so ungeheuern Grade, daß wir nach den Erfahrungen so vieler Jahrhunderte noch vonnöthen haben sollten, neue unerhörte Experimente zu machen, um zu erfahren, — was die Natur mit uns vorhabe. Und wofern sich auch alle Könige und alle Philosophen des Erdbodens vereinigten, solche Experimente zu machen: was für Ursache haben wir zu hoffen, daß wir etwas andres oder besseres daraus lernen würden, als was uns die allgemeine Erfahrung, mit der unwidersprechlichsten Evidenz, aus allen Enden der Erde, von einem Pole zum andern, aus dem ewigen Schnee der Kamtschadalen und aus dem glühenden Sande von Nigrizien zuruft: — daß der Mensch zur Geselligkeit gemacht sey, — daß die vereinigten Kräfte der Barbarei, des Aberglaubens und der Unterdrückung, immer unvermögend geblieben, diesen kostbaren Samen jeder gesellschaftlichen Tugend gänzlich zu vertilgen, dieses sympathetische Gefühl, welches den Menschen mit einer süßen Gewalt nöthiget, sich selbst in andern Menschen zu lieben, und welches, wie Cicero göttlich spricht, die Grundlage alles Rechts ist."

Um den wahren Naturmenschen zu schildern, erklärt Wieland mit Recht, müsse man keine der Anlagen in dem Menschen übersehen, in denen sich der

Zweck der Natur, ihn über die Thierheit zu erheben, ankündige. Diesem gemäß ist die Schilderung entworfen, die er dem Prometheus in den Mund legt, und zu welcher, wer diese anthropologische Abhandlung vervollständigen will, die Bemerkungen über Sprache im Koxkox (Abschn. 20. fgg.) hinzu zu fügen hat. Es ist kein Zweifel, daß der Naturmensch in der Vereinigung aller dieser Anlagen im Besitz aller Bedingungen zu einem in Beschränktheit glücklichen Daseyn ist. Auch dessen Schilderung läßt Wieland den Prometheus ausführen, bis er zur Büchse der Pandora kommt, mit welcher das ganze Glück der Beschränktheit des ursprünglichen Zustandes der Menschen verloren ging. In die Klagen um diesen Verlust kann Wieland nirgend einstimmen. „Die Unschuld des goldenen Alters, sagt er am Schlusse des Koxkox, wovon die Dichter aller Völker so reizende Gemälde machen, ist unstreitig eine schöne Sache, aber sie ist im Grunde weder mehr noch weniger, als — die Unschuld der ersten Kindheit. Wer erinnert sich nicht mit Vergnügen der schuldlosen Freuden seines kindischen Alters? Aber wer wollte darum ewig Kind seyn? Die Menschen sind nicht bloß gemacht Kinder zu bleiben, und wenn es nun einmal in ihrer Natur ist, daß sie nicht anders als durch einen langen Mittelstand von Irrthum, Selbsttäuschung, Leidenschaften und daher entspringendem Elend zur Entwicke-

lung und Anwendung ihrer höheren Fähigkeiten gelangen können, — wer will mit der Natur darüber hadern?“ — „Ernsthaft von einer ernsthaften Sache zu reden, — so schließt Wieland seine Prüfung Rousseau's, — die Philosophen, welche uns bereden wollen, daß die Entfernung von der ersten Einfalt der Natur, Entfernung von der Natur selbst sey, daß es der Natur gemäß gewesen wäre, wenn wir auf immer in einem Zustande von glücklicher Unwissenheit, wie sie es nennen, geblieben wären, daß die Erweiterung unserer Bedürfnisse die Mutter unserer Laster, und der Genuß aller Geschenke der Natur und die Verfeinerung aller Künste dasjenige sey, was den Untergang der Staaten am meisten befördere! — Die Herren, welche so reden, sprechen entweder von Menschen aus der Fabrik des Prometheus, oder von Menschen, welche, wie Jupiters Minerva, aus ihren eigenen Gehirnen hervorgegangen, oder — —, wenn diese Behauptungen den wirklichen Erdenbewohnern gelten sollen, so werden sie uns erlauben zu sagen, daß sie die menschliche Natur, von der sie so viel reden, nicht besser zu kennen scheinen, als die Natur der Einwohner in Saturns Ringe.“

Das Ergebniß von Wielands Forschungen über die Menschennatur war nun aber: „daß die möglichste Benutzung des Erdbodens und die möglichste Vervollkommnung und Verschö-

nerung des menschlichen Lebens das große Ziel aller Bestrebungen, welche die Natur in den Menschen gelegt hat, und also im Grunde der Natur eben so gemäß sey, als die Einfalt, insofern diese eine unzertrennliche Gefährtin der ersten Periode des Lebens bei der ganzen Gattung, so wie bei dem einzelnen Menschen, ist."

Um an die Stelle sowol von Rousseau's Karikatur als der poetischen Ideale von einem goldenen Weltalter eine naturgemäße Schilderung des ursprünglichen Zustandes der menschlichen Gattung zu setzen, entwarf Wieland seinen kleinen Roman Koxkox und Kikequetzel, worin man eben so wenig, als in der Republik des Diogenes, verkennen wird, daß er nicht ohne Absicht — mit Sterne's Pinsel malte. Um dann zu zeigen, wie wenig dazu gehöre, um aus dem Stande glücklich unwissender Unschuld herausgeworfen zu werden, führte er den Abulfauaris vor. Den Roman Koxkox und Kikequetzel bezeichnete er selbst als einen Beitrag zur Naturgeschichte des sittlichen Menschen; man sieht aber wol, daß alle diese Aufsätze solche Beiträge sind, und daß Wielands ganzes Streben auf eine solche Naturgeschichte des sittlichen Menschen gerichtet war. Da ihm nichts wichtiger schien, als eine solche aufzustellen; so veranlaßte dies einen größeren Antheil, den er an allen damaligen philosophischen Bestrebungen der Engländer

und Franzosen nahm, denen man doch immer wird nachrühmen müssen, daß sie hiezu sehr nützliche Beiträge geliefert haben.

Diese Naturgeschichte überzeugte ihn, „daß diejenigen ihren Geschmack nicht der Natur abgelernt haben, in deren Augen die Mannichfaltigkeit in der physischen und sittlichen Gestalt der Erdbewohner eine Unvollkommenheit ist.“ Das menschliche Geschlecht, sagt er, gleicht in gewisser Betrachtung einem Orangenbaum, welcher Knospen, Blüthen und Früchte, und von diesen letzteren grüne, halbzeitige und goldfarbene, mit zwanzig verschiedenen Mittelgraden, zu gleicher Zeit sehen läßt. Es scheint widersinnig, zu fodern, daß die Knospe ein Apfel werden soll, ohne durch alle dazwischen liegende Verwandlungen zu gehen: aber gar darüber ungehalten zu seyn, daß die Knospe nicht schon der Apfel ist, — in der That, man muß sehr wunderlich seyn, um der Natur solche Dinge zuzumuthen.“

Wiewohl nun aber Wieland, nach dieser Ansicht, sich gewissermaßen zu dem Grundsatze bekennen mußte: Was ist, das ist recht; so war er doch weit entfernt von der Behauptung: Wie es ist, so soll es auch stets bleiben. Er sagte: „die Natur hat keine Ideale,“ aber er leugnete nicht, daß es für den Menschen und die Menschheit Ideale geben müsse. Er mußte annehmen, daß bei der Entwickelung des menschlichen Geschlechtes auch die Leidenschaften und

Thorheiten, ja die Laster desselben mit in Anschlag gebracht worden seyen, allein er hatte darum über Moralität und Tugend keine laxen Begriffe.

5.

Es war ein Unglück für ihn, daß er sich hierüber noch nie bestimmt ausgesprochen hatte, denn nun unterlag das, was er darüber sagte, dem Misverständniß um so mehr, selbst bei solchen, von denen man es am wenigsten hätte vermuthen sollen. Zu diesen gehörte selbst der, welcher durch seinen Tadel der vollkommenen Charaktere in Wielands jugendlichen Schriften am meisten dazu mitgewirkt hatte, ihn auf eine andere Bahn zu bringen, — Lessing. Friedrich Heinrich Jacobi schrieb an Wieland über die moralische Seite des Agathon: „Ich kann mir nicht vorstellen, daß ich die Aengstlichkeit in diesem Falle zu weit treibe, da mir die Urtheile, welche Mendelssohn, Lessing und verschiedene andere, in Ansehen stehende Gelehrte, die ich zu nennen Bedenken trage, über die Moralität des Agathon gefällt haben, bekannt sind. Lessing, der diesem Werke in seinen dramaturgischen Briefen ein so großes Lob beilegte, hat in einer Gesellschaft, wo mein Bruder zugegen war, gegen die Moralität des-

selben sehr heftig deklamirt. „Als ein Werk der Kunst betrachtet, sagte er, ist die Geschichte des Agathon vortrefflich; aber ein sittlich gutes Buch ist sie nicht. Wieland hat das Resultat davon in einen einzigen Vers gebracht: Die Tugend ist, wenn wir die Weisen fragen, ich weiß nicht, was. Warum will er dem Menschen die Meinung in den Kopf und das Herz schmeicheln, die Begriffe von Tugend und Schönheit haben nichts Wesentliches in sich, es sey beinahe damit eine affaire de caprice?“ Hätten Sie wol ein solches Urtheil von einem Lessing vermuthet? Und glauben Sie mir, liebster Wieland, viele Leute, von denen sie es noch weniger vermuthen, die Ihnen laut Beifall und Bewunderung zujauchzen, urtheilen hinter Ihnen her oft eben so schief.“ Wielanden konnte kein Zweifel darüber bleiben, denn auch die öffentlichen Urtheile über zwei kleinere Gedichte philosophischen Inhalts, die einzigen, welche er in jener Zeit noch dichtete, mußten ihn davon überzeugen. Diese Gedichte sind: das Leben ein Traum, und sein Kombabus (beide im siebenten Bande). Wenn man in der ersten philosophischen Rhapsodie dem Dichter übel nahm, daß er Kato's Tugend eine Dulcinee genannt habe, und daraus folgerte, er erkläre die Tugend für eine Schimäre, so folgerte man aus dem Prolog zu der kasuistischen Erzählung Kombabus, er halte sie für wenig mehr als eine affaire de

caprice; denn mit dem Verse, den Lessing in seinem Unmuth für das moralische Resultat des Agathon erklärt hatte, hebt dieser Prolog an. Enthält aber dieser Vers ein Resultat, so ist es das von des Dichters Studium der Geschichte der Philosophie, die ja wol jeden hinlänglich überzeugen muß, daß die Philosophen von jeher über den Begriff der Tugend, wie über den der Wahrheit und Schönheit, sehr uneinig gewesen sind. Die Beispiele, welche der Dichter zum Beweise seines Satzes anführt, bezeugen dies zur Gnüge, aber weder jener Satz noch diese Beispiele beweisen, daß dem Dichter darum, weil die Philosophen sich nicht haben über den Begriff der Tugend vereinigen können, die Tugend selbst ein Unding geschienen habe. „Der müßte wol, sagt er, ein übel organisirter, unglücklicher Mensch seyn, der eines Beweises vonnöthen hätte, daß die Tugend keine Schimäre sey. Ob die Tugend eine Dulcinee sey, kann unter vernünftigen Leuten niemals eine Frage seyn. Aber ob Kato's Tugend eine Dulcinee war, darüber läßt sich wenigstens reden: und wer es behauptete, wäre darum noch lange kein Mensch, gegen welchen man das Kreutz predigen müßte.“ Wäre dieses Gedicht nicht Fragment geblieben, so war die Absicht des Dichters, in seiner eignen Person zwischen den Stoiker und Aristipp zu treten, und Frieden unter ihnen zu machen. „Er wollte in einem lebhaften Gemälde gegen den

Stoiker vorstellen, wie viel Träumerisches selbst in dem Leben der besten Menschen ist. Aber er wollte auch in der warmen kunstlosen Sprache der Empfindungen gegen Aristippen beweisen, daß die Thätigkeit des Weisen und Tugendhaften allein den Namen eines wahren Lebens verdiene, und daß, mitten unter den angenehmen oder unangenehmen Täuschungen unsrer innern und äußern Sinne, die Vervollkommnung unsrer selbst, und die Bestrebung alles Gute außer uns zu befördern, unserm Daseyn Wahrheit, Würde und innerlichen Werth mittheilen, und ein Leben, welches ohne sie der Zustand einer sich einspinnenden Raupe wäre, zu einer Vorübung auf eine bessere Zukunft, zu einem wirklichen Fortschritt auf der langwierigen, aber herrlichen Laufbahn machen, auf welcher die Geister einem Ziele, das sie nie erreichen werden, sich ewig zu nahen bestimmt sind."

Was nun aber die skeptischen Aeußerungen im Prolog des Kombabus betrifft, bei deren Anfange dem Dichter gewiß Platons Menon vorschwebte, so hätten diese nie zu einer Irrung Anlaß geben können, wenn man den von dem Dichter deutlich ausgesprochenen Zweck ins Auge gefaßt hätte.

Der große Punkt, in welchem, wie ich denke,
Wir alle einig sind, ist der: ein Biedermann

Zeigt seine Theorie im Leben.
So schön und gut sie immer heißen kann,
So wollt' ich keine Nuß um eure Tugend geben,
Wofern sie euch im Kopfe sitzt.
Warum, laßt euch dem Oheim Toby sagen,
Und Trim, dem Korporal! — Für itzt
Sey mir (mit allem Respekt vor euern Bärten und Kragen,
Kaputzen, Mänteln, Bireten, und allem Zugehör
Der Weisheit) erlaubt, euch aus der praktischen Sphär'
Ein klein Problemchen vorzutragen.

Wieland dachte also völlig wie Schiller, dem Niemand, so viel ich weiß, folgende Distichen zum Vorwurf gemacht hat.

Herzlich ist mir das Laster zuwider, doppelt zuwider
Ist mir's, weil es so viel schwatzen von Tugend gemacht.
„Wie? Du hassest die Tugend?" — Ich wollte, wir übten sie alle,
Und so spräche, will's Gott, ferner kein Mensch mehr davon.

Dies Letzte ist nun freilich nicht gut möglich, denn wir sollen über die Tugend denken, und

dabei ist das Reden darüber kaum vermeidlich. Bei dem Denken darüber aber, zumal wenn man nicht vermeiden kann, auf das, was Widersprechendes darüber bereits gedacht worden ist, Rücksicht zu nehmen, ist es kaum zu vermeiden, nicht ein Skeptiker zu werden; nicht als ob man an der Tugend selbst zweifeln müßte, sondern weil man sich zu einer Untersuchung genöthigt sieht, die man nicht für geschlossen halten kann. Bei Wieland mußte dies um so mehr der Fall seyn, da sein Studium der sittlichen Naturgeschichte des Menschen und der Geschichte der Menschheit ihn auf Probleme bringen mußte, von deren Lösung seine Entscheidung abhängig war. Sollte er vielleicht um eine strenge Theorie weniger bekümmert gewesen seyn, so war er es doch gewiß nur darum, weil er sich seinem Herzen hierüber sicher anvertrauen konnte. Im Wesentlichen hielt er fest an Wolfs Moralprinzip: Mache dich selbst vollkommen, und strebe, alles Gute außer dir zu befördern; wie es aber scheint, flossen in diesem Grundsatze, — der, wie der Augenschein lehrt, noch manche Frage veranlaßt, — die von der Selbstliebe und dem Wohlwollen hergeleiteten moralischen Grundsätze bei ihm zusammen, und wießen ihn gemeinschaftlich wieder auf seinen Shaftesbury zurück.

Muß es nun aber gleich für jetzt noch unentschieden bleiben, wie er in Ansehung des ersten Theils jenes moralischen Grundsatzes eigentlich dachte, so

ist doch kein Zweifel darüber, daß er sich es sehr angelegen seyn ließ, den zweiten Theil desselben auch als Schriftsteller in Ausübung zu bringen, denn hievon giebt sein Goldner Spiegel den unwidersprechlichen Beweis.

6.

Um dieses Werk nach seinem ganzen Werthe zu würdigen, muß man sich zurück versetzen in die Zeit seiner Entstehung, in das Zeitalter Friedrichs und Josephs. Jener, als Feldherr der Gegenstand allgemeiner Bewunderung, leuchtete nach geschlossenem Frieden durch Regenten-Weisheit hervor, und gab der Welt das seltene Beispiel, wie ein Weiser auf dem Throne handle. Ueberzeugt, daß das Volk nicht um des Fürsten, sondern der Fürst um des Volkes willen da sey, traf er Einrichtungen, zugleich zur Sicherung des allgemeinen Wohles und des Bestandes des Staats. Man kann von Einem und von Einer Zeit nicht Alles erwarten; Friedrich aber that einen Riesenschritt vorwärts, indem er den Preßzwang aufhob, der aus den katholischen Ländern auch über die protestantischen sich verbreitet hatte. Seitdem der Gedanke frei sich äußern durfte, mußte an die Stelle des herkömmlichen Mechanismus eine neue

Ordnung der Dinge treten, in welcher der Geist regierte. Es galt nun überall Selbstsehen und Selbstprüfen, und kein verjährtes Vorurtheil konnte sich diesem entziehen. Reformen aller Art mußten folgen, und sie erfolgten gemäß der Wendung, welche die Philosophie genommen hatte, in der Religion, der Politik, dem Staatsrecht, der Rechtslehre, dem Erziehungs- und Unterrichtswesen. Friedrichs Beispiel wirkte auf Viele, keiner aber nahm es sich mehr zum Muster als Joseph, der mit raschem Feuergeiste nacheiferte, eines solchen Geistes aber auch bedurfte, um über die ungleich größeren Hindernisse und Schwierigkeiten den Sieg zu hoffen. Als zwei furchtbare Gegner der Ausführung seiner edlen Entwürfe standen die Institute des Mönchthums und mehr noch des Jesuitismus da, deren Bemühungen, Finsterniß zu erhalten und zu verbreiten, und zu verwirren, um desto sicherer zu regieren, Joseph nur allzuwohl kannte, eben deshalb aber auch desto fester entschlossen war, ihnen ein Ziel zu setzen. Seit 1759 war hierin bereits in andern Ländern viel geschehen, und Joseph, mit einem Blick auf die seinigen, sagte: es muß anders werden! Der erste Schritt dazu geschah schon unter Maria Theresia, indem den Jesuiten der Einfluß auf die Universität, die Büchercensur und die Leitung des Erziehungswesens entzogen wurde. Wenn dies nicht ohne Anregung des Sohnes

geschah, den sie i. J. 1765 zu ihrem Mitregenten erklärt hatte, so war es doch nur das Vorspiel Josephs zu dem, was ihm späterhin den Vorwurf der Jesuiten zuzog, er habe die Modephilosophie des achtzehnten Jahrhunderts an Höfen herrschend gemacht und Ketzereien eingeführt, und weswegen er selbst öffentlich erklären mußte (19. Septbr. 1789), daß eine tückische und fanatische Geistlichkeit ihm verrätherische Ränke gespielt, in allen Dingen böse Absichten aufgebürdet, seinen Unterthanen ängstliches Mißtrauen beigebracht habe, und sogar versucht, als Prediger und Beichtväter, ihren Landesherrn als einen Verderber der Religion zu verschreien. So gefährlich war es für Joseph, auch nach der i. J. 1773 erfolgten Aufhebung des Ordens der Jesuiten, Friedrichen nachzueifern, und eine den Lichtscheuen verhaßte Aufklärung auch in seinen Landen zu bewirken.

Noch vor Aufhebung des Jesuiten-Ordens und Beschränkung des Mönchthums schrieb Wieland seinen Goldenen Spiegel, und es war natürlich, daß er dabei sein Auge auf Wien gerichtet hatte, wo die Morgendämmerung eines neuen Geistestages hervorbrach, und zu den schönsten Erwartungen für die Menschheit berechtigte. Sein Gefühl spricht sich in einem Schreiben an den Kaiserlichen Staatsrath Freiherrn v. Gebler aus, dem er dieses Werk als Gegengeschenk zusendete. „Wenn ich jemals, schrieb er, nach dem Beifalle von Principibus viris gestrebet

habe, so geschah es bei diesem Werke, wodurch ich unter dem Vehiculo einer ergötzenden Erzählung große, gemeinnützige, freimüthige und zum Theil kühne Wahrheiten den Edeln und den Großen unserer Nazion unter die Augen gestellt habe. Ew. HW. werden zu Ende des dritten Theils eine Stelle finden, die nur auf einen Fürsten, unter allen, die je gewesen sind, paßt. Schon seit geraumer Zeit suchte die bewunderungsvolle Liebe, die mein Herz, (welches sonst ziemlich ikonoklastische Gesinnungen zu hegen gewohnt ist) für diesen wahrhaft großen Herrn erfüllt, irgend einen Ausgang; und immer hielt mich die Besorgniß zurück, die Welt möchte das, was ein bloßes Ueberfließen eines gerührten Herzens gewesen wäre, irgend einer Nebenabsicht beimessen, wovon mich doch alles weit entfernt. Aber da sich in dem Fortgang meines Buches für die Könige eine so natürliche Gelegenheit, meinem Herzen den Lauf zu lassen, und zugleich es auf eine von allem Verdacht einiger Prätension gänzlich freie Art zu thun, anbot, konnte ich nicht widerstehen." In einem andern Briefe schrieb er demselben: „Daß dies Buch das unerwartete Glück gehabt hat, in Wien und Prag von der Bücher-Censur-Kommission gebilliget zu werden, scheint mir eine Begebenheit von guter Vorbedeutung zu seyn. Bald möchte ich in prophetischer Begeisterung mit Virgil ausrufen: Jam redit virgo, redeunt Saturnia regna. Und

billig erwarten wir von Josephs Zeiten alles, was schön und gut, und groß und herrlich ist. Glücklich, wer gelebt hat, seine Tage zu sehen, glücklich, wer dazu ersehen ist, in dem glorreichen Werke, ganze Nazionen zu bilden, zu erleuchten und glücklich zu machen, sein Gehülfe zu seyn!“

Durch dieses sein Werk wollte Wieland das mittelbar seyn, was er unmittelbar nicht seyn konnte. An seine Freundin Laroche schrieb er darüber: „Das Publikum, welches noch nicht zurück gekommen ist von der thörichten Verwunderung, mich nach einander in ziemlich verschiedenen Rollen zu sehen, wird die Augen weit aufreißen, wenn es sieht, wie ich den Großen der Erde mit einer nicht sehr gewöhnlichen Unerschrockenheit einen Spiegel vorhalte, der ihnen wahrhaftig nicht schmeichelt. Seyd deshalb ohne Furcht, meine Freunde; ich fürchte weder Bastille, noch Löwengrube, noch feurige Ofen. Habe ich auch nicht die Ueberzeugung, daß die Fürsten und Minister um dieses Buches willen mich mehr lieben werden, so bin ich doch gewiß, daß sie sich wol hüten werden, mir eine böse Miene darüber zu machen. In Ansehung Ihrer, meine theure Freundin, täusche ich mich gewiß nicht, wenn ich darauf rechne, daß Sie mich nach Lesung desselben von ganzer Seele lieben werden.“

Das Buch hätte zu keiner gelegneren Zeit erschei-

nen können, als zu der damaligen, aus welcher indeß nur Einzelnes, und keineswegs das Ganze, zu erklären ist. Das Ganze lag so sehr in dem geraden Gange von Wielands Forschungen, daß er gar nicht umhin konnte, über die Gegenstände desselben Betrachtungen anzustellen, um überhaupt zu reinen Resultaten über das menschliche Leben zu gelangen. Die Schilderung von Unschuldswelten war ehedem ein Lieblingsgegenstand für ihn gewesen; allein er hatte sich überzeugt, erst, daß diese Welten von einer ganz andern Beschaffenheit gewesen seyn müßten, als sie denen erschienen, welche lieber der Poesie als der Völkerkunde und Kulturgeschichte glauben, und dann, wie es auch damit seyn möchte, daß ein Verharren im Stande der Natur für den, offenbar zum gesellschaftlichen Leben bestimmten, Menschen unmöglich sey. Die Kinder der Natur sollen Zöglinge der Kultur werden; zu dieser aber erscheint der Staat als nothwendiges Mittel. Da indeß der Nothstaat, wie ihn die Geschichte zeigt, auf keinen Fall unbedingt für ein durchaus zweckmäßiges Mittel gehalten werden kann, indem er nur zu häufig das gehindert hat, was er hätte befördern sollen; so mußte man endlich doch wol auf den Gedanken kommen, zu untersuchen, wie denn eigentlich ein Staat beschaffen seyn müsse, um nicht durch seine Zwecke die Zwecke der Menschheit zu stören. Dies gab die Veranlassung zu dem Entwurf eines Idealstaates, der,

wie sich versteht, nirgend anders existirte als in dem Gehirn seines Urhebers. Von Platons Republik bis zu des Kanzlers Morus Utopia — eine lange Zeit — lagen der Welt dergleichen Entwürfe vor; der damaligen Zeit aber war es vorbehalten, zu fragen, ob denn von dem, was man als blos schimärische Hirngespinnste zu betrachten sich gewöhnt hatte, gar nichts ausgeführt werden könne und solle? Es war wahrhaftig nicht die Schuld der Philosophen, daß sie auf solche Fragen verfielen; wessen Schuld es war, wird die Geschichte zeigen; genug, die Zeit war da, wo diese Fragen sich nicht länger abhalten ließen, am wenigsten in Frankreich. Während Voltaire's unbequemer Witz viel Ungehöriges des Bestehenden angriff, erhielt Rousseau's Ernst immer mehr Eingang, stellten die Physiokraten ihr kühnes System auf, entwarf Marmontel ein System besserer Regierungskunst, und vertröstete Mercier auf das Jahr 2440. Wieland, welchen Merciers Traum entzückte, fing nicht jetzt erst an, diese Angelegenheit der Menschheit zum Gegenstande seines Nachdenkens zu machen, denn er hatte schon in der Schweiz aus Interesse an den politischen Wissenschaften sich zu einem Staatsmann vorbereitet, und wir wissen, daß er in seinem Cyrus das Ideal eines Regenten darzustellen beabsichtigte; sein Agathon aber liefert den Beweis, daß er, weit entfernt sich blos in der Sphäre des Idealen zu halten, die Wirk-

lichkeit in dieser Beziehung sich zu einem angelegentlichen Studium gemacht hatte. So versunken war er jedoch in diese nicht, daß er das Ideal darüber gänzlich aus den Augen verloren hätte; nur hielt er die Ideale, wie man sie für einen Staat aufgestellt hatte, für nichts viel Besseres, als für Schimären, wie denn den Idealstaat, selbst den Menschen, wenigstens noch weit über das Jahr 2440 hinaus, für unerreichbar. Er legte es daher nicht darauf an, ein Vernunft-Kunstwerk von Staat in seiner Allgemeinheit darzustellen, sondern faßte vielmehr den Staat nach seiner Wirklichkeit im Besondern auf, und zwar hauptsächlich nach der monarchischen Form, theils, weil alle Staaten in ihrem Ursprung diese hatten, theils, weil diese ihm in der That die zweckmäßigste schien, um das zu erreichen, was durch den Staat erreicht werden soll. Wären auch die monarchischen Staaten ursprünglich nicht eben auf die rechtmäßigste Weise entstanden, so wären sie doch nun einmal da, und anstatt darauf zu sinnen, wie man andere an deren Stelle setzen wolle, was vielleicht nie gelingen würde, komme es nur darauf an sie rechtmäßig zu machen, und solche Einrichtungen zu treffen, daß das Wohl der Staatsbürger dadurch gesichert und der Zweck der Menschheit dabei nicht gefährdet sey. Da nun aber in monarchischen Staaten dies zum größten Theile von dem Monarchen selbst abhänge, so sey diesen die gewisse Ueberzeugung bei-

zubringen, daß ihr eigenes Heil nur mit dem Heile des Volkes bestehe, und daß sie in eben dem Grade an der Zerrüttung und dem Untergange des Staates arbeiten, als sie die Zwecke der Menschheit in den Staatsbürgern hemmen. Dieses kann auf verschiedene Weise geschehen, je nachdem die Eigenthümlichkeit des Monarchen ihn verleitet, hier oder da störend einzugreifen; daher sey nöthig zu zeigen, auf wie verschiednerlei Weise dies geschehen könne, zugleich aber auch — Selbsterkenntniß bei dem Monarchen zu bewirken.

Zu allem diesem nun soll der Goldene Spiegel verhelfen, und wird es für jeden, der sich auf den Zauber desselben versteht. Wer in diesen Spiegel sieht, erblickt nie sein eigenes Bild, sondern allezeit das Charakterbild irgend eines Königs von Scheschian, wo es Regenten von der verschiedensten Art gab, schlaffe und gewaltthätige, wollüstige und bigotte, prachtliebende Schwelger und große Eroberer, verschwenderische und geizige, einen guten, der so hieß, und einen guten, der es war; kurz, so viele es deren gab, jeden von besondrer Art. Sieht man nun blos gedankenlos in diesen Spiegel hinein, so sieht man nichts, als solch einen Scheschianischen König; sieht man aber hinein mit Vorsatz der Selbsterkenntniß, so erblickt man auch sich selbst in einem solchen Könige, und sieht klar das Schicksal des

Staates unter ihm und das eigne Schicksal; im Hintergrunde aber allezeit Tifan, feierlich, wie in dem Augenblicke, da er im Buch der Pflichten und Rechte den Königen, seinen Nachfolgern, zurief: „Welch ein Umfang von großen, von äußerst wichtigen Pflichten! Wisset, ihr Könige, die ihr einst auf Tifans Stuhle sitzen, und den furchtbaren Eid der Treue gegen den König der Könige, und gegen das Volk, das seine Vorsehung euch anvertraut hat, auf dieses geheiligte Gesetzbuch schwören werdet, wisset, daß meine Hand zitterte, da ich diese Pflichten niederschrieb; daß ein Schauer meine ganze Seele durchfuhr, da ich ihren ganzen Umkreis überdachte. Diese Gesetze, welche wir beschworen haben, werden unsre Richter seyn! Je nachdem wir unser großes Amt wohl oder übel verwaltet haben, wird eine Nachwelt, die uns nichts als Gerechtigkeit schuldig ist, unser Andenken ehren und segnen, oder unsre ruhmlosen Namen mit Verachtung aus dem Buche der Könige auslöschen; und wegen alles Guten, welches wir zu thun unterlassen, wegen alles Bösen, welches wir gethan haben, wird dereinst ein unerbittlicher Richter Rechenschaft von unsrer Seele fordern!“

An Wieland liegt es also nicht, wenn dieser goldene Spiegel nicht recht viel genützt hat, und — noch nützt, denn noch ist die Zeit nicht vorüber, für welche es hier Warnung und Rath giebt. Das mo-

narchische Staatsleben in allen seinen Abwandlungen, von der Sultanschaft bis ins Zeitalter der Konstituzionen, ist hier umfaßt, und die verschiedenen Regierungsmaximen, die Verhältnisse der Politik und Religion, die Verhältnisse der drei Stände gegen einander und zum Staatsoberhaupt, und das dadurch bewirkte Steigen und Fallen der Staaten, sind hier so treu dargestellt, daß schon daraus viel Belehrung zu schöpfen seyn würde, wenn sie auch nicht über Gesetzgebung, Staatsverfassung und Verwaltung, öffentliche Erziehung und Prinzen-Erziehung, kurz über die wichtigsten hieher gehörigen Punkte ausdrücklich eingewebt wäre.

Manche haben den Rahmen, in den dieser Spiegel gefaßt ist, getadelt, die Einkleidung nämlich in eine an Tausend und Eine Nacht erinnernde Erzählung; allein dieser Tadel macht dem Witze der Tadler wenig Ehre. Wäre es Wielanden blos darum zu thun gewesen, zwischen Ernst und Scherz abzuwechseln, den Ton Montesquieu's zu beleben bald durch den Witz Voltaire's, bald durch den lachenden Spott Crebillons, bald durch Sterne's Laune, so würde er wol im Gange der Erzählung selbst Gelegenheit genug dazu gefunden haben: allein diese Mannichfaltigkeit in der Farbengebung war es nicht, die ihn bewog, den Ernst seiner Geschichte mit anscheinendem Scherze zu umgeben, sondern seine wahre Absicht, als er die Geschichte der Könige von Scheschian an

die satyrisch-politischen Romane Crebillons durch Einführung des Schach Gebal anschloß, war, den rechten Gebrauch des goldenen Spiegels zu zeigen. So, wie dieser, sollte ihn Keiner gebrauchen, und wer etwa Anlage dazu hätte, dem sollte aus diesem Rahmen das Bild Schach Gebals warnend entgegen treten. Nur wenn man wie Schach Gebal in diesen Spiegel sieht, wird es seyn, als wäre ein Zeitalter Friedrichs und Josephs nie gewesen, werden die vertriebenen Yafaous wiederkehren, werden die Anhänger des blauen Affen und des feuerfarbenen Affen von neuem ihr Unwesen beginnen, wird es eben so vergeblich seyn, daß eine Französische Revoluzion war, als es vergeblich war, daß der Goldene Spiegel sie zwanzig Jahre vor ihrem Ausbruch voraus zeigte.

So ging denn Wieland auch hier nur seinen gewöhnlichen Weg, weniger das aufzustellen, was seyn soll, als das, was so ist, wie es nicht seyn soll. Daß er nicht an das gedacht hätte, was seyn soll, muß dem aufmerksamen Leser des Goldenen Spiegels unglaublich vorkommen; wenn er aber der Meinung war, daß dieses aus dem, was wirklich ist, hervorgehen müsse, wer kann ihm Unrecht geben? Gewiß keiner, der wie er, Menschenkunde und Geschichte zu seinem Studium gemacht und sich daraus den Grundsatz für die Menschenleitung abgezogen hat, um die Menschen zu behandeln, müsse man sie

nehmen wie sie sind, auch wenn man zur Absicht hat, sie nicht zu lassen wie sie sind. Dieser Grundsatz gilt freilich für das Böse wie für das Gute; für dieses aber nur strebte Wieland.

7.

Ueberblickt man nun das, was Wieland, während noch nicht drei voller Jahre seines Erfurter Lebens, als Lehrer und Schriftsteller geleistet hat, so sagt man sich leicht selbst, daß er, auch bei der großen Lebendigkeit seines Geistes, so viel doch nicht ohne fast gänzliche Zurückgezogenheit und anhaltenden Fleiß hätte leisten können. Er wurde aber überdies noch mit manchen Arbeiten beschäftigt, denen er sich, wie sehr sie auch sein wissenschaftliches und schriftstellerisches Streben unterbrachen, nicht entziehen konnte, theils weil er es für Pflicht hielt, dem besonderen Vertrauen, welches seine Regierung in ihn gesetzt hatte, nach Kräften zu entsprechen, theils weil er davon die Verbesserung seiner beschränkten Lage zu erwarten berechtigt war. An ihn vorzugsweise wendete sich die Churmainzische Regierung, wo sie den Flor der Universität zu befördern beabsichtigte. Unter manchen Aufträgen, welche seine Vorschläge herbeiführten, erhielt er einst auch den, zum

Behuf der Besetzung einer Lutherischen theologischen Professur und einer Professur des Staatsrechtes und der Kameralwissenschaften, sich nach einigen Personen genauer zu erkundigen, und darüber gutachtlich zu berichten. Wieland empfahl zu der erstern Stelle vorzüglich Froriep, zu der letzteren Springer, welche denn auch dazu berufen wurden. In seinem sehr ausführlichen Berichte findet sich folgende merkwürdige Stelle, wegen deren gerade dieses Auftrages besonders gedacht wird. „Selbst der höchste Ruhm unsers gnädigsten Churfürsten (da Höchstdero besondere huldreichste Gesinnung, die Aufnahme der Akademien und die Verbesserung der öffentlichen Erziehung in Höchstdero Churlanden und davon abhangenden Staaten nachdrücklichst zu befördern, in der gelehrten teutschen Welt je länger je mehr außerordentliche Eindrücke macht), scheint zu erheischen, daß durch mehr als ein Beispiel gelehrten und berühmten Männern Lust gemacht werde, sich als Mitarbeiter an dem preiswürdigen Werke, dessen glückliche Ausführung der Regierung Emmerich Josephs die unsterblichste Glorie in den teutschen Jahrbüchern verschaffen wird, gebrauchen zu lassen. Der Anfang dazu ist gemacht; es ist keine übertriebene Prahlerei oder Schmeichelei, sondern die bloße Wahrheit, wenn ich sage, daß die allgemeine Aufmerksamkeit des gelehrten Teutschlands auf Erfurt gerichtet ist; selbst die Eifersucht gewisser Akademien,

welche leicht voraussehen, daß ihre Wagschale steigen muß, wenn die unsrige sinkt, beweiset je länger je mehr, wie groß die Erwartung ist, welche man sich von unserm Fortgange macht. Jetzt ist der wahre Zeitpunkt, wo durch anhaltenden Nachdruck die noch übrigen Hindernisse überwunden, und die Churfürstliche Akademie zu Erfurt in ihren vormaligen blühenden Stand wieder hergestellt werden kann. Nur ein oder zwei Beispiele, daß man willig sey, sich nichts dauren zu lassen, um große und solide Männer hieher zu ziehen, so wird sich das Uebrige, unter einer immer aufmerksamen, ermunternden und belebenden Aufsicht, so zu sagen, von selbst geben. Junge Männer von Genie und Ruhmbegierde werden sich um die Ehre beeifern, auf unserer Akademie lehren zu dürfen, und es wird in der Folge ein Leichtes seyn, selbige nach und nach in allen Fakultäten mit Subjekten zu besetzen, welche zusammen genommen gleichsam einen Phalanx von gründlicher, nützlicher und schöner Gelehrsamkeit ausmachen, mit welchem Erfurt allen Akademien Teutschlands wird die Spitze bieten dürfen." — In einem Anhange sagt er: „So rühmlich durch Anherberufung neuer tüchtiger Lehrer in die noch unbesetzten oder erledigten Gefache für die Aufnahme der Akademie gesorgt wird, so nothwendig will es auch seyn, werkthätigen Bedacht dahin zu nehmen, daß diejenigen beibehalten werden mögen, welche schon da sind, und der Aka-

demie nicht nur wirklich Ehre machen und gute Dienste thun, sondern noch weit größere thun könnten, wenn sie nur nach Nothdurft wenigstens unterstützt würden.“ Er empfiehlt in dieser Hinsicht vorzüglich den Professor Meusel angelegentlich zu einer Gehaltsverbesserung, damit dieser wackere Mann nicht gezwungen sey pro pane quotidiano zu schreiben, da er doch Fähigkeiten habe, Werke zu unternehmen, die der Universität und ihm selbst viele Ehre bringen würden, und er aus Mangel an Subsistenz gehindert werde, manche nützliche, aber viele Zeit wegnehmende, Kollegia zu lesen, weil er genöthigt sey, seine meiste Zeit zum Schreiben, und unglücklicher Weise zum Vielschreiben, zu verwenden.“

Während so Wieland auf jede Weise höchst thätig war, den Flor der Universität zu befördern, befand er sich selbst in der Lage, von seinem Gehalte nicht ganz sorgenfrei mit seiner Familie leben zu können; wenigstens konnte er nicht unbesorgt für die Zukunft seyn. Seine zahlreich besuchten und mit außerordentlichem Beifall gehörten Vorträge brachten ihm keinen Gewinn; er selbst hätte daher schreiben müssen auch ohne seinen inneren Trieb dazu, und seine Lage bedurfte einer Verbesserung, die er jedoch nicht der Gnade, sondern nur der Rücksicht auf seine verdienstliche Pflichterfüllung verdanken wollte. An Gleim schrieb er damals: „Ich kann ungeduldig

darüber werden, daß ich in den nämlichen Tagen, die ich mit meinem Gleim in süßem freundschaftlichem Müßiggang zuzubringen hoffte, vom Morgen bis in die Nacht über meinen Schreibtisch gebückt sitzen, und schreiben muß, woran ich nie gedacht hätte, wenn ich mein eigener Herr wäre; — aber zu Ihnen kommen kann ich nicht. Es ist unmöglich. Ich bin mit einer Arbeit beladen worden, die ich weder abschlagen konnte noch aufschieben kann. Ich arbeite mich hypochondrisch und krank, — aber, mein lieber Gleim, was thut nicht ein weiser Mann, wenn er — muß? Und was thut ein Vater nicht, wenn er durch seine Arbeit das Schicksal seiner Kinder zu verbessern hofft! — Ich kenne die Großen, Dankbarkeit ist selten ihre Tugend; indessen hofft man doch immer glücklich genug zu seyn, und eine Ausnahme anzutreffen. Man versucht alles; reussire ich, so verschaffe ich mir eine ungleich bessere Situazion, und dann soll, das schwöre ich zu den Grazien und der Freundschaft, gewiß kein Jahr vorbei gehen, in welchem ich nicht acht Tage mit meinem Gleim verlebt hätte. Das ist jetzt alles, was ich zu Ihrem und meinem Troste sagen und hoffen kann!!«

Unter solchen Umständen war nun wol am wenigsten an Ausführung der Plane für unsere Literatur zu denken, mit denen er sich ergötzt hatte, als er nach Erfurt ging. Selbst an der Erfurtischen gelehrten Zeitung nahm er keinen thätigen Antheil, denn

er lieferte nur vier oder fünf Anzeigen für dieselbe, unter denen die von Sulzers Theorie der schönen Künste Berücksichtigung verdient. Nicht, als enthielte sie die vorzüglichste Kritik, welche damals über dieses vielbesprochene Werk erschienen, — denn Wieland selbst sagt von der in den Frankfurter Anzeigen, „Sulzers Theorie ist darin, nicht etwa blos mit attischem Salze, sondern, beim Anubis! mit Salpeter und spanischem Pfeffer gerieben. Ich möchte wol wissen, wer die Recension gemacht hat. (Göthe.) Sie ist avec connoissance de cause und ungleich besser als die meinige geschrieben;" — sondern weil sie zur Beurtheilung Wielands selbst dient. Ueber Sulzer hatte sich sein Urtheil sehr geändert. „Ich bin mit ihm, schrieb er um jene Zeit, nicht zufrieden. Die Natur hat ihm versagt, was sie meinem Sterne, meinem Gleim, meinen Brüdern Jacobi und mir selbst so reichlich verliehen hat, Wärme und Gefühl. Wie sollten wir den Mann lieben können, der so wenig mit uns sympathisirt?" Weder dieses aber, noch die Gewißheit, daß Sulzer sein Gegner geworden, konnten in ihm bewirken, was sie sonst häufig bewirken, daß er das Werk mit bitterem Tadel angegriffen hätte, um sich an dem Verfasser zu rächen; vielmehr war es dies gerade, was ihn bestimmte, mit so schonender Milde zu urtheilen, als es mir möglich war ohne der Sache etwas zu vergeben. Nachdem er daher im Allgemeinen das Ver-

dienstliche des Werkes hervorgehoben, sagt er: „die häufigen Unvollkommenheiten, womit es, vermöge der Natur der Sache und der Umstände, nothwendig behaftet seyn muß, bieten einen reichen Stoff zum Tadeln dar, — — und gewiß ist, daß eine durchgängig scharfe und kaltblütige Prüfung dieses Werkes eine zur Aufnahme des Geschmacks und der Künste ungemein nützliche Unternehmung wäre. Wir wünschen sehr, eine solche Prüfung zu sehen; aber, damit sie dem Publiko so nützlich als möglich werde, wünschen wir auch, daß sie in der Gestalt von Verbesserungen und Zusätzen erscheinen möge. Denn die einzige Art zu tadeln, welche eines weisen und guten Mannes würdig ist, ist besser machen.“ In der Erwartung, fügt er hinzu, diesen Wunsch, vielleicht von dem Verfasser des Laokoon, in Erfüllung gehen zu sehen, beschränke er sein Urtheil auf eine Vergleichung dessen, was Sulzer geleistet habe, mit dem, was er leisten wollte, und des einen und andern, mit dem, was er billig hätte leisten sollen. Er läßt dem Scharfsinn und der Geschicklichkeit, von Sachen der Empfindung und des Geschmacks deutliche und bestimmte Begriffe zu geben, Gerechtigkeit wiederfahren, bemerkt aber auch anderwärts das Unbestimmte, Schwankende und Willkührliche; erklärt, daß dem Werke zu seiner größeren Vollkommenheit erläuternde Beispiele in wichtigen Artikeln, eine

Anzeige der Quellen, woraus der Verfasser geschöpft, und der besten Theoristen, welche die Gegenstände abgehandelt, fehlen. Er vermißt, daß der Verfasser nicht wenigstens von den Malern, Bildhauern und Künstlern und einigen ihrer vollkommensten Werke eben so gehandelt habe, wie von den Dichtern, und schließt seine Anzeige so: „Ueberhaupt können wir nicht verbergen, daß dieses in vielen Betrachtungen nützliche und rühmliche Werk, durch häufig vorkommende schielende Urtheile, und nur halb oder nur unter sehr genauer Einschränkung wahre Maximen, welche der Verfasser in seinem Eifer für den edelsten Gebrauch der schönen Künste (in welchen sich zuweilen etwas Misanthropie und hypochondrischer Trübsinn zu mischen scheint) von sich giebt, für viele Leser verführerisch und dem Geschmack selbst nachtheilig werden könnte. So wahr an sich selbst die Grundsätze des Verfassers von der Bestimmung der schönen Künste sind, so gewiß ist es auch, daß sie in der Anwendung eben so gröblich mißbraucht werden können, als gewisse Leute das omnia ad majorem Dei gloriam gemißbraucht haben sollen. Es ist aber hier nicht der Ort, sich in die Untersuchung dieser Sache einzulassen; der Verfasser dieser Recension behält sich vor, seine Gedanken davon in einem ausführlichen Werke über die Moral der schönen Künste der Welt vorzulegen. Ob übrigens Hr. Sulzer die hohe Mei-

nung, die er von der Noachide seines Freundes Bodmer gefaßt zu haben scheint, auch dem teutschen Publiko beibringen werde, und ob dieses das zweideutige Stillschweigen, welches er über die Lieblingsdichter der Nazion zu beobachten beliebt hat, durch seine Erklärung, „daß er es für ein Verbrechen halte, das Publikum oder die Künstler durch Schmeicheleien sich günstig zu machen," hinlänglich gerechtfertiget halten werde, lassen wir an seinen Ort gestellt seyn." — So mild berührte Wieland diese Punkte, die ihn und seine Freunde am nächsten betrafen.

Der Kreis von Freunden, die er gewann, war klein; viele literarische Bekanntschaften und Verbindungen anzuknüpfen erlaubte ihm seine beschränkte Zeit nicht; auch fühlte er, da eben diese die Verwirklichung seiner früher gehegten Plane unmöglich machte, kein Bedürfniß danach, und Briefwechsel zu unterhalten aus literarisch-politischen Zwecken, dazu war er nicht der Mann. Als er in Weimar, wohin er von Erfurt aus zuweilen reisete, Lessings Emilia Galotti in die Hände bekam, machte diese einen so außerordentlichen Eindruck auf ihn, daß er auf der Stelle an Lessing eine Art von Huldigungsbrief schrieb; den ersten, sagt er, den ich in meinem Leben an diesen großen Mann geschrieben habe. Sonst schrieb er nur an Wenige und nur an solche, die sich zuerst an ihn gewendet hatten, und

dies war selbst der Fall mit denen, die zu dem kleinen Kreise seiner Freunde gehörten, und mit denen er einen lebhaften Briefwechsel unterhielt, ehe sie sich noch gesehen hatten.

Zuerst von allen diesen ist zu nennen der liebenswürdige Dichter Georg Jacobi, auf dessen ersten Brief Wieland antwortete:

„Hochwürdiger Herr Kanonikus!

Hoch — nun ja! Wohlgeborner Herr Regierungsrath!

Welch eine Sprache von Jacobi an Wieland, und von Wieland an Jacobi! Lassen Sie mich Ihnen ohne Ceremonie sagen, mein liebenswürdiger Freund, daß der Augenblick, in welchem ich Ihren verbindlichen Brief eröffnete, einer der süßesten meines Lebens war.“

Jacobi hatte damals Halle, wo er als außerordentlicher Professor mit vielem Beifall Vorlesungen über Aesthetik und schöne Literatur gehalten hatte, wegen Mangels an Aussicht zu einem Gehalt, verlassen, und sich nach Halberstadt gewendet, wo er durch Gleims Vermittlung zu einem Kanonikus gelangt war. Das freundschaftliche Verhältniß zwischen diesen beiden bewirkte auch eine engere Freundschaft zwischen Gleim und Wieland, der sich dadurch sehr beglückt fühlte. „Gleim und Jacobi, schrieb er seiner Freundin, sind von der kleinen Zahl der

schönen Geister, die eine zu schöne Seele haben, als des Neides und der Eifersucht fähig zu seyn, und Sie wissen, daß solche zu den weißen Raben gehören." Ein Denkmal seiner Freundschaft setzte er damals beiden in seinen Grazien, indem er der Danae, welche die Geschichte der Grazien von ihm verlangte, sagt:

„Und Sie wenden sich nicht an den Dichter der Grazien?"

Meinen Sie Gleim oder Jacobi? — läßt er diese fragen, und antwortet:

Ich danke Ihnen für diesen Zweifel, Danae; er vergütet das Unrecht, das ich einem von beiden gethan hätte; ich, der stolz darauf ist, beide meine Freunde zu nennen, und es so gerne der spätesten Nachwelt sagte, daß wenigstens drei Dichter in unsern Tagen gelebt haben, welche sich so liebten, wie die schwesterlichen Musen sich lieben."

Als kurz darauf Jacobi sich in seine Vaterstadt Düsseldorf zurückgezogen hatte, vermehrte sich der Freundschafts-Kreis für Wieland durch Jacobi's jüngeren Bruder, Friedrich Heinrich, der damals noch der von seinem Vater ihm übergebenen Handlung vorstand, bald darauf aber als Hofkammerrath des Churfürsten von der Pfalz angestellt wurde, und welchem Wieland zuerst verkündigte, er werde ein großer Schriftsteller werden, woran Jacobi selbst damals noch nicht dachte. Von den

Grazien nahm dieser die erste Veranlassung, an Wieland zu schreiben, und dieser antwortete ihm: „Sie haben Recht, mein liebster Jacobi, wenn Sie mich einen glücklichen Mann nennen; ich bin es wirklich, da ich den Sokratischen Grazien die Freundschaft meines Gleim und der Brüder Jacobi zu danken habe. Wie viele schöne Seelen würden mir unbekannt geblieben seyn, welcher süßen Zufriedenheit, welcher göttlichen Wollust der Seele aus dem Gedanken, geliebt von ihnen zu seyn, würde ich entbehrt haben, wenn mir diese holden Göttinnen nicht den Gedanken eingeathmet hätten, ihre Philosophie und ihre Geschichte zu singen! Die Natur hat nie Unrecht, l. J.! Keine Liebe gleicht der, welche wir für diejenigen fühlen, in denen wir uns gleichsam vervielfältigt sehen. Ich empfinde es in dem Innersten meines Herzens, daß ich Sie, Ihren Bruder, meinen eigenen Dichter, und unsern Gleim eben so innig, durch einen eben so sanften, eben so mächtigen Zug der Natur liebe, wie meine Kinder, zwei kleine liebe Mädchen."

Wenn Wieland Georg Jacobi seinen eigenen Dichter nannte, so war dies fürwahr kein Kompliment, denn zwischen beiden mußte eine Herzens-Verwandtschaft seyn, wenn auch unter den Geistern Verschiedenheit war. Nicht aber durch Schmeicheleien suchte Wieland Jacobi'n seine Freundschaft zu beweisen, sondern zeigte stets, wie angelegen es ihm

war, daß sein Freund die Vollkommenheit erreichen möchte, die er erreichen konnte. Sein Lob und Beifall wechselten daher oft mit Tadel und mit Rath ab, welche Jacobi mit eben der Gesinnung aufnahm, mit welcher sie gegeben waren. Einst schrieb Wieland ihm: „Ihr letzter Brief hat das liebenswürdige Bild Ihres Charakters in meiner Seele vollendet. Ich kann und will Ihnen nicht sagen, wie sehr ich diese aufrichtige, unverfälschte Bescheidenheit, dieses schüchterne Mißtrauen in sich selbst, diese Bereitwilligkeit, dem Genius des Schönen alles aufzuopfern, was nicht innerlich Werth genug hat, oder vollendet genug ist, um einen Platz in seinem Tempel zu verdienen, — wie sehr ich alle diese Züge, welche zu gleicher Zeit das *edle Herz* und das *echte Genie* bezeichnen, an Ihnen liebe.“ Er gedenkt nun eines Gedichtes, welches er, ungeachtet einzelner schöner Stellen, im Ganzen für mittelmäßig erklärt, was er jedoch aus Mangel an Muße nicht en détail zeigen könne, und fährt dann fort: „Aber eine allgemeine Erinnerung erlauben Sie meiner unverfälschten, wahren Liebe. Mich däucht überhaupt, daß Sie Ihrem Geiste (wenigstens seit einiger Zeit) allzuleichte Nahrung geben. Sie verstehen mich, ohne daß ich mich zu erklären nöthig habe. Wenn ein so schöner Geist als der Ihrige, die Sokratische Schule, den Xenophon und Euripides insonderheit, zu seinen *Vertrauten* machen, sie, nach der alten, ehrli-

chen und sehr energischen Redensart in succum et sanguinem verwandeln würde, wie viel Vortreffliches würden Sie thun, wie weit würden Sie sich selbst übertreffen können! Die meisten Ihrer bisherigen Gedichte haben einen eigenthümlichen Charakter von schöner einfältiger Natur, feiner Empfindung, sanfter Freude, und von einer gewissen moralischen Grazie, welche sich leichter fühlen als definiren läßt. Diese wahren und rührenden Schönheiten werden eine auserlesene Sammlung Ihrer bisherigen Poesien ganz gewiß unsterblich und klassisch machen. Aber dennoch wünschte ich nicht, daß Sie immer in dem gleichen Tone fortführen. Man erschöpft sich gar zu leicht, wenn man sich blos auf eine Art sanfter Empfindungen und leichter lachender Bilder einschränkt, und auch der gefühlvollste Leser kann sich endlich einer gewissen Satietät nicht erwehren. Hier ist kein besserer Rath als der, den ich die Freiheit genommen habe Ihnen zu geben. Vos exemplaria graeca — Rem tibi socraticae etc. Einem Jacobi brauche ich kein Wort mehr hierüber zu sagen."

Mit solcher Freundschaft verfuhr Wieland durchaus gegen Jacobi, und ging bei seiner Beurtheilung von dessen Gedichten oft ins genaueste Detail über Ausdruck, Ton, Versbau, Musik der Verse, und am meisten bei denen Gedichten, die durch Inhalt und Gefühl ihn entzückt hatten. Wie nützlich für Jacobi

die Bemerkungen seines Freundes geworden sind, beweißt am besten die neueste Ausgabe seiner Gedichte (von 1819.)

Diese Freundschaftsdienste blieben Wielanden nicht unbelohnt; denn was Er an dem Dichter Jacobi gethan hatte, das that bald darauf dessen Bruder, der Philosoph Jacobi, an Ihm. Persönliche Bekanntschaft hatte das Band der Freundschaft zwischen diesen Dreien noch enger zusammen gezogen, und es ist um der Folge willen nicht unwichtig, hievon ausführlicher zu erzählen.

Im Mai 1771 hatte es Wieland so weit gebracht, sein Haus auf einige Wochen verlassen zu können. „Für einen Menschen, schrieb er, der so selten aus seinem Schneckenhäuschen herauskriecht wie ich, ist eine solche Reise eine Epoche.“ Sie wurde es für ihn noch in anderer Hinsicht. Der Hauptpunkt seiner Reise war Ehrenbreitstein, wo damals Laroche, welcher geheimer Konferenzrath am Trierschen Hofe geworden war, mit seiner Familie lebte. Wielands Wunsche gemäß waren dort auch die Brüder Jacobi eingetroffen, und zwar noch vor ihm selber. „Kurz darauf, — so erzählt nun Fr. H. Jacobi selbst, — hörten wir einen Wagen rollen; wir sahen zum Fenster hinaus — Wieland war es selbst. Der Herr von Laroche lief die Treppe hinunter ihm entgegen, ich ungeduldig ihm nach, und wir empfingen unsern

Freund unter der Hausthüre. Wieland war bewegt und etwas betäubt. Während dem, daß wir ihn bewillkommten, kam die Frau von Laroche die Treppe herunter. Wieland hatte eben mit einer Art von Unruhe sich nach ihr erkundigt, und schien äußerst ungeduldig, sie zu sehen; auf einmal erblickte er sie, — ich sah ihn ganz deutlich zurückschauern. Darauf kehrte er sich zur Seite, warf mit einer zitternden und zugleich heftigen Bewegung seinen Hut hinter sich auf die Erde und schwankte zu Sophien hin. Alles dieses ward von einem so außerordentlichen Ausdrucke in Wielands ganzer Person begleitet, daß ich mich in allen Nerven davon erschüttert fühlte. — Sophie ging ihrem Freunde mit ausgebreiteten Armen entgegen; er aber, anstatt ihre Umarmung anzunehmen, ergriff ihre Hände und bückte sich, um sein Gesicht darein zu verbergen: Sophie neigte mit einer himmlischen Miene sich über ihn, und sagte mit einem Tone, den keine Clairon und keine Dubois nachzuahmen fähig sind: „— Wieland! — Wieland — O ja, Sie sind es — Sie sind noch immer mein lieber Wieland!“ — Wieland, von dieser rührenden Stimme geweckt, richtete sich etwas in die Höhe, blickte in die weinenden Augen seiner Freundin, und ließ dann sein Gesicht auf ihren Arm zurücksinken. Keiner von den Umstehenden konnte sich der Thränen enthalten: mir strömten sie die Wangen herunter, ich schluchzte; ich war außer mir, und ich wüßte

bis auf den heutigen Tag noch nicht zu sagen, wie sich diese Scene geendigt und wir zusammen wieder hinauf in den Saal gekommen sind." — „Vor meiner Ankunft in dem La Rocheschen Hause hatte das sympathetische Gefühl noch kein Mal mein Herz ganz eingenommen; auch hatte ich mich noch kein Mal in dem Grade glücklich gefühlt; nunmehr schien mir mein ganzes voriges Leben Tand, und die unbedeutende Erinnerung davon hätte ich ohne Widerwillen aus meinem Gedächtniß vertilgt gesehen. Meine gegenwärtigen Freunde theilten, obzwar in ungleichen Graden, diese Empfindungen mit mir. Da ich von den übrigen etwas entfernt stand, kam Wieland auf mich zu, drückte mir die Hand, und sagte zu mir: Die Mühe gelebt zu haben lohnt sich doch, lieber Jacobi, der trüben, schmerzhaften Tage mögen noch so viel seyn; wenn sie nur zu einer Stunde, wie diese ist, führen; die ersetzt alles."

Von Wieland entwarf derselbe folgende Schilderung. „Der freimüthige, heuchellose Wieland, dem der Himmel zu der Leier des Apollo auch das erhabene Wohlwollen dieses Gottes gab, ist, seiner äußern Gestalt nach, ein zarter, hagerer Mann von mittelmäßiger Größe. Beim ersten Anblicke scheint seine Physiognomie nicht sehr bedeutend, denn seine Augen sind klein und etwas trübe, und die Menge von Blatternarben, womit seine Haut überdeckt ist, machen, daß seine Züge nicht genug hervorstechen,

um sich gehörig auszeichnen zu können. Nichts desto weniger drückt sich in seiner ganzen Geberde das Feuer seines Geistes und der Charakter seiner Empfindungsart auf eine außerordentliche und eigenthümliche Weise aus. Wenn er stark gerührt ist, so geräth sein ganzer Körper, doch auf eine fast unmerkliche Weise, in Bewegung; seine Muskeln dehnen sich aus; seine Augen werden heller und glänzender; sein Mund öffnet sich etwas; und so bleibt er in einer Art von Erstarrung, bis er einige Worte ausgesprochen, oder seinem Freunde die Hand gedrückt hat. Dieser Ausdruck in Wielands Person ist so fein, daß er den Meisten unbemerkt bleiben muß; ich aber bin mehr als einmal bis auf das Mark davon erschüttert worden. Wieland geht schnell von einem Vorwurfe zum andern über, weil er in einem Nu eine Reihe von Gedanken, oder eine Situazion durchgeschaut und durch empfunden hat: bei ihm würde es Zeitverderbniß seyn, wenn er länger dabei verweilte.“

„Seit meiner persönlichen Bekanntschaft mit Wieland, schrieb er sodann, schätze ich mich noch unendlich vielmal glücklicher, als vorhin, sein Freund zu seyn. Die natürliche, schöne und männliche Empfindsamkeit seiner Seele; die unzerstörbare Güte seines Herzens; seine warme, uneigennützige, zu Neid und Eifersucht ihn ganz unfähig machende Liebe des Wahren und Schönen; seine ungeheuchelte Bescheidenheit;

seine unglaubliche Aufrichtigkeit, und noch viele andere vortreffliche Eigenschaften machen seinen Charakter eben so liebens- und verehrungswürdig, als sein Genie. Unsere Freundschaft stieg in weniger als zwei Tagen bis zur innigsten Vertraulichkeit. Wieland sagte mir öfters: er fände sich so ganz in meinem Kopf und Herzen wieder, daß er von mir sagen könnte, wie Rousseau's Galathee, da sie mit ihrer Hand die Hand des Pygmalion berührte: c' est moi. Meinen Bruder nannte er nie anders als seinen Dichter, und versicherte, wie Horaz vom Virgil, er wäre dimidium animae suae," Dieser Dichter erinnerte sich aber auch noch im Greisenalter mit Rührung jener Tage, wo er „Wieland und Sophie Laroche zum ersten Male sah, wo beide, von den goldenen Träumen ihrer blühendsten Jahre umschwebt, sein Herz erwärmten, und seine Phantasie mit sich hinwegrückten in eine schönere Welt." Dies begeisterte ihn zu den Gedichten an Elisen, die unstreitig zu seinen schönsten gehören, und bei deren Abdruck in der letzten Ausgabe er sagt: „Noch ist es mir, als würden jene Lieder von der Abendsonne bestrahlt, in welcher ich den Vater der Musarion und seine älteste Freundin auf einer Rheinfahrt begleitete, sie meine neuesten Gedichte zu hören verlangten, und Wieland mir ein unvergeßliches Wort sagte, das, als ein Wort der Weihe, mich zu ähnlichen Gesängen begeisterte. So entstand der Schmetterling; so mehrere

kleine Werke, die mir theurer als andre sind.“ Wieland urtheilte von diesen Gedichten, daß sie das Zärtlichste, das Empfindsamste wären, was jemals Platons Amor einer schönen Tibullischen Seele eingehaucht habe, und daß er kein Mitleiden mit Jacobi's Liebesschmerzen habe, so lange er so köstliche Dinge dabei machen könne.

Von Coblenz aus schrieb Wieland an Gleim: „Wie oft hat Ihr Wieland, haben Ihre Brüder Jacobi in diesen glücklichen vierzehn Tagen, welche wir in Coblenz und Düsseldorf gelebt haben, wie oft haben wir empfunden, daß unser Gleim uns mangelte *), um vollkommen so selig zu seyn, als die Seelen in Elysium.“ Auch er bekennt, daß er zu Coblenz und Düsseldorf, in einem Rückfall der süßen Schwärmerei seiner jüngeren Jahre, viel sich vorgenommen, wovon sich aber leider wenig hoffen lasse,

---

*) Gleim war Wieland damals entgegen gereiset; und sie wollten sich zum ersten Male zu Dieburg, einem Landgute des Churmainzischen Ministers Freiherrn v. Großschlag, wo Wieland auf seiner Rückreise einige Tage verweilte, treffen, hatten sich aber da verfehlt, und sie sahen sich zum ersten Male bei Leuchsenring auf dem fürstlichen Jägerhause zu Darmstadt. Wieland schrieb hierauf an Gleim: „Ich umarme Sie, mein bester, liebenswürdiger Gleim, mit der vollkommensten Zärtlichkeit — ganz und gar zufrieden, Sie gerade so wie Sie sind und nicht anders gefunden zu haben, — und über alle Maaßen

da er seine Abhängigkeit und den Unterschied vergessen gehabt zwischen Jacobi, welcher thun könne, was er wolle, und ihm, welcher thun müsse, was er nicht wolle. Gleichwohl solle das Andenken jenes Mais und der seligen Stunden, welche die Freundschaft und die Empfindung ihrer Seelen sie habe genießen lassen, auf irgend eine Art verewigt werden.

Dies ist nun hauptsächlich durch den Einfluß von Friedrich Heinrich Jacobi geschehen, dessen feinen kritischen Takt Wieland damals zuerst kennen lernte, als sie die Grazien zusammen lasen; wobei Wieland Jacobi's kritischen Sinn mit dem zarten

---

glücklich, wenn es Ihnen auch so ist." — „Die wenigen Stunden, die wir zu Darmstadt mit einander zugebracht, haben mir das lebhafteste Verlangen zurückgelassen, mein ganzes Leben mit Ihnen zuzubringen." — Dieses bemerke ich ausdrücklich zur Berichtigung der falschen Angabe von dem Verfasser der Biographie J. G. Jacobi's in den Zeitgenossen, wo es heißt: „Gleim und Klotz lernten sich zu Lauchstädt im Nachsommer 1766 kennen, wo auch Wieland, Sophie la Roche und Jacobi sich befanden." Wie wäre Wieland im Jahr 1766 nach Lauchstädt gekommen? Ich würde dies nicht bemerken, wenn es nicht, wie sich künftig ausweisen wird, zur Rechtfertigung Wielands gegen eine Verunglimpfung desselben von dem Verfasser jener Biographie nöthig wäre.

Gefühl einer Spinne verglich. Als bald darauf Freron die Grazien auf seine Weise rezensirt hatte, schrieb Wieland an diesen Jacobi: „Ich bin nicht so gar übel mit seiner Rezension der Grazien zufrieden. Es ist wahr, es sind etliche sehr gute Stellen in diesen Grazien, und Freron sagt von diesen nichts; aber es ist auch nicht weniger wahr, daß sehr plattes Zeug mit unterläuft, und Sie erinnern sich doch, daß wir zu Coblenz beinahe den vierten Theil weggestrichen haben?“ Wieland erhielt aber von diesem Takte seines Freundes bald noch andere Beweise. Jacobi hegte den doppelten Wunsch, den Agathon vollendet, und den Verfasser desselben für sein Werk belohnt zu sehen, woran Wieland selbst noch nicht gedacht hatte. Ueber das Erste war zwischen beiden Freunden Abrede genommen, wegen des Letzteren kam der Weg der Pränumerazion in Vorschlag. Nachdem Wieland das Hinderniß dagegen durch Zurückzahlung des Honorars an die bisherige Verlagshandlung beseitigt hatte, machte Jacobi die Pränumerazions-Anzeige in seinem Namen, worin es heißt: „Die Freundschaft des Herrn Wieland, die seit ein paar Jahren eine meiner vornehmsten Glückseligkeiten ausmacht, gab mir ein hinlängliches Recht auf sein Herz, um ihn um die Fortsetzung seines Agathons anzusprechen. Viele Hindernisse wurden aus dem Wege geräumt; aber die schwierigsten darunter blieben immer zurück, und diese betraten

den Verlag. Um auch letztere zu heben, schlug ich Herrn Wieland den Weg der Pränumerazion vor, und, weil ich zugleich ein Werk der Freundschaft und ein um mein Vaterland verdienstliches Werk zu thun wünschte, erbot ich mich, die Pränumerazion selbst zu übernehmen. Es kam bei mir der Gedanke hinzu, daß, indeß unter den patriotischen Engländern ein Mann von Talenten die Früchte seiner Talente genießt, in Teutschland derjenige, welcher das Publikum ergötzt, unterrichtet, und der Nazion Ehre macht, beinahe den ganzen Nutzen seines unermüdlichen Fleißes den Buchhändlern überlassen muß, und eben dadurch dem besten Theil der Nazion, den guten und edel Denkenden jede Gelegenheit entzogen wird, sich als Beförderer der Künste und als Verehrer eines großen Mannes öffentlich zu zeigen. Diese werden mir es vorzüglich Dank wissen, daß ich sie in den Stand setze, sowohl einem ihrer Lieblings-Schriftsteller einen Beweis ihrer Bewunderung und Liebe zu geben, als auch zu der Ergänzung eines Buches etwas beizutragen, welches, nach dem Zeugniß eines Lessings, unter die vortrefflichsten unsers Jahrhunderts gehört. Herr Wieland hat dem zufolge mir versprochen, seinen Agathon mit Strenge und Genauigkeit durchaus zu verbessern; die schöne Danae ihre Geschichte erzählen zu lassen; und eine Reihe von Unterredungen hinzu zu thun, worin Archytas dem Agathon seine Philosophie

beibringet, und wodurch dieses bisher unvollendete Werk, dessen Endigung das Publikum so lang und so sehnlich erwartete, erst ein Ganzes wird.“

Wieland fühlte, daß es ihm nöthig sey, mehr als bisher an Gewinn zu denken, und schrieb bei dieser Gelegenheit an Geßner: „Meine Gemüthsart ist nicht zur Habsucht geneigt; meiner Begierden sind wenig, und diese wenigen sind mäßig. Ich bedarf wenig für mich selbst. Aber in diesem Augenblicke spielen drei kleine allerliebste Mädchen um mich herum, deren kindliche Liebkosungen und sorglose Unschuld eine Thräne der bekümmerten Zärtlichkeit in meine Augen bringt. Ich kann mit aller meiner Arbeit keine Schätze für sie sammeln; aber ich könnte doch etwas für sie thun.“ Dafür suchte nun der jüngere Jacobi noch durch mehr als die neue Ausgabe des Agathon zu sorgen; denn als Wieland jetzt wieder Veranlassung hatte auf sein früheres Projekt, eine Buchhandlung anzulegen, zurück zu kommen, bot jener sogleich bereitwillig die Hand dazu. Umstände verhinderten die Ausführung dieses Projektes; dagegen aber gedieh ein anderes zur Reife, womit, wie wir bald sehen werden, in Wielands Leben eine neue Epoche begann. Während er nun aber zunächst an der Vollendung des Agathon arbeitete, bewieß ihm Jacobi seine Freundschaft nicht blos durch Revision der Handschrift und Besorgung des Druckes, sondern auch durch seine Kritik, die auf Wieland nicht ohne Einwirkung

geblieben ist, wie schon daraus hervorgeht, daß die von Jacobi getadelten Stellen in der neuen Ausgabe umgeändert oder ganz weggelassen sind.

Sehr wichtig, und für Wieland nicht unwichtig, waren besonders zwei Bemerkungen Jacobi's: 1) daß zuweilen durch eine Vergleichung nicht nur die Einheit des Styls unterbrochen werde, sondern selbst der Charakter des Helden einen Anstrich von Lächerlichem, seine Figur eine possirliche Stellung erhalte, und dem Leser das von ihm in seiner Imaginazion sich entwerfende Bild verwirre; und 2) daß auch dann, wenn der Dichter in seiner eigenen Person spreche, gewisse Einfälle fast so lauteten, als wenn sie aus dem Munde eines Schülers des Hippias kämen. In diesem Punkte rieth Jacobi zu um so größerer Strenge, da selbst bei einem Mendelssohn und Lessing Misverständnisse dadurch entstanden wären. Aus eben diesem Grunde erklärte er sich weitläufig über zwei Hauptpunkte in der Unterredung, worin Hippias dem Agathon sein System entwickelt, nämlich über die Zweifel, welche der Sophist über das Daseyn Gottes vorbringt, und über dessen Erklärungen von der Tugend. In beiden Fällen wünschte Jacobi, daß Agathon mehr und kräftiger entgegnet haben möchte, eigentlich aber doch nur aus dem Grunde, damit auch für die, die nicht recht lesen, nichts Anstößiges vorhanden sey. Bald darauf sah er es zwar ein, daß es unthunlich sey, wünschte nun aber

doch Noten unter dem Texte. „Der Charakter des Agathon muß durchaus nicht verfälscht werden, — schreibt er — und die Situazion, welche der Dichter schildert, nicht unterbrochen. Ich habe es immer als ein Meisterstück Ihrer Kunst angesehen, daß Sie Ihre Leser in alle Irrthümer Ihres Helden mit zu verführen wissen. Man fällt in eine Schlinge, man glaubt sich herausgewickelt zu haben, und schon liegt man wieder in einer neuen. Vielleicht ist diese Methode die einzige, durch Erdichtungen zu bessern; wenn aber die Kette von Ideen und Empfindungen, die auf diese Weise durchlaufen wird, sehr lang ist, wie muß alsdann der Geist beschaffen seyn, der darüber nicht in Verwirrung gerathen soll? Es gibt Leute von robuster Gesundheit, welche aber dennoch lang anhaltende Anstrengungen von einer gewissen Art nicht aushalten können; für diese wünschte ich, daß Sie einige Karren möchten nachführen lassen, um sie darauf nachzuschleppen, oder auch wieder nach Hause zu schicken, wenn sie krank würden. Je mehr ich über die Sache nachdenke, desto bedenklicher finde ich, im Texte selbst besondere Rücksicht auf die Schwachen zu nehmen. Wenn Ihr Agathon seine Leser klüger machen soll, so müssen diese mit ihm fallen und mit ihm aufstehen; zeigte man ihnen zum Voraus den Stein, worüber er stolpert, in der Größe eines Mühlsteines, so würden sie den guten Agathon nur auslachen. Denjenigen aber, die, nach-

dem sie gefallen sind, das Ding nicht finden können, was sie straucheln machte, muß man es unter die Nase reiben, damit sie es nicht etwa im Centrum der Erde oder in den Gestirnen suchen. Hiemit bis ganz ans Ende zu warten, scheint mir aus verschiedenen Gründen bedenklich. Ich würde an Ihrer Stelle das Mittel ergreifen, einige Noten einzustreuen. Diese müßten aber nur an solchen Orten angebracht werden, wo sie die Illusion des Herzens und des Geistes nicht stören könnten."

Wieland antwortete: „Die Freimüthigkeit, womit Sie mir bittere oder doch bittersüße Wahrheiten sagten, macht Sie mir eben so verehrungswürdig, als Ihr Eifer für die Sache der Tugend. Ich bin nicht ungelehrig." Nachdem er bemerkt hat, daß er obigen Bemerkungen zufolge anstößige Stellen ausgestrichen oder verändert habe, und daß die Warnung wegen gewisser Ausdrücke und Wendungen ihn fürs Künftige vorsichtig machen werde, fährt er fort: „was aber die Dispute des Hippias und Agathon betrifft, kann ich nicht Ihrer Meinung seyn. Ich habe die Antwort, welche Agathon dem Sophisten gibt, nochmals wohlbedächtig durchgelesen, und ich finde, daß sie nicht nur die einzige ist, welche Agathon nach seiner damaligen Denkart dem Sophisten geben mußte, sondern auch die beste, allgemein überzeugendste, die irgend ein Mensch demjenigen geben kann, der die Tugend für ein Hirngespinst hält;

daß also diese Stelle wol nicht das seyn kann, was Herrn Lessing bewegen konnte, zu sagen: das Resultat dieses Buches sey, daß die Tugend sey ich weiß nicht was. Aber, sagen Sie, dies ist nicht genug, allen Misdeutungen, allen schädlichen Eindrücken, welche das System des Hippias verursachen kann, abzuhelfen. Es sollte mir leid seyn. Aber in diesem Falle weiß ich keinen andern Rath, als den ganzen Diskurs des Sophisten zu vernichten. Ueberhaupt finde ich, daß Ihr ganzes Räsonnement über diesen Punkt nichts oder zu viel beweißt; denn entweder ist nichts daran gelegen, daß manche Leute mich aus Schwachheit oder Flüchtigkeit nicht recht verstehen, oder, wenn man auf solche Leser Rücksicht nehmen soll, so muß man keinen Agathon schreiben. Verbieten Sie dem Verfasser die feinen Züge, welche in einem schiefen Kopfe zu schiefen Zügen werden, was wird übrig bleiben?“

So beeiferte man sich von beiden Seiten, den Agathon vollendeter erscheinen zu lassen. Wenn Jacobi bei seinen Ansichten die Befürchtung äußerte: „Archytas kommt etwas zu spät, um dies wieder gut zu machen;“ so behielt er hierin Recht, allein nicht in dem Sinne, wie er es gemeint hatte. Die ganze Entscheidung war nämlich berechnet auf die Unterredungen zwischen Archytas und Agathon, welche als neu hinzukommend angekündigt waren. Es kam aber blos die Geschichte der Danae hinzu, und Wie-

land mußte am Schlusse dieser neuen Ausgabe erklären, die als Anhang versprochenen Dialogen zwischen Archytas und Agathon hätten aus Ursachen, die man damals nicht voraus sehen konnte, unmöglich zu Stande gebracht werden können. So kamen sie demnach zu spät, — aber nicht blos für den Agathon, sondern für den Dichter selbst und die Beurtheilung desselben. Jacobi konnte ihn nicht falsch beurtheilen, weder in diesen Punkten, noch in Ansehung einiger im Agathon geschilderten Scenen der Liebe, denn da durfte er nur an die Stunden gedenken, die er mit Wieland in der Düsseldorfer Gallerie zugebracht hatte. Dort hatte die Maria von Guido Reni ihm eine unaussprechliche Liebe eingeflößt, und er gestand, wie stark er es gefühlt habe, daß Venus und ihr ganzer Hof neben dieser göttlichen Schönheit nicht mehr Eindruck auf ihn machen könne, als eine Phryne neben einer Panthea.

8.

Von allen übrigen Bekanntschaften, welche Wieland außerdem noch machte, gedieh keine zu solcher Freundschaft; er machte aber selbst der Bekanntschaften nur noch wenige, und die meisten davon in Leipzig, wohin er einmal auf kurze Zeit reisete, um

seinen freundschaftlichen Verleger Reich zu besuchen. Gellert war im Jahre vorher gestorben, — zu Wielands nicht geringem Verdrusse darüber, daß Jung und Alt „ein so entsetzliches Gesinge, Geplärre, Geseufze und Geheule“ — in Versen, über den Tod nicht sowol des guten Dichters, als des guten Christen, angestimmt hatte. Wenn er als Grund davon Scheinheiligkeit argwöhnte, so dürfte er dazu wol nur durch Personen aus seiner Nähe veranlaßt worden seyn, die mit vielem Vergnügen die Gelegenheit ergriffen, den Kontrast zwischen dem frommen Gellert und gewissen andern Dichtern bemerkbar zu machen. Hatte doch selbst einer seiner Kollegen, der Pater Simon Jordan, Wielands Religiosität, Sittlichkeit und öffentlichen Ruf vor Maria Theresia verläumderisch angetastet; was Wunder also, wenn ihn solcher Argwohn befiel! Wieland selbst achtete Gellerten, sagte selbst bei dessen Tode, daß ein Mann von Verdienst weniger sey, der freilich schon seit lange für die Musen und Grazien verloren gewesen: dessenungeachtet aber ist die Frage, ob Wieland, auch wenn Gellert noch gelebt hätte, dessen Bekanntschaft gemacht haben, oder, wenn er sie gemacht hätte, nicht eben so von ihm geschieden seyn würde, wie Lessing und Göthe. Er machte dagegen die persönliche Bekanntschaft zweier Freunde Gellerts; von Weiße, dessen herzlich-redliches Gedicht auf

Gellerts Tod er gewiß nicht beargwohnte, und von Garve, Gellerts damaligem Nachfolger. Von dem Ersten urtheilte er, daß er ein liebenswürdiger Mann, und einer von denen sey, mit denen er wünsche sein Leben zuzubringen; von dem Zweiten, er sey ein so philosophischer Kopf, als er jemals einen gekannt habe. Clodius scheint er nur von seiner angenehm geselligen Seite kennen gelernt zu haben, und sagte von ihm, er sey das, was man einen homme d' esprit nenne, in einem hohen Grade, und der angenehmste Gesellschafter von der Welt. Besonders hatte ihn der Maler Oeser angezogen, von welchem er an seine Freundin schrieb: „er ist von allen Männern von Verdienst, die ich in Leipzig kennen gelernt, der, den ich am meisten nach meinem Herzen gefunden habe; eine schöne Seele, ein vortreffliches Herz, bei aller der Einfachheit von außen, die sich an dem wahren Genie findet.“ Wieland und Oeser hatten auch in der That viele ästhetische Aehnlichkeit, und in der Winklerschen Gemäldesammlung müssen sie so viele Berührungspunkte gefunden haben, daß sie einander befreundet werden mußten. Indeß war doch unter allen diesen Bekanntschaften keine, die zu einer völligen Freundschaft geworden, und für das Leben und Wirken Wielands von Folgen gewesen wäre.

Eine Bekanntschaft, welche Wieland auf seiner Rückreise von Koblenz, unter sonst vielen interessanten, zu Mainz mit Karl von Dalberg, ernanntem

Statthalter zu Erfurt, machte, war ihm sehr wichtig. „Er gewann — so schrieb er *) — mein Herz in den ersten Minuten, und der Enthusiasmus von Achtung und Freundschaft, der in seinem Bezeugen gegen mich herrschte, übertraf alles was ich Ihnen davon sagen könnte. Nach der Tafel war ich eine Stunde mit Herrn v. Dalberg allein, und da bekam ich Gelegenheit, ein Genie, und einen Grad von Talenten, Wissenschaft und Fähigkeit in ihm zu entdecken, der mich in Erstaunen setzte. Die Eigenschaften des Herzens dieses vortrefflichen jungen Mannes erhöhten den Werth seiner übrigen Talente so sehr, daß ich keine Worte finden kann, Ihnen zu sagen, wie sehr ich von ihm zufrieden und von ihm eingenommen bin. Die warme und ganz kordiale Art, womit er mir öfters wiederholte, daß ich seine größte Ressource in Erfurt seyn würde, und alle andern Ausdrücke einer auf Sympathie des Geistes und Herzens gegründeten Freundschaft, machten mich durch die angenehmsten Aussichten in die Zukunft so froh und glücklich, daß Sie Ihre Freude an mir gesehen hätten, wenn Sie gegenwärtig gewesen wären.“

*) Der Brief, welcher bei Hrn. Horn irrig vom Jahre 1769 datirt ist (Br. 32.) gehört ohne allen Zweifel hieher.

Auch diese Bekantschaft aber sollte auf Wielands Leben und Wirken keinen Einfluß erhalten; dagegen wurden einige andere entscheidend dafür. Bei seinen kleinen Ausflügen nach Weimar hatte er das Glück gehabt, der verwittweten Herzogin Regentin Amalia und dem damaligen Erbprinzen Karl August, zufolge der Bekantschaft, in die er mit dem Grafen von Görz gekommen war, vorgestellt zu werden, und der vortheilhafte Eindruck, welchen seine Persönlichkeit und interessante Unterhaltung machten, hatte die wichtigste Veränderung seiner äußeren Lage zur Folge. Diese aber war die Ursache, die es ihm damals unmöglich machte, die Philosophie des Archytas aufzustellen, wie sehr ihm dies auch am Herzen lag, sowol um der Sache selbst willen, als weil er hoffte, dadurch endlich die schiefen Urtheile der Misverstehenden und Uebelwollenden zu berichtigen. Selbst an Frau v. Laroche schrieb er darüber: „Ich schmeichle mir, daß Agathon, wenn ich die letzte Hand daran gelegt und die Philosophie des Archytas hinzugefügt haben werde, ein Werk seyn wird, worin doch einige Stücke Sie befriedigen werden.“

Was nun die Veränderung seiner Lage betrifft, so ergiebt sich diese aus folgenden Auszügen der Aktenstücke aus dem Archiv der ehemaligen Universität zu Erfurt, wie ich sie der gütigen Mittheilung eines Freundes verdanke.

In einem Schreiben vom 24. Jul. 1772 ersucht die Herzogin Regentin zu Sachsen Weimar den Churfürsten von Mainz um Wielands Entlassung. Der Regierungsrath Wieland habe sich, bei dem verschiedentlich zu Weimar genommenen Aufenthalt, von einer so günstigen Seite gezeigt, daß sowol bei der Herzogin selbst der Wunsch, ihn bei Vollendung des Erziehungsgeschäftes ihrer beiden Prinzen zu gebrauchen, entstanden, als auch besonders der Erbprinz an dessen eben so angenehmem als lehrreichem Umgange solches Wohlwollen gefunden, daß er die Herzogin recht angelegentlich gebeten, beförderlich zu seyn, daß der RR. Wieland in die dortigen Dienste gelangen möge. Sie wage zwar viel durch diese Bitte, da sie wisse, wie sehr der Churfürst auf Wieland hinsichtlich der Aufnahme der Erfurtischen Universität rechne, werde aber die Gewährung dieser Bitte als einen zuverläßigen Beweis von der Wirklichkeit und Fortdauer der freundschaftlichen Gewogenheit des Churfürsten ansehen.

Wieland selbst schrieb an den Churfürsten: „Von dem Augenblick an, da die göttliche Vorsicht und E. K. G. gnädigster Ruf mich zum öffentlichen Lehrer der philosophischen Wissenschaften auf Hochdero Universität zu Erfurt bestellte, war mir nichts angelegener, als durch möglichste Verwendung für die Aufnahme dieser Akademie und für die daselbst studi=

rende Jugend des in meine Wenigkeit gesetzten gnädigsten Vertrauens mich nicht unwürdig zu zeigen. Zufrieden mit dem mir angewiesenen Platze unter dem Scepter eines Fürsten, welchen, neben so vielen andern erhabenen Eigenschaften, auch die thätige Beförderung nützlicher Künste und Wissenschaften der spätesten Nachwelt noch verehrungswürdig machen wird, hatte ich keinen Gedanken, das Glück, unter E. K. G. höchstem Schutze zu leben, mit einem andern zu vertauschen, und noch in diesem Augenblick kann ich mit reinstem Gewissen die Versicherung zu E. K. G. Füßen legen, daß keine Verbesserung meiner Umstände, keine Rücksicht auf irgend einen größeren Privatvortheil, jemals fähig gewesen wäre, mich, so lange ich E. K. G. höchster Zufriedenheit mit meinen unterthänigsten Diensten mich zu trösten gehabt hätte, zu einiger Veränderung zu bewegen. Nichts kann diese Entschließung erschüttern, als ein Antrag wie derjenige, so dieser Tage ganz unvermuthet von der Herzogin Regentin zu S. W. und E. Durchlaucht an mich gebracht worden, da nämlich Höchstgedachte Herzogin, unter solchen Umständen, welche ein ganz besonderes Zutrauen zu meiner Wenigkeit beweisen, mich zum Amt eines Instruktors S. D. des Herrn Erbprinzen von S. W. in Höchstdero Dienste zu berufen geruhet haben. Eine schuldige ehrfurchtvolle Zurückhaltung verbietet mir, E. K. G. alle die Betrachtungen, deren bewegendem

Einflusse in einer so wichtigen Sache ich mich nicht entziehen konnte, unterthänigst vorzulegen. Nur dies sey mir erlaubt zu sagen, daß in der Verlegenheit, worein mein Gemüth durch diesen unerwarteten Antrag gesetzt wurde, nichts als die völligste Ueberzeugung meines Gewissens, „daß ich die Gelegenheit durch Theilnehmung an der Erziehung und Bildung eines hoffnungsvollen und mit seltenen Fähigkeiten begabten jungen Fürsten einen vorzüglichen Nutzen zu stiften, ohne Verletzung meiner wesentlichsten Pflichten gegen Gott und Vaterland, nicht von mir abweisen könne, meinen wankenden Entschluß endlich dahin entscheiden konnte, einen Ruf, in welchem ich, allen Umständen zufolge, den göttlichen Fingerzeig unmöglich miskennen kann, keinen Platz zu geben, insofern ich E. K. G. höchste Genehmigung und gnädigste Entlassung meiner bisherigen Pflichten und Dienste zu solchem Ende erhalten haben werde."

Des Churfürsten Antwort an die Herzogin von S. W. — vom 3. August 1772 — sagt: „Wir entschließen Uns zwar ungern, unsern RR. Wieland unserer Dienste und des Amts, so derselbe zeither mit unermüdetem Eifer und allgemeinem Beifall erfüllet hat, zu entlassen; um aber zu beweisen, wie vieles Ew. Lbd. Vorwort, besonders in einer so erhabenen Absicht, über uns vermöge, und wie geneigt wir seyen, die Verbesserung der Glücksumstände

eines verdienstvollen Mannes zu befördern, überlassen wir selbigen Ew. Liebden."

Gleichzeitig wurde die Churfürstliche Regierung zu Erfurt von dieser Entschließung des Churfürsten benachrichtigt, und von dieser, unterm 11. August, Wieland in gleichem Maaße beschieden. Der Churfürst, dessen Wohlwollen für Wieland, seitdem dieser auf seiner Rückreise von Koblenz eine lange Audienz bei ihm gehabt hatte, noch erhöht worden war, hatte sich vorbehalten, daß Wieland das Prädikat eines Churfürstlich Mainzischen Regierungsrathes als ein Zeichen von seiner Achtung und Gnade und der mit der Universität zu Erfurt fortdauernden Verhältnisse fernerhin führen möchte.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gruber, Johann Gottfried, / Wieland, Christoph Martin, / Gruber, Johann Gottfried,

C. M. Wielands sämmtliche Werke

Bd.: 51

1827

Bamberg, Staatsbibliothek -- Bg.d.36#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11906795-3